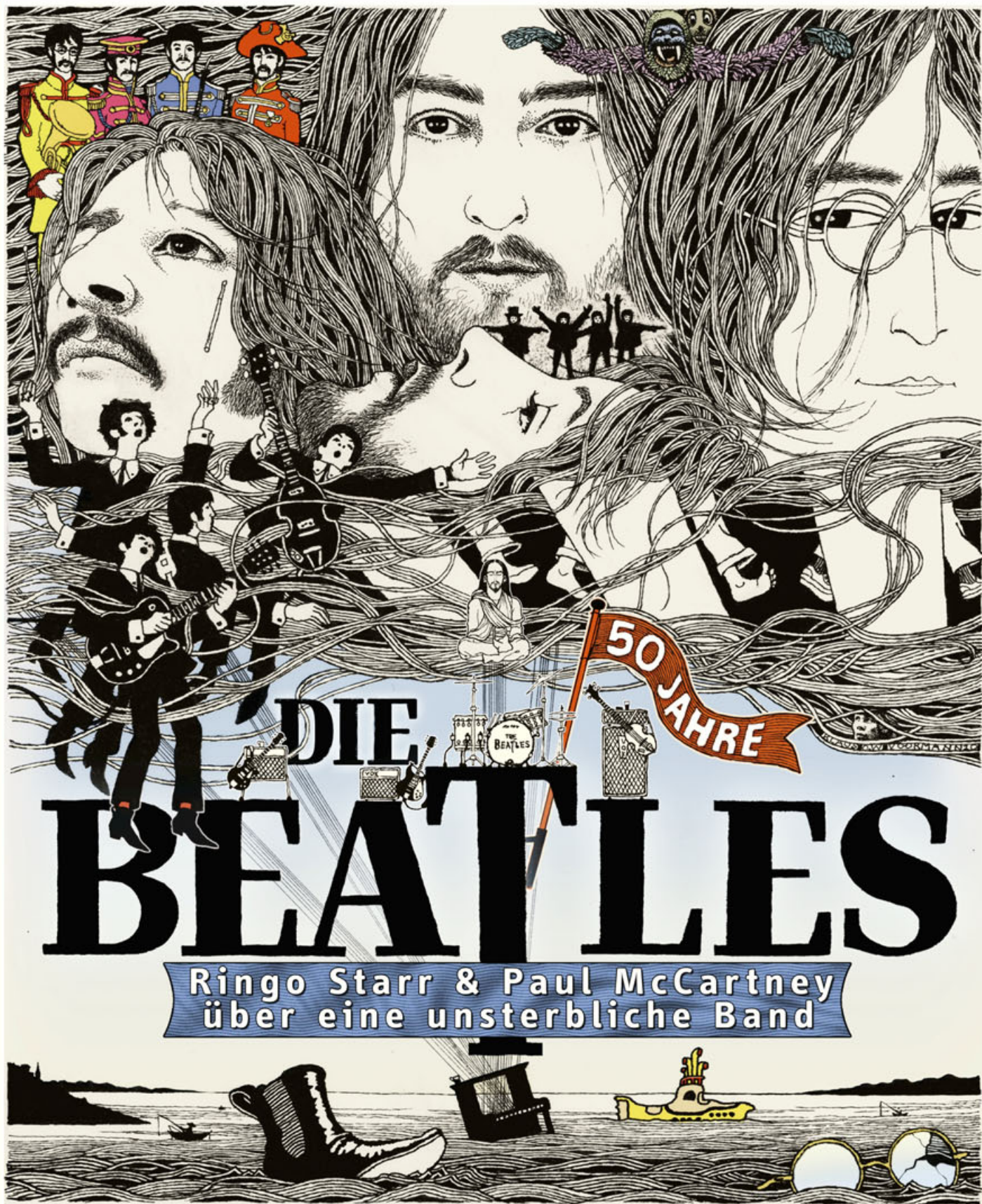




Ringo Starr & Paul McCartney  
über eine unsterbliche Band

## Hausmitteilung

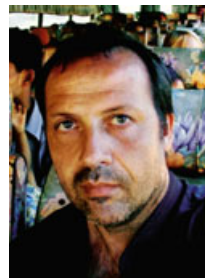
22. Mai 2010

Betr.: Titel, Thailand, Ballack

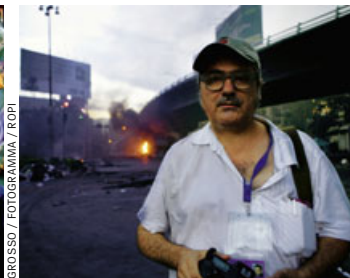
Schon die Zahlen deuten auf ihre Bedeutung für die Geschichte des Pop hin: 13 Millionen CDs haben die Beatles innerhalb eines Dreivierteljahres jüngst von alten Aufnahmen verkauft, die digital veredelt wurden – 50 Jahre nach ihrer Gründung und 40 Jahre nach ihrer Trennung. Was aber ließ die Band, die über eine Milliarde Tonträger vertrieb, zu einem einmaligen Phänomen werden? Die Titelauteurs Philipp Oehmke, 36, und Tobias Rapp, 38, spürten in Europa und in Übersee bei Gesprächen mit früheren Weggefährten der Geschichte der Beatles nach. Oehmke traf in Los Angeles Paul McCartney, 67, und Ringo Starr, 69, die beiden noch lebenden Musiker der „Fab Four“. Als der SPIEGEL-Mann darüber klagte, dass er beim Computerspiel „The Beatles: Rock Band“ ständig scheitere, tröstete ihn McCartney von Versager zu Versager: Das gehe ihm auch so (Seite 108). Das Titelbild entwarf der Zeichner Klaus Voormann, 72, als Bassist etlicher berühmter Bands und zweifacher Grammy-Preisträger selbst eine Legende. Seine Zeichnung lehnt sich an das ebenfalls von ihm geschaffene Cover der Beatles-Platte „Revolver“ von 1966 an. Die Illustration gibt es als handsignierten Kunstdruck in einer auf 250 Exemplare limitierten Auflage für 99 Euro im SPIEGEL-Shop ([www.spiegel.de/shop](http://www.spiegel.de/shop)).



McCartney, Oehmke in Los Angeles



Polenghi



Thielke in Bangkok

Tagelang waren Thilo Thielke, 42, SPIEGEL-Korrespondent in Bangkok, und der italienische Fotograf Fabio Polenghi, 45, gemeinsam unterwegs, um über den Aufstand in der thailändischen Hauptstadt zu berichten. Am Mittwoch vor Pfingsten hatten sie sich gegen 9.30 Uhr Ortszeit zunächst an einer Barrikade der Oppositionellen getroffen, bald darauf aber getrennt. Als Thielke kurz vor 12 Uhr versuchte, den Italiener auf seinem Handy anzurufen, gab es keine Antwort mehr: Es war wohl eine Armeekugel, die Polenghi tödlich getroffen hatte (Seite 76).

Zum zweiten Mal in seiner Karriere hat Michael Ballack, 33, etwas hinnehmen müssen, das Fußballspieler als Katastrophe empfinden: 2002 durfte er wegen einer zweiten gelben Karte nicht beim Finale der Fußball-Weltmeisterschaft in Japan auflaufen, nun verhindert eine Verletzung nach einem bösen Foul seine Teilnahme an der WM in Südafrika. Vor acht Jahren, nach der Gelbsperre, traf SPIEGEL-Reporter Alexander Osang, 48, den späteren Kapitän der Nationalmannschaft und war, wie jetzt wieder bei einem langen Gespräch in London, „beeindruckt von Ballacks Persönlichkeit, die solche Schicksalsschläge offenbar mit großer Ruhe verkraften kann“ (Seite 130).



Osang, Ballack in London

## Titel

50 Jahre nach der Gründung und 40 Jahre nach ihrer Auflösung sind die Beatles immer noch die erfolgreichste Band der Welt ..... 108

## Deutschland

**Panorama:** Bundeswehr trainiert Gefechte mit Taliban / Piusbrüder beschuldigen Homosexuelle / Deal der Bayerischen Landesbank immer dubioser ..... 16

**Regierung:** Der Eiertanz der Koalition ums Sparen ..... 20

**Kommentar:** Das Monster lebt noch ..... 22

**Europa:** SPIEGEL-Gespräch mit dem früheren Außenminister Joschka Fischer über das Krisenmanagement der Bundesregierung ..... 24

**Linke:** Hat Parteichef Klaus Ernst Reisen beim Bundestag falsch abgerechnet? ..... 26

**SPD:** Die Sozialdemokraten ringen um ihr Verhältnis zur Linken ..... 28

**Finanzminister:** Wolfgang Schäubles schwerer Kampf gegen die Krankheit ..... 30

**Justiz:** Nach dem Straßburger Urteil zur Sicherungsverwahrung ist der erste Täter auf freiem Fuß ..... 32

**Hochschulen:** Wie eine deutsche Elite-Universität vergebens auf amerikanische Millionen setzte ..... 35

**Essay:** Scheitert das Verfassungsgericht an Europa? ..... 36

**Atom:** Der unionsinterne Machtkampf um die Kernkraft ..... 38

**Denkmalschutz:** Die Stuttgarter Landesregierung will ein einzigartiges Industriedenkmal abreißen ..... 39

**Prozesse:** In Bremen bleibt der Tod eines Türken wohl ungesühnt ..... 40

**Zeitgeschichte:** Wollten die Sowjets 1990 mit den Deutschen über Ostpreußen verhandeln? ..... 42

## Gesellschaft

**Szene:** Wohnzimmerschmuck für Reiche / Sachbuch über die Geschichte von „Lili Marleen“ ..... 46

Eine Meldung und ihre Geschichte – in den USA wird ein Toter zum Bürgermeister gewählt ..... 47

**Jugend:** Wie der freie Zugang zu Pornografie das Liebesleben einer Generation beeinflusst ..... 48

**Ortstermin:** Ein Werber der Bundeswehr sucht in einer Hamburger Schule nach Rekruten ..... 54

## Wirtschaft

**Trends:** Lufthansa-Piloten solidarisieren sich mit ihrem Sicherheitsbeauftragten / Private Krankenkassen können nicht mit Regierungshilfe rechnen / Russischer Oligarch verklagt deutschen Partner ..... 56

**Banken:** Commerzbank-Chef Martin Blessing versucht mit allen Mitteln, den Misserfolg der Dresdner-Bank-Übernahme zu kaschieren ..... 58

**Verkehr:** SPIEGEL-Gespräch mit Bahn-Chef Rüdiger Grube über das Chaos im Personenverkehr und geplante Milliardeninvestitionen ..... 63

## Kürzen, streichen, strecken

Seite 20



Merkel

Kanzlerin Angela Merkel steht vor der größten Bewährungsprobe ihrer Amtszeit. Der aus den Fugen geratene Bundeshaushalt muss in den kommenden Wochen grundlegend saniert werden. Anders als von Hessens Ministerpräsident Koch gefordert, wird es keine Kürzungen im Bildungsetat geben. Dafür aber in allen anderen Ressorts.

RAINER JENSEN / DPA

## „Das hat sie versemmt“

Seite 24

Joschka Fischer wirft Angela Merkel ein Komplettersagen in der Euro-Krise vor. Die Kanzlerin habe sich blamiert, sagt der frühere Außenminister in einem SPIEGEL-Gespräch: „Deutschland ist in der EU isoliert wie niemals zuvor.“

## Der Anti-Ackermann

Seite 58

Commerzbank-Chef Martin Blessing ist freundlich, er gibt sich reuevoll und will die Finanzmärkte regulieren, ganz anders als Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann. Doch Blessings Erfolg ist bisher bescheiden. Um den Großaktionär Staat loszuwerden, forciert er heimlich das Investmentbanking.



## Preis der Freiheit

Seite 48

Das Internet bietet kostenlosen Zugang zu pornografischen Inhalten. Sie gehören zum Alltag der Jugendlichen – und beeinflussen das Liebesleben einer ganzen Generation.

CARSTEN KOHL



## Bangkok brennt

Seite 76

SPIEGEL-Korrespondent Thilo Thielke über den Tag, an dem die Armee das Lager der Regierungsgegner räumte und an dem sein italienischer Freund Fabio Polenghi starb

## Mit Hightech gegen die Abholzung

Seite 86

Erst vor 41 Jahren wurde das Volk der Surui „entdeckt“, jetzt wehrt es sich mit Internet, GPS und Google Earth gegen die Zerstörung seines Regenwaldes. Demnächst wollen die 1300 Indianer in den Emissionshandel einsteigen.

## Kampf um Pharaonenschätze

Seite 96

Seine TV-Auftritte als Mumienmagier und Showman mit Schlapphut machten ihn berühmt. Nun erhebt Ägyptens schillernder Antikenchef Zahi Hawass Klage gegen westliche Museen. Sechs Wunderwerke der Pharaonenzeit will er zurück.

## Der Unvollendete

Seite 130

Er begann als Spieler in der DDR, wurde im Westen zum größten Fußballstar. Michael Ballack hat seine Karriere immer genau geplant. Wegen einer Verletzung verpasst der Kapitän der Nationalmannschaft nun die Weltmeisterschaft.

Ballack



**Arbeitnehmer:** Eine Serie von Todesfällen verunsichert die Manager der größten Elektronikfabrik Chinas ..... 66  
**Internet:** Im Netz wird eifrig über die Wiedereinführung der D-Mark spekuliert ..... 68

### Medien

**Trends:** „heute-show“ verärgert die ZDF-Oberen / Verleger fordern Steuerprivileg für digitale Produkte ..... 69  
**Verlage:** Die Branche knüpft große Hoffnungen an das iPad ..... 70

### Ausland

**Panorama:** Hisbollah rüstet auf / Streit um das Nilwasser ..... 74  
**Thailand:** Bericht aus dem Bürgerkriegsgebiet Bangkok ..... 76  
Was kommt nach dem Aufstand? ..... 78  
**Jemen:** Nach elf Monaten Geiselnhaft wurden zwei deutsche Kinder freigelassen – an der Bundesregierung vorbei ..... 79  
**Diplomatie:** Der umstrittene Iran-Deal des Lula da Silva ..... 80  
**Griechenland:** Die Zahl der Touristen auf Kreta geht zurück ..... 82  
**Debatte:** Das Endspiel um Afghanistan hat noch nicht einmal begonnen ..... 84  
**Brasilien:** Der Kampf der Surui-Indianer um den Regenwald im Amazonasgebiet ..... 86  
**Global Village:** Guangzhou – die Stadt der afrikanischen Arbeitsmigranten in China ..... 91

### Wissenschaft · Technik

**Prisma:** Verjüngungskur für Hirnzellen? / US-Militär lässt Flugauto entwickeln ..... 94  
**Archäologie:** Pharaonenschätze zurück an den Nil – der moralische Feldzug des ägyptischen Antikenchefs ..... 96  
**Tiere:** Die umstrittene Zucht und Haltung von Wolfsmischlingen ..... 102  
**Umwelt:** Wie gefährlich ist das Uran im deutschen Trinkwasser? ..... 104

### Kultur

**Szene:** Gerangel um die Teilschließung der Hamburger Kunsthalle / Die Filmdramen in Cannes ..... 106  
**Zeitgeschichte:** SPIEGEL-Gespräch mit dem Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki über seine lebenslange Rebellion und die Leidenschaft für Verrisse ..... 122  
**Bestseller** ..... 124  
**Skandale:** Die Auseinandersetzung um die Auslieferung des Regisseurs Roman Polanski in die USA wird schriller ... 126  
**TV-Kritik:** Der unheilbare Erfolg der Krankenhausserie „In aller Freundschaft“ ..... 128

### Sport

**Szene:** Bursaspor-Profi Ivan Ergić über das dramatische Saisonfinale der türkischen Liga / Jens Lehmanns oberlehrerhafte Memoiren ..... 129  
**Fußball:** Die unvollendete Karriere des Michael Ballack ..... 130

**Briefe** ..... 8  
**Impressum, Leserservice** ..... 136  
**Register** ..... 138  
**Personalien** ..... 140  
**Hohlspiegel/Rückspiegel** ..... 142

**Titelbild:** Illustration Klaus Voormann für den SPIEGEL; Foto Umklapper: DDP



SPIEGEL-Titel 20/2010

„Man kann das eigene Wohnzimmer im Kolonialstil, Barock oder auch im Stil der zwanziger Jahre gestalten. Frisch vom Tischler gefertigt. Erlaubt ist, was gefällt. Was spricht eigentlich dagegen, das auch mit deutschen Städten zu machen? Raus mit dem Fünfziger-Jahre-Wohnbau, raus mit dem Technischen Rathaus, her mit der Stadtschlossfassade!“

Claudia Heinzl aus Raab in Österreich zum Titel „Aus Schutt und Schuld – Der unglaubliche Wiederaufstieg der Deutschen nach 1945“

## Geistige und materielle Armut

Nr. 20/2010, Titel: Aus Schutt und Schuld – Der unglaubliche Wiederaufstieg der Deutschen nach 1945

Die Nachkriegsarchitektur nachträglich zu einem Stil zu erheben und in eine Reihe mit dem Barock oder der Gotik zu stellen gleicht dem Versuch, durch gute Worte einer Käsestulle den Status eines vollwertigen Mittagessens geben zu wollen. Unterhaltsam findet so was nur, wer ohnehin schon satt ist.

DORTMUND

ANDREAS ALTHOF  
SPIEGEL ONLINE FORUM

Auch ohne Bombenkrieg war das Schicksal vieler Altstädte in Deutschland besiegelt, schon vor Ausbruch des Krieges. Für die Stadt Burgdorf (heute Region Hannover) etwa war 1938 bereits das „Große Siedlungsbauprogramm“ fertig. Es sah den vollständigen Abriss der Altstadt vor, weil diese „dem deutschen Menschen nicht würdig“ sei. Man nannte dies „Aufhebung von Wohnraum“ oder auch „Entwöhnung“.

UETZE (NIEDERS.)

RALF BIEROD

Der Titel, vor allem der Untertitel, auch das Titelfoto versprechen einen informativen Artikel über die Geschichte Nachkriegsdeutschlands. Stattdessen ein öder Sermon über die deutsche Architektur des Wiederaufbaus: zum Gähnen!

WUPPERTAL

DR. REIMAR KROLL

Für diejenigen, die die Erfolge des Wiederaufbaus selbst miterlebt haben, ist diese Ära häufig mit positiven Aspekten besetzt. Bedauerlicherweise sind die Erfahrungen und Gefühle früherer Generationen mit den Gebäuden jener Zeit aber nicht transportierbar. Unsere Nachkommen werden deshalb mit Innenstädten leben müssen, deren äußere Anmutung dann nur noch dem entspricht, was sie wirklich sind und waren: Beispiele für die geistige und materielle Armut der Nachkriegszeit.

HANNOVER

LUTZ JANSEN  
SPIEGEL ONLINE FORUM

Prima Idee. Zwecks Geschichtsbereinigung und ästhetischer Harmonisierung könnten wir natürlich auch sämtliche Nachkriegsarchitektur in Osteuropa wieder abreißen lassen. Das wäre dann immerhin traditionsbewusst, im Zertrümmern sind die Deutschen halt erfahren.

BERLIN

ULRIKE STEGLICH

Lange Zeit nahm ich an, mein Heimatstädtchen sei im Krieg zerstört worden. Dann erfuhr ich, dass es sich um eine Mo-



Fußgängerzone in Mülheim an der Ruhr  
Öde Klötze ohne Mieter

dernisierung der fünfziger Jahre handelt. Die Fachwerkalstadt wurde abgerissen und durch eine vierspürige Durchgangsstraße mit öden Klötzen ersetzt, die heute kaum noch Mieter finden. Im Grunde ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit unserer Wohnorte, durch das man mit der Vergangenheit unbewusst wohl auch die Schuld tilgen wollte.

AUMÜHLE (SCHL.-HOLST.)

MATTHIAS REISNER

Eine schöne Wiedergabe deutscher Architekturgeschichte. Aber gleich zu Anfang Wiederaufbau und -vereinigung unter ein Dach zu stellen ist zumindest aus gestalterischer Sicht fragwürdig. Vielleicht könnte man an manchen Stellen des deutschen Umbaus erst mal Zeit vergehen lassen, bevor man die Lücken schließt und vermeintliche Fehler revidiert. Berlin ist wohl das beste Beispiel hierfür.

WIEN

BENEDIKT SEQUEIRA

Ihr Beitrag verdeutlicht, welcher irreparable Schaden durch den Bombenkrieg entstanden ist. Die Rückbesinnung auf die historische gewachsenen Innenstädte wird jedoch deren weiterem Wandel nicht entgegenstehen. Stichworte für diesen Wandel sind etwa der Zwang zum energetischen Bauen oder der Schrumpfungsprozess in strukturschwachen Räumen, zu denen auch viele Großstädte gehören.

MÜNCHEN

INGOLF HEINEMANN

Der bauwirtschaftliche Größenwahn der sechziger und frühen siebziger Jahre in Ost- und West-Berlin verhindert eine Erinnerung an die europäische Geschichte dieser Orte. Unter den Folgen dieser Fehlplanungen – einseitiger technisierter und autogerecht gestalteter Stadträume – leidet Berlin bis heute. Ohne eine behutsame Wiedergewinnung der Mitte kann die Teilung Berlins nicht überwunden werden.

HAMBURG

MARKUS ERICH-DELATRE

## Ritt auf der Schnecke

Nr. 19/2010, Kirche: SPIEGEL-Gespräch mit dem Bamberger Erzbischof Ludwig Schick über den Missbrauchsskandal und den Zölibat

Es ist öffentlich nicht bekannt, wie viele Bischöfe in den letzten hundert Jahren das Versprechen der Keuschheit nicht halten konnten. Eines ist ganz sicher, es waren sehr viele! Ratzinger dürfte Zahlen kennen.

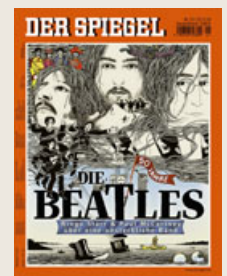
NEUENBURG AM RHEIN

EWALD SCHNITZLER

Die vermeintliche Fortschrittlichkeit der Gedanken des Erzbischofs Schick gleicht einem Ritt auf der Schnecke. Auf die berechtigte Frage, ob auch Frauen zum Priesteramt zugelassen werden sollen, meint er, dies sei für ihn kein Thema, da es im

## Diskutieren Sie auf SPIEGEL ONLINE

- **Titel** Waren die Beatles die beste Band aller Zeiten? [www.spiegel.de/forum/Beatles](http://www.spiegel.de/forum/Beatles)
- **Jugend** Sind Teenager durch Internet-Pornos abgestumpft? [www.spiegel.de/forum/Netzluebe](http://www.spiegel.de/forum/Netzluebe)
- **Schuldenkrise** Bildung, Kultur, Subventionen – Wo kann Deutschland sparen? [www.spiegel.de/forum/Sparen](http://www.spiegel.de/forum/Sparen)



Augenblick nicht vermittelbar sei. Bei anderen Themen jedoch (Homosexuelle, Heirat von Geschiedenen, Verwendung von Kondomen) scheint ein anderer Maßstab angelegt zu werden. Die tatsächlich vertretene Meinung der Institution ist für viele Gläubige nicht ersichtlich. Kann es sein, dass ein offenerer Umgang mit diesen Themen zwar einen Teil der Gläubigen erschrecken würde, eine große Mehrheit der Kirche aber wieder näher bringen könnte?

BAD BUCHAU (BAD.-WÜRTT.) SUSANNE KNEIßLE

Solche SPIEGEL-Gespräche sind langweilig. Die Kirche hat keine Antworten auf die Fragen des dritten Jahrtausends. Die Frohe Botschaft, vom Herrn Erzbischof verkündet, macht in Wahrheit nicht froh. Die „Schafe“ laufen reihenweise davon.

AACHEN HARTMUT NEUMANN

Bischöfe wurden bisher aus der Priesterschaft auf welchem Weg auch immer berufen. Für die Priesterschaft kann Bischof Schick sich vorstellen, den Zölibat nicht bindend zu machen, für Bischöfe müsse er aber gelten. Bedeutet das, brillante Theologen, die heiraten, können keine Bischöfe werden, oder werden deren Ehefrauen nach Berufung in das Amt per Scheidung in den Stand der Haushälterin versetzt? Etwas kurz gesprungen, Herr Bischof, auch wenn Ansätze den Weg in die richtige Richtung weisen.

KASSEL UWE RETTING

Es ist einfach köstlich zu beobachten, mit welcher Chuzpe die „Würdenträger“ die Untaten der einzigen – und dazu auch noch „allein selig machenden“ – Kirche verharmlosen.

DAVOS (SCHWEIZ) HORST SIMON

Wenn es in der Kirche mehr Typen gäbe wie Erzbischof Ludwig Schick, würden Papst & Co. schneller aus der verheeren-



**Erzbischof Schick**  
*Etwas kurz gesprungen*

den Imagekatastrophe herauskommen. Endlich mal offene Worte und klare Ansagen. Lob aber auch für die Redakteure: intelligente und taffe Fragen. Das ist SPIEGEL at its best!

KÖLN FRANK BEHRENDT



**Illustration der David-Legende**  
*Begrenzt rezepttauglich*

## Was für ein Dilemma!

Nr. 19/2010, Essay: Politikwissenschaftler Herfried Münkler über asymmetrische Kriege

Auch der Islam kennt die Geschichte von David und Goliath und somit die „Moral von der Geschicht“, dass David nämlich gewinnt, weil er ein höheres Ideal vertritt und somit göttlichen Beistand hat. Aus Ihrem Essay könnte man schließen, dass der Westen in Afghanistan moralisch unterlegen ist, das heißt aus niederen Gründen handelt. Wie einst Goliath ist er auf Raub und Beute aus. Der Gegner ist moralisch überlegen, mit Gottes Beistand verteidigt er seine Heimat. Die Alternative lautet: Kaufen wir uns Unterstützung. Was für ein Dilemma, Wasser auf die Mühlen der Taliban.

LEIPZIG THOMAS KÖHLER

Eine sehr treffende Parabel. Die darauf fußende Analyse wäre exzellent, wenn man sie so um 2002/03 für eine Prognose hätte verwenden können. Zum jetzigen Zeitpunkt kann man allerdings sagen, dass es sich nur noch um eine Nacherzählung all dessen handelt, was jeder schon lange sehen kann.

SCHENEFELD (SCHL.-HOLST.) WOLFGANG WESTPHAL

Biblische Legenden taugen nur begrenzt als Rezept für moderne Kriege. Asymmetrien gab es immer wieder auch zwischen hochgerüsteten Gegnern, wobei die technische Überlegenheit meist den Ausschlag gab. Die amerikanischen Atombomben etwa beendeten den Krieg im Pazifik. In Afghanistan werden weder die Amerikaner noch Franzosen auf Luftwaffe und Kampfhubschrauber noch Kanadier und Dänen auf Kampfpanzer oder Niederländer auf Panzerartillerie verzichten.

PRIEN AM CHIEMSEE BRUNO MELLINGER

## Reisebus auf dem Radweg

Nr. 19/2010, Luftfahrt: Sichtflüge während des Vulkanasche-Alarms waren gefährlicher als bekannt

Der kontrollierte Sichtflug (CVFR) ist für Lufträume mit hoher Verkehrsdichte gedacht. Blödsinn ist es allerdings, Passagierjets nach CVFR auf die Reise zu schicken – genauso gut könnte man einen Reisebus auf einem Radweg fahren lassen: Irgendwie geht das zwar, nervt aber alle. Wo waren an diesem Wochenende eigentlich die ach so kompetenten Fachleute in den Verkehrsbehörden, die diesen Unsinn hätten verhindern können?

PENZBERG (BAYERN)

BERNHARD PFENDTNER



DOMINIK BENSCH (O.); RAINER BEXTEN (U.)

### Passagierflugzeuge

*Mythos Sicherheitsstandard?*

Wenn man sieht, wie hier die Flugsicherheit den kommerziellen Interessen der Airlines nachgelagert wird, mag man gar nicht daran denken, wie es um diese Sicherheit bestellt wäre, wenn – wie schon einmal geplant – die Deutsche Flugsicherung privatisiert würde.

LIEDERBACH (HESSEN)

JÖRG HAMMACHER

Ich fliege nur mit Lufthansa und Germanwings – wegen der, wie ich bisher glaubte, hohen Sicherheitsstandards. Da bin ich wohl einem Mythos aufgesessen. Menschen in einer Art Blindflug, genannt Sichtflug, durch die Lande kutschieren zu lassen ist verantwortungslos und geschäftsschädigender, als Maschinen ein paar Tage am Boden zu lassen.

BONN

HEDWIG MAURACH

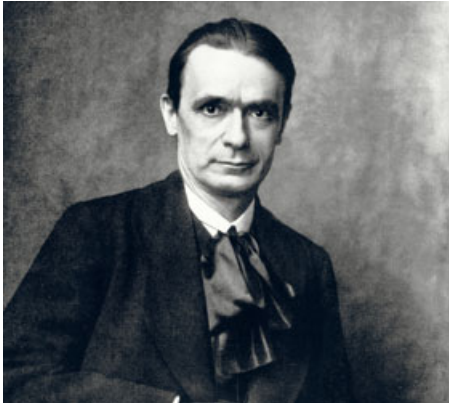
## Mit Rücksicht auf den Zeitgeist

Nr. 19/2010, Ausstellungen: In Wolfsburg wird der Esoteriker und Anthroposoph Rudolf Steiner als Vordenker präsentiert

Wer wie Tobias Rapp die Anthroposophen als „ziemlich durchgedrehte christliche Splittergruppe“ bezeichnet, muss natürlich als paradox empfinden, was diese Gruppe in der deutschen Gesellschaft alles bewirkt. Und wer Rudolf Steiner einen „großen Irren der deutschen Kulturgeschichte“ nennt, beweist damit, dass er noch nie in einem „Irrenhaus“ war und sich von den kulturellen Leistungen der „Irren“ selbst überzeugt hat.

KIEL

WOLFGANG GÄDEKE



TELEBUNK

**Anthroposoph Steiner um 1916**  
*Kompetenzen im „tatsächlichen Leben“*

Verbreitet fallen Waldorfschüler im „tatsächlichen Leben“ wegen vielseitiger Kompetenzen auf, was Steiners Ansichten mindestens Berechtigung, keinesfalls aber derartige Diffamierung verschaffen sollte.

HAMBURG

TIM VERSTEEGEN

Warum berichten Sie nicht über die zahlreichen, weltweit vorhandenen anthroposophischen Sozialeinrichtungen, die von Behindertenarbeit über Altenbetreuung bis Drogentherapie ihren Beitrag zu einer sozialeren Welt leisten und von Fachleuten hoch angesehen sind? Was Steiner vor hundert Jahren geschrieben und gesagt hat, wendet jeder ernstzunehmende Anthroposoph in Rücksichtnahme auf den Zeitgeist an.

POTSDAM

MAX SCHMIGALLA

**Zweifellos gefährdet**

Nr. 19/2010, Baden-Württemberg: Justizminister Ulrich Goll entpuppt sich als Waffenfan

Ein Minister, der mit seiner Waffe in archaischer Wildwestmanier Konflikte lösen will, ist ein denkbar schlechtes Vorbild. Er macht sich selbst zum Richter über Leben und Tod. Der Besitz von Schießseisen sollte verboten werden, denn es ist eine Illusion zu glauben, mit einer der weltweit circa 650 Millionen Schusswaffen würde ich meine Sicherheit erhöhen.

HOLZGERLINGEN (BAD.-WÜRTT.)

KARL WEIS

Es gibt Argumente für den Waffenbesitz des Herrn Goll. Als Justizminister ist er zweifellos als gefährdete Person anzusehen. Wenn er sich selbst schützen möchte, um sich privat freier bewegen zu können, ist dies verständlich. Wie die Vergangenheit zeigt, ist auch ein Personenschutz keinesfalls eine Garantie gegen lebensgefährliche Angriffe (siehe Lafontaine, Schäuble). Dass Herr Goll zudem wohl durch den Verzicht auf Personenschutz Millionen an Steuergeldern spart, sollte man auch nicht unerwähnt lassen.

STUTTGART

GERHARD CRAMER

**Moderne Zauberlehrlinge**

Nr. 19/2010, Spekulant: Warum die Hauptakteure der Krise so handeln müssen, wie sie handeln

Diese Spekulant: sind zwischenzeitlich selbst Getriebene. Denn mit dem Untergang des von ihnen geschaffenen globalen Finanzsystems wäre ihr eigener Untergang programmiert. Sind sie nicht moderne Zauberlehrlinge? Wann kommt endlich der Meister und gebietet Einhalt?

SOPHIENHOF (THÜR.)

WOLFGANG JÖRGENS

Ihre glasklare Analyse belegt, dass sich komplexe Systeme unter dem Mythos immer besserer mathematischer Berechenbarkeit verselbstständigt und zugleich fast völlig von der Realwirtschaft abgekoppelt haben. Es gibt nicht mehr die „Bösen“, deren Treiben man mal eben beenden könnte, es gibt nicht den Stecker, den man nur ziehen müsste. Dass jetzt die Weltwirtschaft kollabieren könnte, ist der Hybris bei der Anwendung immer perfekterer, aber nicht mehr kontrollierbarer Finanzstrukturen zu verdanken.

BERLIN

PROF. DR. JO GROEBEL

Eine grandiose Zustands- und Verhaltensbeschreibung. Doch beherbergt die Logik des Bankrotts eine viel einfachere Erkenntnis. Nämlich die, dass das Denkvermögen, aus Vorgefallenem die richtigen Schlüsse zu ziehen, bei ausnahmslos allen Mitspielern nicht vorhanden ist.

KIEL

JAN-PHILIPP KÜPPERS



HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

**Händlersaal in Frankfurt am Main**  
*Programmiert auf Spekulant:logik*

Als ob die Spekulation auf den Finanzmärkten von Computern verursacht würde! Wer hat denn diese Computer darauf programmiert, unter allen Entscheidungsmöglichkeiten stets die mit dem höchsten Profit zu wählen? Bin ich etwa nicht mehr verantwortlich für die Folgen meines Tuns, wenn ich mich mit abgeschaltetem Gewissen einem Computer unterordne und diesen auf gnadenlose Spekulant:logik programmiere?

LOHR (BAYERN)

MICHAEL FEY

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)



Bundeswehrübung in Hammelburg

AFGHANISTAN

## Bundeswehr rüstet sich für neue Kämpfe

Die Bundeswehr bereitet die Soldaten, die demnächst die Truppen in Afghanistan verstärken sollen, intensiver denn je auf Kampfsituationen und Gefechte mit den Taliban vor. Damit reagiert sie auf die zwei tödlichen Attacken im April, bei denen insgesamt sieben Bundeswehrsoldaten ums Leben kamen. Besonders die Infanterieeinheiten, die bald nach Nordafghanistan geschickt werden, trainieren nun gezielt Taktiken, um sich aus Hinterhalten zu kämpfen. Zudem sind im Heeresausbildungszentrum in Hammelburg kurzfristig mehrere aktuelle Modelle des gepanzerten Transportfahrzeugs „Dingo“ bereitgestellt worden, um schnelle Ausweichmanöver in Gefechtssituationen proben zu können. Nach dem tödlichen Hinterhalt Anfang April

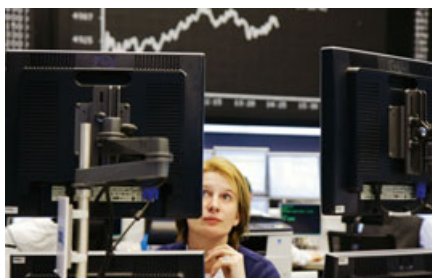
gab es heftige Kritik an der Ausbildung der Einheiten für den Isaf-Einsatz, da die deutschen Soldaten oft erst im Einsatzland richtig mit den „Dingos“ trainieren konnten. Die Bundeswehr rechnet in den nächsten Monaten mit neuen blutigen Auseinandersetzungen mit den Taliban. Vorsorglich haben die Planer für die Einheiten auch mehrere Übungen zur Erstversorgung von Schusswunden und zum Abtransport von Schwerverletzten unter feindlichem Feuer als feste Bestandteile in den Trainingsplan aufgenommen. Zudem bereiten sie die Soldaten, die im Juni nach Afghanistan verlegt werden, auf gemeinsame Operationen mit der US-Armee und den afghanischen Sicherheitskräften vor.

KAPITALISMUS

## „Partner der Finanzdienstleister“

Kanzlerin Angela Merkel (CDU) und Vizekanzler Guido Westerwelle (FDP) haben sich neuerdings dem Kampf gegen die „Exzesse“ (Westerwelle) des Finanzkapitalismus verschrieben und fordern Regulierungen bis hin zu einer Transaktionssteuer. Es ist eine deutliche Abkehr von ihren früheren Positionen. In den Jahren von 2001 bis 2003, als Rot-Grün den Finanzmarkt deregulierte und Hedgefonds zuließ, reichten der damaligen Opposition die Gesetze von Rot-Grün vorne und hinten nicht. In der Drucksache 15/748 des Deutschen Bundestags etwa befindet sich die damalige Oppositionschefin Angela Merkel in einem Antrag zur

„Förderung des Finanzplatzes Deutschland“: Die deutsche Finanzdienstleistungswirtschaft sei „zunehmend zum verlängerten Arm des Staates geworden, um Kontrollfunktionen wahrzunehmen. Bestehende wie auch geplante Regelungen sind deshalb auf ihre Sinnhaftigkeit und Verhältnismäßigkeit zu überprüfen“. Die Dereguliererin Merkel fordert die Bundesregierung auf, sich selbst „als Partner der Finanz-



Börse in Frankfurt am Main

dienstleister zu verstehen“. Sie solle sich „für die Vermeidung von neuen bürokratischen Belastungen für die Marktteilnehmer einsetzen“. Noch weiter ging Merkels Parteifreund Roland Koch. Der hessische Ministerpräsident nannte Pläne für eine Spekulationsteuer einen „Anschlag auf den Standort Deutschland“ und regte Steuervorteile für ausländische Investmentbanker an. Auch FDP-Fraktionschefin Birgit Homburger leidet unter Gedächtnisschwund. In der Debatte nach Merkels Regierungserklärung am vergangenen Mittwoch bezichtigte sie die SPD, sie habe mit ihrer Finanzmarktgesetzgebung den Spekulanten in Deutschland erst Tür und Tor geöffnet. Das stimmt zwar, unterschlägt aber, dass die Liberalen seinerzeit die Deregulierungsgesetze von Rot-Grün abgelehnt hatten, weil sie ihnen nicht weit genug gegangen waren.

## ENERGIE

### Schavan stellt Fusionsreaktor in Frage

Bundesforschungsministerin Annette Schavan (CDU) geht angesichts explodierender Kosten auf Distanz zum geplanten internationalen Kernfusionsreaktor „Iter“. Kurz vor dem Treffen der EU-Forschungsminister verschärft Schavan ihre Kritik daran, dass die EU-Kommission nun von Deutschland statt der ursprünglich vereinbarten 540 Millionen Euro mehr als eine Milliarde Euro für das internationale Großprojekt in Südfrankreich erwartet. Die Bundesregierung fordert nun von der EU-Kommission ein neues Finanzierungskonzept für den „Iter“. Auch eine Überarbeitung des Reaktordesigns könne erforderlich werden. Das könnte zum Beispiel bedeuten, dass das Projekt deutlich kleiner ausfallen muss als derzeit geplant. Die Bundesregierung stehe weiter zur



Bauteil für Fusionsreaktor „Iter“

Fusionsforschung, um sich für die Energieversorgung möglichst viele Optionen offenzuhalten. „Das gilt aber nicht um jeden Preis“, sagt Schavan. Vor kurzem wurde bekannt, dass die Kosten allein für den europäischen Anteil an dem Projekt um mehr als das Zweieinhalbfache auf 7,2 Milliarden Euro steigen.



Bischof Fellay mit Gläubigen in der Schweiz

## PIUSBRÜDER

### Homosexuelle Priester verhindern

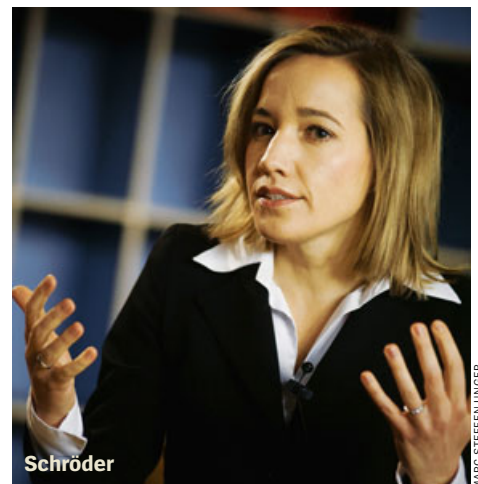
Die erzkonservative Piusbruderschaft nutzt die Missbrauchsfälle in der katholischen Kirche, um ihre ablehnende Haltung zur Homosexualität zu untermauern. Die Betroffenen seien „nahezu ausschließlich Jungen im geschlechtsreifen Alter“ gewesen, befindet der Generalobere der Bruderschaft, Bischof Bernard Fellay. Das zeige deutlich, dass nicht der vieldiskutierte Zölibat das Problem der Kirche sei, sondern die Homosexualität. „Will man Missbrauch verhindern, muss man Homosexuelle vom Priestertum fernhalten“, fordert Fellay. Die umstrit-

tene Bruderschaft, die durch den Holocaust-Leugner Richard Williamson weltweit für Schlagzeilen sorgte und derzeit mit dem Vatikan über die vollständige Anerkennung verhandelt, distanziert sich zudem mit scharfen Worten vom Münchner Kirchentag. Dieser sei eine „Anti-Ratzinger-Veranstaltung“ gewesen und zeige, dass das „geistige Fundament der deutschen Amtskirche“ nicht mehr trage. „Sich dem Mainstream anzubiedern mag kurzfristig Applaus bringen“, so Fellay, zerstöre aber die Botschaft des Evangeliums.

## FAMILIENPOLITIK

### Mehr Geld für Schröder

Im Kampf um ihren Haushalt hat Familienministerin Kristina Schröder (CDU) einen kleinen Erfolg errungen. Die Ressortchefin darf einen Teil des Geldes behalten, das durch die Verkürzung des Zivildienstes von neun auf sechs Monate in ihrem Etat frei wird. Etwa 180 Millionen Euro wird das Ministerium an Ausgaben sparen, weil zukünftig zum Beispiel weniger Kosten für den Sold der Zivis anfallen. Von dem Betrag hat sich Schröder etwa 35 Millionen gesichert, um damit freiwillige soziale Dienste zu finanzieren. Den Rest des Geldes will das Ministerium als Verhandlungsmasse im Ringen um weitere Sparmaßnahmen einsetzen.



Schröder

HESSEN

## Minister droht Durchsuchung

SPD und Grüne im hessischen Landtag wollen mit Hilfe des Landeskriminalamts Datenträger und einen Computer im hessischen Innenministerium beschlagnahmen lassen. Die Beamten sollen auf der Suche nach belastendem Material gegen ihren eigenen Chef, Innenminister Volker Bouffier, eingesetzt werden. Dem CDU-Mann wird von der Opposition vorgeworfen, den vakanten Posten eines Bereitschaftspolizeipräsidenten rechtswidrig einem ihm nahestehenden Parteifreund zugeschanzt zu haben. Ein Konkurrent hatte gegen die Personalentscheidung geklagt und vor dem Hessischen Verwaltungsgerichtshof ein zweites Auswahlverfahren erzwungen. Dieses hat jedoch nach Auffassung von SPD und Grünen nie stattgefunden. Bouffier sagt, das zweite Verfahren sei ordnungsgemäß abgewickelt worden. Er konnte aber nur nachträglich erstellte Gesprächsvermerke vorlegen, um das angebliche zweite Verfahren zu belegen. SPD und Grüne wollen nun in einem Parlamentarischen Untersuchungsausschuss klären lassen, ob der Innenminister vorsätzlich gegen das Gerichtsurteil verstoßen hat, indem er seinen Favoriten dennoch zum Polizeipräsidenten beförderte. Nach Ansicht von SPD und Grünen hat der Ausschuss das Recht, Beweismittel auch mit Hilfe der Polizei sicherstellen zu lassen. CDU-Abgeordnete argumentieren, dafür sei zunächst eine richterliche Anordnung nötig.



Bouffier

WINFRIED ROTHERMEL / AP



STEPHAN SCHILD

Vermögensverwalter Berlin

BAYERISCHE LANDESBANK

## Frühe Pläne für Projekt „Sissi“

Der Kauf der Kärntner Skandalbank Hypo Group Alpe Adria (HGAA) durch die Bayerische Landesbank (BLB) 2007 wurde offenbar früher eingefädelt als bisher angenommen. Das geht aus Aussagen von Ex-Managern der Landesbank bei der Staatsanwaltschaft München hervor. Damit scheint sich der Verdacht zu erhärten, dass bei dem Deal Insider ihren Informationsvorsprung ausgenutzt haben und dadurch Millionen verdienten. Nach den Vernehmungen soll sich der damalige BLB-Chef Werner Schmidt bereits ab Frühjahr 2006 mit dem deutsch-österreichischen Vermögensverwalter Tilo Berlin getroffen haben, der ab September 2006 sukzessive 25 Prozent und eine Aktie der HGAA-Anteile erwarb. Seit Ende August soll unter dem Codenamen Projekt „Sissi“ schon ein Konzept samt Businessplänen zu einem Einstieg der Bayern bei der HGAA existiert haben. Schmidt und Berlin, gegen die wegen Untreue ermittelt wird, bestreiten bislang konkrete Gespräche zu einem so frühen Zeitpunkt. Die Bayern, argumentieren sie, hätten damals eine andere österreichische Bank im Visier gehabt, die Bawag. Die zeitliche Abfolge spricht gegen diese Version. Laut den Ermittlern befasste sich bereits am 28. August 2006 das oberste Strategiegremium der Landesbank mit dem „Sissi“-Plan. Drei Tage später soll sich Schmidt mit HGAA-Managern und Berlin zu Gesprächen getroffen haben. Gut fünf Wochen danach soll sogar der BLB-Vorstand das Projekt „Sissi“ erörtert haben – obwohl die Bayern zu diesem Zeitpunkt bereits ein Gebot für die Bawag abgegeben hatten. Die Ermittler prüfen nun, ob die Bayern bei der Bawag nur zum Schein mitboten und in Wahrheit von vornherein die Mehrheit an der HGAA anpeilten, diesmal ohne öffentliche Ausschreibung. Am Ende bezahlte Bayern viel zu viel, Berlin und seine Investoren als Steigbügelhalter für Schmidt strichen beim Verkauf ihrer Anteile an die BLB einen satten Gewinn ein. Berlin bleibt dabei, dass bei seinem Einstieg bei der Hypo Group Alpe Adria ein Interesse der Landesbank noch nicht absehbar gewesen sei.



PHILIPP GUELAND / TOPP

Bayerische Landesbank

STEUERPRÜFUNGEN

## Rache der Bürokraten?

In Nordrhein-Westfalen gibt es Aufregung bei einer Spezialeinheit der Finanzverwaltung. Das Finanzministerium prüft derzeit die Versetzung von knapp hundert Prüfern der „Zentrale Außenprüfung Lohnsteuer“ (ZALST) von den Finanzämtern in die Behörden für Groß- und Konzernbetriebs-

prüfung. Die Beamten kontrollierten bislang, ob geldwerte Vorteile wie Dienstwagen, Reisen oder Aktienoptionen vorschriftsgemäß versteuert wurden. Sie fürchten jetzt um die Unabhängigkeit ihrer Prüfungen, da in der Groß- und Konzernbetriebsprüfung Wert auf ein gutes Klima zwischen Unternehmen und Steuerbehörden gelegt werde. Einige Prüfer sehen in der Versetzung die späte Rache einiger Spitzenbeamter. Die ZALST entdeckte vor

anderthalb Jahren, dass viele Behördenleiter in Nordrhein-Westfalen ihren Dienstwagen nicht vorschriftsgemäß versteuert hatten. Das Finanzministerium beteuert, die angedachte Versetzung der ZALST-Leute habe „rein organisatorische Gründe“ und gehe auf eine Anregung des Landesrechnungshofs zurück. In den vergangenen Jahren nahmen die Prüfer durch ihre Kontrollen etwa hundert Millionen Euro für die Staatskasse ein.



Parteifreunde Merkel, Koch

REGIERUNG

# Kürzen mit Tabu

Der Haushalt für das nächste Jahr stellt Kanzlerin Merkel vor die bislang größte Bewährungsprobe. Flächendeckend soll gespart werden, um die Schuldenbremse einzuhalten und den Euro zu stabilisieren. Schon ertönt in den Koalitionsparteien der Ruf nach höheren Steuern.

**E**s war am Nachmittag des vergangenen Sonntags, als die schwarz-gelbe Regierungskoalition mit sechs Monaten Verspätung ihre Amtsgeschäfte aufnahm. In ihrem Büro im siebten Stock der Regierungszentrale empfing Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) ihren gerade aus dem Krankenhaus entlassenen CDU-Finanzminister Wolfgang Schäuble.

Kurz erkundigte sich die Kanzlerin nach Schäubles Gesundheitszustand, wochenlang konnte er seinen Amtsgeschäften kaum nachkommen. Zuerst plagte ihn eine schlecht verheilende Operationswunde, dann musste er ins Krankenhaus, weil er ein Medikament nicht vertragen hatte.

Schließlich wandten sich die beiden einem ähnlich dringenden Krankheitsfall zu, dem Bundeshaushalt. Dem geht es derzeit kaum besser als dem dafür zuständigen Minister. In den kommenden Wochen bis Ende Juni müssen Merkel

und ihr Kassenhüter nicht nur eines der üblichen Sparkpakete zusammenstellen, sie müssen die Finanzen des Bundes von Grund auf sanieren.

Die Herausforderung ist riesig. Zwischen Einnahmen und Ausgaben klafft dauerhaft eine Lücke von 75 Milliarden Euro, unter Experten als „strukturelles Defizit“ bekannt. Gegenüber den bisherigen Annahmen ist die Summe noch einmal um fünf Milliarden Euro gestiegen, weil die Steuereinnahmen dauerhaft niedriger ausfallen, wie die jüngste Prognose der zuständigen Fachleute ergab. Der Sparzwang wächst, nicht zuletzt wegen der neuen Schuldenbremse im Grundgesetz. Bis 2016 müssen Merkel und Schäuble jedes Jahr aufs Neue rund zehn Milliarden Euro aus dem Etat schneiden.

Nicht nur wegen der schieren Größenordnung des erforderlichen Sparpakets ist die Operation Haushalt dieses Jahr die

schwierigste der jüngeren Vergangenheit. Vom Gelingen des Vorhabens hängt nicht weniger ab als das Schicksal der schwarz-gelben Koalition und, wichtiger noch, die Stabilität des Euro.

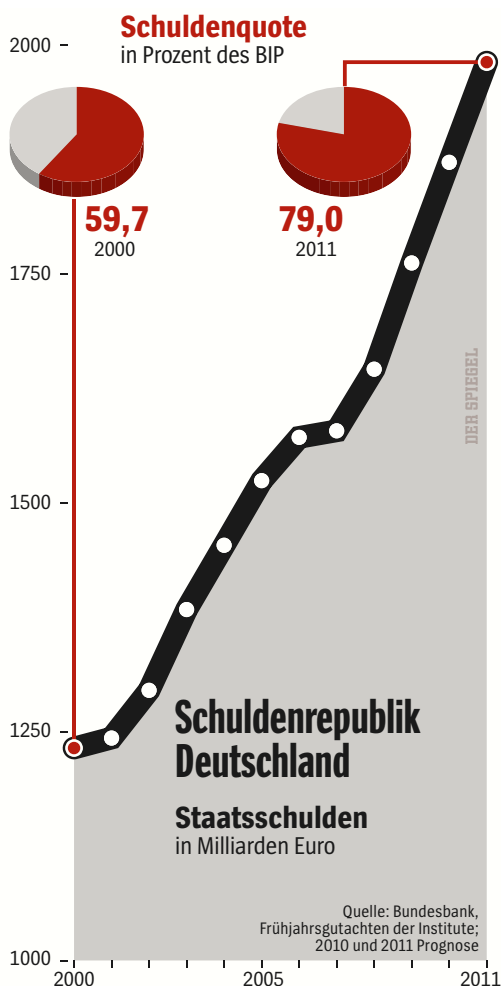
Die Kanzlerin will ein Spar-Vorbild für Europa setzen. Sie möchte beweisen, dass die deutsche Schuldenbremse funktioniert, und sie will ihre zerstrittene Koalition nach Wochen der Niederlagen, Fehlschläge und Versäumnisse endlich wieder in die Offensive bringen.

Ein halbes Jahr lang schob Merkel jede unangenehme Entscheidung vor sich her, aus Angst vor dem Wählervotum in Nordrhein-Westfalen. Lieber verteilte sie für etliche Milliarden Wohltaten, vom höheren Kindergeld bis zur ermäßigten Mehrwertsteuer für Hoteliers.

Jetzt fehlt das Geld, und auch die Mehrheitsverhältnisse im Land sind nicht einfacher geworden. Nach der bitteren Schlappe in Nordrhein-Westfalen hat Mer-



OLIVER LANG / DDP



kels Regierung ihre Bundesratsmehrheit verloren.

Seitdem hagelt es Kritik aus den eigenen Reihen wie selten zuvor in Merkels Regierungszeit. Die CSU warf ihr schlechtes Management in der Euro-Krise vor. Der Mittelstandsflügel beklagte „mangelnde Entschlossenheit“ bei Reformen. Und der hessische Ministerpräsident Roland Koch belehrte seine Parteichefin, worauf es in den kommenden Wochen beim Regieren ankommt. „Die Zeit der Behutsamkeit“, ließ er wissen, „ist vorbei.“

Nun muss die Kanzlerin beweisen, dass sie bei der zentralen Aufgabe dieser Legislaturperiode die Fäden in der Hand hält. Bei ihrem sonntäglichen Treffen versprachen sich deswegen Merkel und Schäuble, in den nächsten Wochen mit dem Sparen Ernst zu machen. Auf jeden Fall.

Doch weil es auch um Macht geht und um die Deutungshoheit in der eigenen Partei, fingen die beiden trotzdem mit einem Tabu an.

Ausgespart von sämtlichen Kürzungen bleibt nämlich der Haushalt von Bildungsministerin Annette Schavan (CDU). Wie im Koalitionsvertrag vereinbart, sollen die Ausgaben hier bis 2013 um zwölf Milliarden Euro steigen. Die Bildung von heute ist das Wachstum von morgen, finden Merkel und Schäuble, deshalb wird bei Schavan nichts gekürzt und nichts gestreckt.

Damit erteilten sie Merkels Hauptwidersacher Koch eine Abfuhr. Der hatte

vorvergangene Woche keine Gelegenheit ausgelassen, Kürzungen auch bei den Bildungsausgaben zu fordern.

Merkel und ihr Finanzminister beschlossen zudem, das notwendige Einsparvolumen vor allem im nächsten Jahr zu erwirtschaften. Statt 10 Milliarden Euro muss Schäuble 2011 also bis zu 15 Milliarden Euro beibringen.

Zu Wochenbeginn folgten erste Taten. Schäuble ließ seinen Haushaltsstaatssekretär Werner Gatzler ein Schreiben an die Ressorts aufsetzen, das allen Kabinettsmitgliedern, mit Ausnahme Schavans, neue Sparaufträge erteilt.

Der Ton des Briefs ist ultimativ: „Um die notwendigen Konsolidierungsbeiträge tatsächlich gewährleisten zu können, erwarte ich von Ihren Häusern zunächst Einsparungen von bis zu rund drei Milliarden Euro“, schreibt Gatzler. Die Folgen sind weitreichend: Alle Etats, bis auf den Schavans, müssen teils drastisch gekürzt werden. „Aus dem geltenden Finanzplan lassen sich keine Besitzstände ableiten“, heißt es dazu knapp in Gatzers Brief. Der Staatssekretär kann aber auch großzügig sein. „In welchen Bereichen Sie den Einsparbetrag umsetzen, ist Ihnen grundsätzlich freigestellt.“

Mit den Haushaltsvorgaben allein lässt sich die Lücke im Bundesetat freilich nicht schließen. Deshalb hat Schäuble seine Beamten noch mehr Vorschläge ausarbeiten lassen, wie sich die staatlichen

KOMMENTAR

# Das Monster lebt noch

Von Armin Mahler

**E**ndlich greift die Regierung durch, sie zieht die Konsequenzen aus der Finanzkrise, sie reguliert die Märkte und zähmt die Spekulanten. Alles wird gut.

Alles? Nichts wird gut, denn diese beschlossenen oder angekündigten Maßnahmen fallen nicht konsequent genug aus, sie bekämpfen das Übel nicht an der Wurzel, sie sind bloß ein Ablenkungsmanöver. Die Bürger sollen noch nicht merken, welche gewaltigen Lasten auf sie zukommen. Und dabei verwechselt die Regierung Merkel auch die zweite Finanzkrise mit der ersten.

Die aberwitzig vielen Milliarden für die diversen Rettungspakete haben die Staatsverschuldung in astronomische Höhen getrieben. Dieses Defizit muss drastisch reduziert werden, doch das geht nicht ohne Einsparungen, die wirklich weh tun. Spätestens dann wird ein Aufschrei durchs Land gehen, und die Bürger werden sich fragen: Warum sollen wir eigentlich die Zeche bezahlen anstatt die Schuldigen?

Die Unruhe wächst und mit ihr die Unzufriedenheit. Deshalb tritt Angela Merkel plötzlich für eine Finanztransaktionssteuer ein, die sie gerade noch abgelehnt hatte. Plötzlich verbietet die Regierung auch spekulative Leerverkäufe, und die Geschäfte der Hedgefonds sollen transparent werden. Das ist alles nicht falsch und doch nur Aktionismus aus Hilflosigkeit.

Es ist nun schon 20 Monate her, dass der Zusammenbruch der US-Investmentbank Lehman Brothers den globalen Kapitalismus an den Rand des Abgrunds brachte. Fassungslos erkannte die Welt, dass die Finanzmärkte sich von der realen Wirtschaft abgekoppelt hatten – ein Monster, das die ganze Welt verschlingen kann.

Aus dieser ersten Finanzkrise lässt sich unschwer lernen, dass der Markt sich nicht selbst überlassen werden

darf. Er reguliert sich keineswegs von allein, wie in den Lehrbüchern der Ökonomie noch immer behauptet wird. Jeder kleine Handwerksbetrieb muss in Deutschland ausgefeilten Regeln folgen. Erst recht braucht der Finanzmarkt, auf dem viele Milliarden Euro Tag für Tag bewegt werden, ein festes, überschaubares Regelwerk.

Die Finanzmärkte mit ihren Exzessen sind die größte Gefahr für den

sef Ackermann, der Chef der Deutschen Bank, warnt. Aber das Wachstum könnte nachhaltiger werden und der Finanzmarkt stabiler.

Jetzt herrscht der Krise zweiter Teil, Schauplatz ist Europa, und die Schockwellen gehen wieder rund um die Welt. Nun handeln die europäischen Regierungen. Was sie im Sinn haben, von der Finanztransaktionssteuer bis zu den Auflagen für die Hedgefonds, kann aber nichts gegen die Bankenkrise ausrichten, geschweige denn gegen die Euro-Krise.

An dieser zweiten Krise sind nicht die Banker schuld und auch nicht die Spekulanten, verantwortlich sind die Regierungen selbst.

Sie haben es versäumt, die gemeinsame Währung auf ein solides politisches und ökonomisches Fundament zu stellen. Sie haben die Währungsunion nicht in eine schlagkräftige Wirtschaftsunion verwandelt. Sie haben die Schummeleien der Griechen toleriert, und sie selber haben für gigantische Schulden gesorgt, die jetzt ihren Handlungsspielraum einengen.

Aus der Euro-Krise gibt es nur einen Ausweg: Die Staaten müssen das Vertrauen der Finanzmärkte zurückgewinnen. Das aber geht nur, wenn sie ihre Haushalte in Ordnung bringen.

Erst wenn die Defizite stark gesunken sind, werden die – regulierten – Finanzmärkte wieder an Stabilität gewinnen. Nur unter diesen Umständen werden auch die großen Investoren, die Banken, die Versicherungen und die Pensionsfonds, wieder europäische Staatsanleihen kaufen. Sie sind es, die die Märkte wirklich bewegen, und nicht die Spekulanten, denen die Politik den Kampf angesagt hat.

Solange die Euro-Länder ihre Probleme nicht bewältigen, so lange vergeht die Krise nicht – und das Monster kann wachsen und gedeihen.

**Es gibt nur einen Ausweg aus der Krise: Die Euro-Staaten müssen das Vertrauen der Finanzmärkte zurückgewinnen.**



Börsenhändler in New York

real existierenden Kapitalismus. Das Monster muss gezähmt werden.

Wer eine Wiederholung der ersten Finanzkrise verhindern will, muss sicherstellen, dass die Banken mehr Eigenkapital halten und keine Risiken außerhalb der Bilanz verstecken. Zu erwägen ist außerdem, das traditionelle Bankgeschäft von Spekulationsgeschäften strikt zu trennen. Und natürlich muss die Kontrolle verschärft werden.

Mag sein, dass solche Maßnahmen das Wachstum dämpfen, wie etwa Jo-

RICHARD DREW / AP

Ausgaben kürzen und die öffentlichen Einnahmen steigern lassen.

Die Fachleute des Finanzministeriums haben einen Maßnahmenkatalog zusammengestellt, aus dem sich ihr Minister und seine Kanzlerin bedienen können. Darin finden sich Beispiele für klassischen Subventionsabbau. So denken die Beamten unter anderem daran, die Ausnahmen für Unternehmen bei der Ökosteuer zu beschneiden. Die Subvention entlastet die Industrie derzeit noch um sechs Milliarden Euro im Jahr. Sie lasse sich, so sehen es die Pläne vor, um ein Viertel oder die Hälfte stutzen.

Die Beamten prüfen auch eine höhere Lkw-Maut. Dadurch könnten, je nach Ausgestaltung, einige hundert Millionen Euro zusätzlich in die Bundeskasse fließen.

Generell will Schäuble die Gebühreneinnahmen des Bundes steigern. Da ist einiges zu holen, denn der entsprechende Katalog ist umfangreich und reicht von der Luftsicherheitsgebühr bis zu Patentabgaben. Die Maßnahme soll ebenfalls für einige hundert Millionen Euro gut sein.

Einen Milliardenbetrag für den Bundeshaushalt will Schäuble mit einem höheren Beitrag zur Arbeitslosenversicherung einspielen. Der liegt derzeit bei 2,8 Prozent und soll schon bald auf drei Prozent steigen. Für den Bundeshaushalt wäre es freilich noch besser, so haben es die Experten im Finanzministerium ausgerechnet, wenn er auf vier Prozent angehoben würde. Dann könnte die Nürnberger Bundesagentur ihre Ausgaben dauerhaft decken. Die Behörde käme dann schon vom kommenden Jahr an ohne Bundeszuschuss aus. Acht Milliarden Euro könnte Schäuble damit in seinem Etat einsparen.

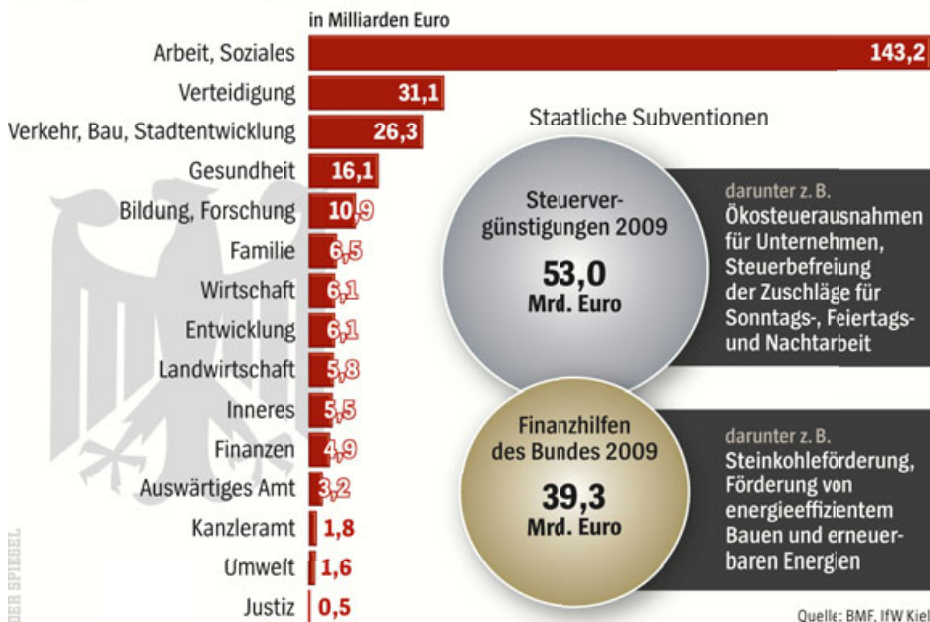
Merkel und Schäuble wollen den Bürgern viel abverlangen. Mit scharfen Protesten ist zu rechnen, und so will die Kanzlerin ihre Landsleute mit einem Argument überzeugen, das in deutschen Spardebatten bislang eher selten zu hören war: der Sorge um die Stabilität des Euro. Die Bundesregierung könne nicht von Schuldenländern wie Griechenland oder Portugal tiefe Einschnitte verlangen, so lautet die neue Begründung, wenn sie den eigenen Wählern nicht wenigstens moderate Anstrengungen abverlangt.

Schließlich werden derzeit in allen europäischen Hauptstädten Sparpakete geschürt, zum einen aus Not, weil nach Konjunkturprogrammen und Bankenrettung überall die öffentlichen Haushalte aus dem Lot geraten sind. Zum anderen aus Notwendigkeit, weil der kriselnde Euro dringend entschlossene Unterstützung braucht.

Damit die Gemeinschaftswährung auch in zehn Jahren noch besteht, so die Erkenntnis der vergangenen Wochen, müssen alle Staaten ihre Finanzen wieder in

## Sparpotential dringend gesucht

Etats der Bundesministerien 2010



Ordnung bringen. „Das Entscheidende ist: Wir müssen die Defizite in allen Mitgliedsländern der Euro-Zone reduzieren“, sagt Finanzminister Schäuble.

Doch ob es gelingt, die Deutschen ausgerechnet mit dem Hinweis auf die desolate Finanzlage der Nachbarn zu beruhigen, ist alles andere als ausgemacht. Merkels Kritiker prophezeien eher das Gegenteil: Der Verweis auf die Euro-Krise könnte das Sparpaket noch unpopulärer machen, zum Beispiel beim Koalitionspartner.

So haben sich die Liberalen zwar vorerst damit abgefunden, dass ihr Lieblingsthema Steuersenkung vorerst vom Tisch ist. Umso entschlossener ist die Partei aber, nun auch dort den Rotstift anzusetzen, wo es den Unionsparteien missfällt. Noch vor wenigen Tagen hatte Kanzlerin Merkel vor dem DGB-Bundeskongress erklärt, auf keinen Fall bei den Leistungen für Arbeitslose zu sparen. Die FDP dagegen hat im Etat von Bundesarbeitsministerin Ursula von der Leyen besonders viel Streichpotential ausgemacht, etwa bei den elf Milliarden Euro Eingliederungshilfen für Arbeitslose.

Für genauso verzichtbar halten die Liberalen die CDU-Pläne, das Elterngeld auszuweiten. Das von der CSU geforderte Betreuungsgeld soll ganz gekippt werden. „Das ist gestorben“, sagt ein FDP-Haushaltspolitiker.

Mit Widerstand gegen ihren Sparplan muss Merkel auch im Bundesrat rechnen. Dass sie Kürzungen im Bildungsetat von vornherein ausgeschlossen hat, nimmt ihr nicht nur Koch übel, auch die übrigen Ministerpräsidenten sind sauer. Umso skeptischer stehen sie nun jenen Sparideen gegenüber, bei denen mit dem Protest mächtiger Interessengruppen in ihren ei-

genen Ländern zu rechnen ist, etwa der energieintensiven Industrie.

Kein Wunder, dass führende Unionspolitiker nun nach Alternativen zum Sparen suchen. „Wenn wir die Vorgabe der Schuldenbremse auf der Ausgabenseite nicht erfüllen können, wäre es notwendig, neue Einnahmemöglichkeiten durch Steuererhöhungen zu erschließen“, sagt der saarländische Ministerpräsident und CDU-Landeschef Peter Müller. Welche Steuern zu erhöhen wären, will Müller nicht sagen, nur so viel: Nur mit dem Streichen von Steuerschlupflöchern komme man nicht weiter. Die CDU brauche „Entscheidungen, die diskutiert, dann aber gemeinschaftlich umgesetzt werden“, sagt er.

Auch die Finanzpolitiker der Koalition ahnen, dass sie mit Kürzungen im Haushalt allein auf Dauer nicht die notwendigen Summen aufbringen können. Der Lappen lasse sich nicht jedes Jahr aufs Neue auswringen, heißt es. Deshalb schließen die Experten „Einnahmeverbesserungen“, im Klartext also Steuererhöhungen, für die späteren Jahre nicht von vornherein aus.

Da trifft es sich gut, dass sich die Kanzlerin vergangene Woche zumindest theoretisch den Zugriff auf Steuereinnahmen gesichert hat, deren besonderer Reiz darin liegen würde, dass sie in der Öffentlichkeit höchst populär sind. Anders als bisher hat sich nun auch Merkel dafür ausgesprochen, eine Abgabe auf Finanzmarktgeschäfte einzuführen – vorausgesetzt, sie lässt sich international durchsetzen.

Gelingt das, hätte die Kanzlerin ein paar Probleme weniger. Experten taxieren das Aufkommen auf einen zweistelligen Milliardenbetrag.

RALF BESTE,  
CHRISTIAN REIERMANN, MERLIND THEILE



HANS-CHRISTIAN PLAMBECK

**Ex-Außenminister Fischer:** „Deutschland ist isoliert wie niemals zuvor“

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Blamabler Vorgang“

Der frühere Außenminister Joschka Fischer, 62, über die Rolle der Kanzlerin in der Euro-Krise, die Zukunft der EU und den überraschenden Erfolg seiner Partei, der Grünen

**SPIEGEL:** Herr Fischer, ist Angela Merkel eine große Europäerin?

**Fischer:** Angela Merkel hatte in den vergangenen Wochen ihr Rendezvous mit der Geschichte. Das hat sie, anders als Helmut Kohl nach dem 9. November 1989 oder Gerhard Schröder nach dem 11. September 2001, ziemlich versemelt.

**SPIEGEL:** Sie hat dabei geholfen, dass ehrgeizigste Rettungspaket der europäischen Geschichte zu schnüren.

**Fischer:** Ja, der Rettungsplan für den Euro ist richtig, aber er hätte bereits im Februar kommen müssen. Da war spätestens klar, dass Griechenland für die Spekulanten nur der Anlass ist, um einen Generalangriff auf den Euro zu führen. Wäre die Bundeskanzlerin nicht gewesen, hätte Europa schon viel früher handeln können. Und jetzt haben wohl eher Sarkozy und Berlusconi gehandelt, nicht unsere Regierung. Die Kanzlerin durfte noch zustimmen.

**SPIEGEL:** Ist das nicht egal? Die Hauptsache ist doch, dass das Rettungspaket steht.

**Fischer:** Das ist mitnichten egal. Deutschland ist in der EU isoliert wie niemals zuvor, wir Deutschen müssen dennoch finanziell die Hauptlast schultern, und der französische Präsident wird dafür gefeiert. Das nennt man Staatskunst der Extra-

klasse! Ich kann mich nicht erinnern, dass es seit 1949 einen ähnlich blamablen Vorgang schon einmal gegeben hat.

**SPIEGEL:** Sie sind ja gut in Fahrt. Übertreiben Sie nicht ein bisschen?

**Fischer:** Kein Stück. Den Medien war zu entnehmen, dass die Kanzlerin nicht gewusst haben soll, was sie erwartet, als sie zum Treffen mit den anderen Regierungschefs der Euro-Gruppe in Brüssel reiste. Wenn das zutrifft, ist dies ein unglaublicher Vorgang.

**SPIEGEL:** Wie hätte Frau Merkel reagieren sollen?

**Fischer:** Die Kanzlerin hätte einen eigenen Vorschlag zur Rettung des Euros machen müssen, abgestimmt mit Frankreich. Wir sind als stärkste Wirtschaftsmacht Europas in der Verantwortung. Die EU kann ihre Probleme auf Dauer nicht lösen, wenn Deutschland sich versteckt. Wir zahlen einen hohen Preis für unsere Verweigerungshaltung. Wir werden im gesamten Mittelmeerraum mit Misstrauen betrachtet. In Griechenland sind wir die Schurken. Das ist extrem beklagenswert angesichts dessen, was unser Land bisher für Europa geleistet hat.

**SPIEGEL:** Ist Merkel als Europapolitikerin gescheitert?

**Fischer:** Die Kanzlerin hat noch eine zweite Chance. Sie hat bei ihrer Rede zur Karlspreis-Verleihung gesagt: Wenn der Euro scheitert, dann scheitert das europäische Projekt. Das stimmt. Jetzt muss sie entsprechend handeln. Schöne Worte allein genügen nicht mehr.

**SPIEGEL:** Die EU existierte schon, bevor es den Euro gab. Wieso soll sie am Ende sein, wenn sich die gemeinsame Währung nicht durchsetzt?

**Fischer:** Es geht nicht allein um eine Währung, es geht um das europäische Projekt als solches. Es geht um die Frage, ob Europa stark genug ist und den gemeinsamen Willen hat, dieses Projekt auch gegen Angriffe von außen, in diesem Fall von Spekulanten, zu verteidigen. Es kommt dabei zentral auf Geschlossenheit und Entschlossenheit an. Leider hat unser Land seit Ausbruch der Krise um Griechenland völlig anders reagiert.

**SPIEGEL:** Wie kann es sein, dass ein kleines Land wie Griechenland die EU in eine existentielle Krise stürzt?

**Fischer:** Es ging von Anfang an nicht nur um Griechenland. Die Märkte haben Europa knallhart mit der Realität konfrontiert. All unsere schönen Illusionen – auch meine eigenen –, all unser Selbstbetrug,

all das wurde weggefeigt. Echte Integration oder Auflösung, das ist heute die Alternative.

**SPIEGEL:** Welche Illusionen meinen Sie?

**Fischer:** Es hieß doch immer, man dürfe nicht mehr über die Vereinigten Staaten von Europa reden. Es hieß, der Euro könne allein auf Basis der Maastricht-Kriterien funktionieren, ohne weitere politische Integration. Die Märkte haben uns nur vor Augen geführt, dass das so nicht funktioniert. Deswegen muss man jetzt einen mutigen Schritt nach vorn machen.

**SPIEGEL:** Und wohin ginge dieser Schritt?

**Fischer:** Die Währungsunion hat sich jetzt, nach der Garantie von 750 Milliarden Euro, zu einer Solidaritätsgemeinschaft transformiert. Die gilt es jetzt umzusetzen, und das heißt wesentlich mehr und nicht weniger Integration.

**SPIEGEL:** Solidaritätsgemeinschaft heißt, dass Deutschland für die Versäumnisse anderer zahlt.

**Fischer:** So ein Unfug! Die Europäische Union war von Anfang an eine Transferunion. Gemeinsamer Markt und Agrarmarkt waren und sind an erster Stelle Transfargarantien für Deutschland und Frankreich! Und Deutschland hat davon mit Abstand am meisten profitiert. Ohne den Euro hätten viele Länder ihre Währung abgewertet. Den Preis hätten wir als Exportnation gezahlt, die überwiegend von Europa abhängt, weil unsere Produkte sich verteuert hätten. Dafür müssen wir jetzt einen gewissen Ausgleich leisten. Daran führt kein Weg vorbei.

**SPIEGEL:** Solidarität heißt, für jene Staaten geradestehen, die wie Griechenland die Gemeinschaft belogen haben?

**Fischer:** Solidarität ist eine Zweibahnstraße. Das heißt, dass in Zukunft in der Euro-Gruppe nicht ein Land seine Arbeitnehmer mit 67 Jahren in Rente schicken kann und ein anderes schon mit 55 Jahren. Es wird auch nicht gehen, dass manche Länder ungehindert Schulden machen, während andere sparen. Es gibt eine Reihe von Ländern, die wettbewerbsfähiger werden müssen. Ohne all das funktioniert der Euro nicht, das wissen wir jetzt.

**SPIEGEL:** Mit anderen Worten: Europa muss deutscher werden.

**Fischer:** Nein, wettbewerbsfähiger. In der Sozialpolitik, bei den Steuern, in der Wirtschaftspolitik müssen sich die EU-Mitglieder besser koordinieren, ja sogar weitgehend integrieren.

**SPIEGEL:** Warum haben Sie nicht während Ihrer eigenen Regierungszeit damit begonnen, die Wirtschafts- und Finanzpolitik in der EU enger zu koordinieren?

**Fischer:** Deutschland war damals wirtschaftlich in einer extrem schwierigen Lage. Wir mussten die in den neunziger Jahren versäumte Modernisierung nachholen. Wir haben schließlich den Mut gehabt, die Agenda 2010 zu machen. Das

war richtig, aber es hat dann auch zum Ende unserer Regierung geführt.

**SPIEGEL:** Sie sind mit schlechtem Beispiel vorangegangen. Unter der rot-grünen Regierung hat die Bundesrepublik als eines der ersten Länder die Stabilitätskriterien gebrochen.

**Fischer:** Es hat sich gezeigt, dass die Maastricht-Kriterien nur in ökonomischen Schönwettersituationen funktionierten. Wir haben die Kriterien verletzt, weil wir die ökonomischen Folgen der deutschen Einheit bezahlen mussten. Das war eine wirtschaftliche und soziale Herausforderung, die in den neunziger Jahren nicht ernsthaft genug angegangen wurde.

**SPIEGEL:** Also nicht Sie waren schuld, sondern die Kriterien?

**Fischer:** Klar haben auch wir unsere Fehler gemacht, aber jeder anderen deutschen

gegen die Mehrheit der Bevölkerung gefällt worden: die Einführung des Euro, die Osterweiterung, jetzt das Hilfspaket. Braucht Europa nicht auch eine Mehrheit im Inneren?

**Fischer:** Das ist ein zentraler Punkt. Aber wo stünden wir denn heute, ohne alle diese Entscheidungen? Mir fehlt bei vielen Politikern die Bereitschaft, sich für dieses Europa wirklich einzusetzen und dafür um Mehrheiten zu kämpfen. Es muss Schluss sein damit, dass in Brüssel im Kreise der Regierungschefs Dinge beschlossen werden, für die dann zu Hause „die EU“ verantwortlich gemacht wird.

**SPIEGEL:** Was genau würde denn das Ansehen Europas verbessern?

**Fischer:** Sie müssen der Bevölkerung erklären, worum es bei Europa geht. Und sie müssen bereit sein zu führen und aus



Französischer Präsident Sarkozy: „Die Kanzlerin durfte nur noch zustimmen“

Regierung wäre es damals genauso gegangen. Wir haben ja nicht die Hände in den Schoß gelegt. Wir haben schmerzhaft Reformen angepackt, die unabweisbar waren, mit allen bekannten Folgen.

**SPIEGEL:** Wie wollen Sie verhindern, dass Griechenland in zehn Jahren wieder Hilfe braucht?

**Fischer:** Das Land unternimmt gegenwärtig sehr große Anstrengungen, und es muss ihm dabei geholfen werden, dass es wieder auf die Füße kommt. Das ist auch in unserem und im europäischen Interesse! Aber die Griechen werden auch in zehn Jahren keine Deutschen sein und die Deutschen keine Griechen. Wir brauchen kein Um Erziehungsprogramm, sondern zum Beispiel eine wirksamere Finanzkontrolle. Der Vorschlag der Kommission, die nationalen Haushalte zunächst in Brüssel prüfen zu lassen, ist vernünftig.

**SPIEGEL:** Die bahnbrechenden Entscheidungen der vergangenen 20 Jahre sind

Minderheiten Mehrheiten zu machen. Ich hab aus meiner europäischen Überzeugung nie ein Geheimnis gemacht. Ich bin offensiv aufgetreten in den Medien, auf den Marktplätzen, in den Wahlkämpfen, egal ob im Bund oder in den Ländern.

**SPIEGEL:** Zu Europa bekennen sich doch die meisten deutschen Politiker.

**Fischer:** Nur, wenn es sehr abstrakt bleibt. Man muss der Bevölkerung aber auch das Unbequeme zumuten. Es wird nicht erklärt, warum der Euro für Deutschland wichtig ist und was sein Scheitern hieße. Es wird nicht erklärt, warum Deutschland immer bezahlt hat – weil es nämlich der große Gewinner in Europa ist. Man muss die Dinge erklären, und zwar von ganz oben! Und dafür muss man auch bereit sein, ein politisches Risiko einzugehen.

**SPIEGEL:** Ihren Nachfolger Guido Westerwelle hat man in der Euro-Krise so gut wie gar nicht wahrgenommen. Spielen



Grünen-Vorsitzende Roth, Özdemir (r.): „Endlich ist er weg, der Alte“

die Außenminister nach dem Lissabonner Vertrag keine Rolle mehr in Europa?

**Fischer:** Die Europazuständigkeit ist nach wie vor im Auswärtigen Amt.

**SPIEGEL:** Das heißt, Westerwelle hätte mehr tun können?

**Fischer:** Ich äußere mich nicht zu meinem Nachfolger. Aber Sie lesen ja auch die Zeitungen.

**SPIEGEL:** Noch mal: Wie stark ist die Rolle der Außenminister geschrumpft?

**Fischer:** Wenn ein politischer Wille da ist und die Energie, und wenn man für Europa brennt und Ideen entwickelt, dann wird einen auch heute niemand daran hindern können, sich einzumischen.

**SPIEGEL:** Wir würden Sie gern noch als ausgewiesenen Experten für Fehlstarts befragen.

**Fischer:** Das bin ich nicht.

**SPIEGEL:** Wenn Sie sich die ersten Monate der Bundesregierung ansehen, fühlen Sie sich dann an den Start von Rot-Grün erinnert?

**Fischer:** Überhaupt nicht.

**SPIEGEL:** Bei Ihnen ging doch am Anfang auch alles drunter und drüber.

**Fischer:** Ich kenne das Gefühl, wenn man erstmals an die Regierung kommt. Du kannst es nicht fassen. Du bist angekommen! Und dann diese graugesichtigen, griesgrämigen Vorgänger, die da abgeschlafft und völlig erschöpft aus den Büros herauskriechen. Das Regieren scheint zu Beginn sehr leicht zu sein, bis die ersten Treffer einschlagen. Bei uns ging es damit sehr schnell, denn wir hatten von Anfang an mit dem heraufziehenden Kosovo-Krieg zu tun. Sie müssen mal beobachten, wie Regierungen in ihrer taufrischen Jugend aussehen und wie sie dann zwei Jahre später aussehen. Ich habe all dies selbst erlebt. Insofern verstehe ich einiges, was in der Koalition abgelaufen ist.

**SPIEGEL:** Dann sind Sie ja doch ein Experte.

**Fischer:** Moment. Das Harakiri der FDP halte ich für beisspiellos. Ohne Feindeinwirkung, ohne Druck der Opposition

stürzen die sich in sämtliche herumstehenden Schwerter. Ich muss sagen, da klappt mir heute noch der Unterkiefer runter. Ich kann nicht wirklich begreifen, warum sie das getan haben.

**SPIEGEL:** Was würden Sie Ihren liberalen Kollegen denn jetzt raten?

**Fischer:** Oh, ich freue mich schon auf den Tag, an dem die Koalition beschließt, den vollen Mehrwertsteuersatz für das Hotelgewerbe wieder einzuführen. Das wird wohl zum Sparpaket gehören müssen. Die FDP hat nicht verstanden, dass sich die Welt in der Finanzkrise radikal verändert hat. Sonst hätte sie so einen Beschluss nicht gefasst. Sonst hätte sie nicht so stur an ihren Steuersenkungsplänen festgehalten.

**SPIEGEL:** Was raten Sie Ihrer eigenen Partei? Sollen die Grünen sich eher Richtung CDU orientieren oder in ein Linksbündnis mit SPD und Linkspartei gehen?

**Fischer:** Da müssen Sie die heute Verantwortlichen fragen. Ich beobachte, wie die Linkspartei furchtbar mit sich ringt. Sie wollen nicht enden wie die Grünen, aber sie würden gern in die Regierung gehen. Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht nass. Das wird nicht funktionieren.

**SPIEGEL:** Uns ist etwas Interessantes aufgefallen. Ohne Joschka Fischer geht es den Grünen besser. In den Umfragen kommen sie momentan auf sensationelle 16 oder 17 Prozent. Wie erklären Sie das?

**Fischer:** Ganz einfach: Endlich ist er weg, der Alte. Das ist die segensreiche Wirkung des Altenteils.

**SPIEGEL:** Herr Fischer, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Fischer beim SPIEGEL-Gespräch\* „Beisspiellooses Harakiri“

\* Oben: mit der Spitzenkandidatin der Partei in NRW, Sylvia Löhrmann; unten: mit den Redakteuren Markus Feldenknecht und Ralf Neukirch in seinem Büro in Berlin.

LINKE

## Über den Wolken

Parteichef Klaus Ernst, Abgeordneter, Gewerkschaftsfunktionär und Aufsichtsrat, ist Vielflieger.

Hat er seine Reisen beim Bundestag falsch abgerechnet?

Um deftige Worte ist Klaus Ernst, 55, nie verlegen. Neulich erst schrieb er an seinen Lieblingsfeind Guido Westerwelle. Offener Brief, großes Tremolo, großer Presseverteiler. „Derjenige, der aber von der Gesellschaft eine geistig politische Wende einfordert, muss sich selbstverständlich auch an den eigenen Maßstäben messen lassen. Er muss sich als absolut glaubwürdig erweisen.“ Dann listete Ernst die Nebentätigkeiten des Abgeordneten Westerwelle auf – „im Sinne der Transparenz und auch Ihrer eigenen Glaubwürdigkeit“.

Der Bayer Ernst gefällt sich als roter Haudrauf. Politische Gegner bezeichnet er wahlweise als „Trottel“ oder „Kompost“. Seinem Mundwerk hat er zu verdanken, dass er seit 1984 hauptamtlicher Funktionär ist. Er wurde Gewerkschaftssekretär, IG-Metall-Bevollmächtigter in Schweinfurt, im Jahr 2005 zog er als WASG-Mitglied, vier Jahre später für Die Linke in den Bundestag. Vergangene Woche kürten ihn seine Genossen in Rostock zum Parteivorsitzenden.

Sein Lebensstil ähnelt freilich eher dem der bourgeoisen politischen Gegner. Ernst ist Porsche-Fahrer und Feinschmecker. Kritik daran konterte er gern mit einem lockeren Spruch: „Wir predigen nicht nur Wein, wir trinken ihn auch.“

Mit solcherlei Flapsigkeiten wird Ernst vermutlich nicht länger auskommen. Interne Unterlagen und Aussagen von Insidern werfen Zweifel auf, dass es der linke Multifunktionär immer so genau mit seinen Abrechnungen hält. Stimmt der Verdacht, der sich daraus ergibt, dann hat Ernst nicht ausreichend zwischen seinem Mandat im Bundestag und seinen Funktionen als Gewerkschaftsapparatschik und Aufsichtsrat getrennt.

Auf der Homepage des Abgeordneten sieht alles so transparent aus, wie es das Gesetz verlangt. Ernst führt als „veröffentlichungspflichtige Angaben“ auch „entgeltliche Tätigkeiten neben dem Mandat“ an. Er ist IG-Metall-Bevollmächtigter in Schweinfurt. Als Funktionen in Unternehmen sind die Mitgliedschaften in Aufsichtsräten zweier metallverarbeitender Unternehmen aufgelistet – in der SKF Schweinfurt und der ZF Sachs AG. Für

den Job bei der IG Metall bekommt er monatlich mehr als 1000 Euro. Als Aufsichtsrat bei Sachs gab er einmal Einnahmen von über 7000 Euro jährlich an.

In der Praxis des dienstreisenden Ernst ist die Trennung alles andere als klar. Der linke Genosse Ernst ist vom Bundestagsabgeordneten Ernst, vom Gewerkschaftssekretär und Aufsichtsrat Ernst nur schwer zu unterscheiden. Wenn Ernst morgens auf Reisen geht, beginnt sein Tag oft als Gewerkschafter in Schweinfurt, mittags hebt er ab nach Berlin, wo er als Abgeordneter im Bundestag spricht, abends

Ernst hat diesen Spielraum offenbar großzügig ausge- und womöglich auch überreizt. Musste er zur IG-Metall-Zentrale nach Frankfurt am Main oder zu Aufsichtsratssitzungen der beiden metallverarbeitenden Firmen, rief offenbar ein Mitarbeiter in der Reisestelle des Bundestags an, Flüge wurden gebucht, entsprechende Formulare per E-Mail verschickt. Die Flüge wurden – wie es das Abgeordnetengesetz vorsieht – entsprechend deklariert („in Ausübung des Mandats“). Von einem anderen Reisegrund erfuhr die Bundestagsverwaltung offenbar

IG-Metall-Zentrale trafen sich Gewerkschaftsfunktionäre, Ernst war offenbar dabei, als die „gewerkschaftliche Situation“ debattiert wurde. Am Abend ging es zurück in die Hauptstadt. Dort stand wichtige Partearbeit an: Parteichef Lothar Bisky hatte zu einer vertraulichen Runde ins Lokal Habel Weinkultur gebeten.

Fragwürdig ist auch ein Trip an den Bodensee. Am 8. September 2009 trat Ernst im Wahlkampf in Niedersachsen auf, er übernachtete danach in Hamburg. Am nächsten Morgen musste er früh raus,

um 8.25 Uhr flog er mit Intersky nach Friedrichshafen. Im Forschungs- und Entwicklungszentrum kam der Aufsichtsrat der Sachs AG zusammen, Ernst flog gegen 18 Uhr wieder Richtung Berlin. Dort war ein Termin, zu dem sich der Bayer angemeldet hatte: die Eröffnung des Oktoberfestes vor dem Roten Rathaus mit allerlei Prominenz.

Alles bezahlt vom Bundestag. Alles korrekt?

Die Liste der Flugreisen von Ernst ist lang, so oft war Ernst in der Luft, dass er womöglich die Bodenhaftung verloren hat. Er rechtfertigt die Bezahlung der genannten Flüge durch den Bundestag. Es hätten „entweder am Abflugsort oder am Ankunftsort zusätzliche mandatsbezogene Gespräche und Aktivitäten“ stattgefunden. Zudem erreiche er seinen Wahlkreis in Schweinfurt durch Flüge nach Nürnberg oder Frankfurt. Selbst die Bezahlung von Flügen zu Aufsichtsratssitzungen hält Ernst für angemessen. In

solchen Gremien arbeite er politisch „nicht nur als Gewerkschafter, sondern ebenfalls als Bundestagsabgeordneter. Daran ändert auch eine Vergütung nichts“.

Ob das die Bundestagsverwaltung auch so sieht? Im Abgeordnetengesetz spricht jedenfalls nichts für die Interpretation von Ernst. Vieles hingegen dafür, dass ihm ein Prüfverfahren droht, wobei offen ist, wie ein möglicher Gesetzesbruch sanktioniert würde.

Vergangene Woche betrat der Mann aus Schweinfurt erstmals als Parteivorsitzender die Zentrale der Linken, das Karl-Liebknecht-Haus in Berlin-Mitte. Der neue Job beschert ihm nicht nur Vorteile. Er muss auch verzichten. Ernst hat zugesagt, den Posten bei der IG Metall aufzugeben.

So schlimm wird's aber wohl nicht. Es gibt Überlegungen, die Aufwandsentschädigung für die Vorstandsmitglieder der Linken demnächst zu erhöhen.

STEFAN BERG



**Multifunktionär Ernst:** „Wir predigen nicht nur Wein, wir trinken ihn auch“

düst er dann Richtung Aufsichtsrat. Irgendwo geht Ernst fast immer in die Luft.

Nur: Wer zahlt für die Vielfliegerei?

Eigentlich schafft das Abgeordnetengesetz Klarheit. „Ein Mitglied des Bundestages hat das Recht auf freie Benutzung aller Verkehrsmittel der Deutschen Bahn AG“, heißt es in Paragraf 16. „Benutzt es in Ausübung des Mandats im Inland Flugzeuge ... so werden die Kosten bis zur höchsten Klasse gegen Nachweis erstattet.“ In „Ausübung des Mandats“, das ist die entscheidende Formulierung. Tatsächlich ist es mitunter schwer, zwischen den unterschiedlichen Terminen und Funktionen zu trennen. Eine Grauzone existiert laut Bundestagsverwaltung, wenn der Termin im Wahlkreis und der im Aufsichtsrat aufeinanderfolgen. Man vertraue den Angaben der Volksvertreter. Bei Buchung eines Flugs, berichten Bundestagsmitarbeiter, gebe ein Abgeordneter lediglich an, er sei im Auftrag seines Mandats unterwegs – und schon geht's los auf Kosten des Steuerzahlers.

nichts. Woher auch? Er steht lediglich in internen Unterlagen, die dem SPIEGEL vorliegen. Nach Aussagen von Insidern soll Ernst so in zahlreichen Fällen seine Flüge als Gewerkschaftsmann oder Aufsichtsrat dem Steuerzahler in Rechnung gestellt haben.

Anhand der Aufzeichnungen lassen sich die Abläufe rekonstruieren. Da ist zum Beispiel jener 13. Dezember 2007. Am Nachmittag des 12. Dezember hat Ernst im Bundestag gegen die Managergehälter gepoltert. Am Morgen darauf ließ er sich von der Fahrbereitschaft des Bundestags zum Flughafen Tegel kutschieren. Abflug um 8.40 Uhr nach Frankfurt am Main. Um 10.15 Uhr begann die Aufsichtsratssitzung der SKF GmbH im Raum „Rom“ im Airportclub des Airport Conference Center. Am Nachmittag ging es mit dem Flieger zurück nach Berlin.

Oder der 17. März 2009. Ernst musste auch an diesem Tag von Berlin nach Frankfurt am Main. Im dritten Stock der



MAURICE WEISS / DER SPIEGEL

Parteichef Gabriel, SPD-Führungsrige: Angst vor dem Stigma der Chaos-Koalition

SPD

## Pest oder Cholera

Mit bangen Blicken schaut die Parteispitze auf den Düsseldorfer Koalitionspoker. Sie fürchtet um ihre Wahlchancen 2013 – und denkt über kühne Auswege nach.

Montags um neun ist die sozialdemokratische Welt noch in Ordnung. Bevor das Parteipräsidium zusammentritt, versammelt sich um diese Zeit im Willy-Brandt-Haus der engste Führungszirkel der Partei um den Vorsitzenden Sigmar Gabriel und Fraktionschef Frank-Walter Steinmeier. Es ist die beste Zeit, um auch mal ungeschützt Gedanken zu äußern, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt sind.

Am Montag der vergangenen Woche war die Neun-Uhr-Runde wieder der Ort für ein kühnes Gedankenexperiment. Es ging um die verbliebenen Optionen der SPD im nordrhein-westfälischen Koalitionspoker, als die Runde auf eine heikle Frage zu sprechen kam: Warum sollte sich Landeschefin Hannelore Kraft nicht einfach als Ministerpräsidentin zur Wahl stellen – auch ohne zuvor eine Koalition gebildet zu haben?

Sollte eine Minderheitsregierung dann beispielsweise an der Aufstellung des nächsten Haushalts scheitern, sei es allemal aussichtsreicher, als Regierungschefin in eine Neuwahl zu ziehen, lautete

eine der Überlegungen. Der Parlamentarische Geschäftsführer der Bundestagsfraktion, Thomas Oppermann, zeigte sich dabei gut informiert über die verfassungsrechtliche Lage: Demnach genügt nach mehreren erfolglosen Versuchen die einfache Mehrheit, um zum Regierungschef gewählt zu werden. Und über die verfügbare SPD und Grüne mit ihren 90 Sitzen im Vergleich zu CDU und FDP, die zusammen auf 80 Stimmen kommen.

Es war nur ein Gedankenspiel. Dass ein solch wackliges Konstrukt überhaupt diskutiert wurde, zeigt allerdings, für wie verfahren man an der Spitze der Bundespartei die Lage in NRW hält. Nach der Absage der FDP bleibt den Genossen nur noch die Wahl zwischen einer Koalition mit der leicht stärkeren CDU oder einem rot-rot-grünen Bündnis. An der Entscheidung hängt sehr viel, für den Führungszirkel geht es längst um mehr als die Frage, wer in Düsseldorf künftig die Kabinettsitzungen leitet. Es geht bereits um die nächste Bundestagswahl.

Aus Sicht der Bundesspitze ist die Diskussion in NRW vor allem eine Diskussion über die Zukunft. Um keinen Preis wollen die Sozialdemokraten wie im vergangenen Jahr ohne jede reale Machtoption in den Wahlkampf ziehen – und die einzig reale Machtoption heißt aus heutiger Sicht Rot-Rot-Grün.

Aus diesem Grund fürchtet Parteichef Sigmar Gabriel ein Linksbündnis in Düsseldorf. Er sieht den als Chaotenhaufen verschrienen Linken-Landesverband extrem skeptisch und will ein negatives Referenzprojekt vermeiden, um für 2013 die Chance auf ein rot-rot-grünes Bündnis zu erhalten. Würde zuvor ein Linksbündnis in Düsseldorf im Streit zerbrechen, wäre

damit seine aussichtsreichste Option aufs Kanzleramt als Chaos-Koalition stigmatisiert. Stattdessen will er bis 2013 ein tragfähiges Verhältnis zur Linken aufbauen, besonders zu deren Pragmatikern.

Offener für Rot-Rot-Grün ist Generalsekretärin Andrea Nahles. Auch sie hat die Bundestagswahl im Blick und betrachtet den Linken-Landesverband skeptisch. Sie weiß aber ebenso wie Gabriel, dass das Tabu einer Links-Kooperation im Westen ohnehin irgendwann gebrochen werden muss, will die SPD wieder zur Kanzlerpartei werden.

Fraktionschef Steinmeier schließlich war begeistert von der kurzfristigen Aussicht auf ein Ampelbündnis, für das er im Bundestagswahlkampf trotz Aussichtslosigkeit tapfer geworben hatte. Seit die Liberalen diese Option platzen ließen, ist auch er ratlos – wobei für ihn die Große Koalition im Zweifel eher das kleinere Übel wäre. Doch auch Steinmeier sind die Risiken eines solchen Zweckbündnisses bewusst – zumal nach seinen 23 Prozent bei der Bundestagswahl am Ende von vier Jahren Große Koalition.

Niemand wünscht sich eine Neuauflage an Rhein und Ruhr, darin ist man sich an der Parteispitze einig. Aus strategischer Sicht ist für die Wahlaussichten 2013 kaum eine größere Gefahr denkbar als ein Bündnis mit der CDU im bevölkerungsreichsten Bundesland. Schon die nächsten Landtagswahlkämpfe würden schwierig, weil Grüne und Linke sich einer griffigen Parole bedienen könnten: Wer SPD wählt, bekommt am Ende doch Schwarz-Rot. Und die eigene Anhängerschaft, das hat die Bundestagswahl gezeigt, lässt sich mit der Aussicht auf das ungeliebte Bündnis nicht mobilisieren. Einen entsprechenden Aufschrei der Basis würde eine Große Koalition in Düsseldorf provozieren. Einen Vorgesmack davon bekamen die nordrhein-westfälischen Spitzengenossen bereits vor der Wahl: Bei einer Veranstaltung von SPD-Kommunalpolitikern sollten Mitte April in Köln mehrere Wahlspos gezeigt werden, in denen Prominente zur Wahl der SPD aufriefen – darunter der populäre Radioreporter Manfred Breuckmann. Der bekannte sich in dem Filmchen zur SPD, die sich „in einer Phase der Bewährung“ befinde. Breuckmanns Einschränkung: Gingen sie ein Bündnis mit der CDU ein, „dann haben die Sozialdemokraten ihre Bewährung aber gründlich vermasselt“.

Als Michael Groschek, Generalsekretär der NRW-SPD, von Breuckmanns Warnung erfuhr, rief er beim einflussreichen Gelsenkirchener Oberbürgermeister Frank Baranowski an: ob man das unbedingt so zeigen müsse? Doch Baranowski lehnte Änderungen ab. Als die Genossen den Spot dann sahen, brandete Jubel auf – ausgerechnet bei der Passage zur Großen Koalition.

CHRISTOPH HICKMANN

KARRIEREN

# Der Feind in ihm

Wolfgang Schäuble durfte nicht Kanzler werden und nicht Bundespräsident. Jetzt führt der Finanzminister die letzte Schlacht: gegen den eigenen Körper. *Von René Pfister*

**P**lötzlich kommt er um die Kurve gefahren, greift mit vollen Händen in die Räder des Rollstuhls. Alles kann zum Symbol werden an diesem sonnigen Brüsseler Maitag, dem Tag der Rückkehr des Wolfgang Schäuble.

Eine Woche lang war er das Gespenst der deutschen Politik, fiebrig wurde in Berlin die Krankenakte des Finanzministers diskutiert, von Herzinsuffizienz war die Rede und von Entzündungsherden in seinem Körper. Mitte Mai lief sogar die Meldung durch das Regierungsviertel, Schäuble stehe kurz vor dem Rücktritt.

Für einen Moment hatte sich der Berliner Erregungsbetrieb schon ganz der Frage gewidmet, wer der neue Finanzminister werden könnte: der treue Merkel-Knappe Thomas de Maizière oder vielleicht doch ihr ewiger Rivale Roland Koch?

Jetzt bekommt Schäuble erst einmal einen Wutanfall. Er sitzt in den Katakomben des EU-Ratsgebäudes und soll etwas zur Finanzmarktkrise sagen, es ist komplizierter Stoff, und sein Sprecher hat ihm vorsichtshalber einen Zettel mit Stichwörtern zugeschoben, dummerweise vor den Augen der versammelten Journalisten. „Soll ich das jetzt etwa vorlesen?“, schnaubt Schäuble, sein Oberkörper zuckt. Die Krankheit hat seinem Bild in der Öffentlichkeit schon genug geschadet, er will nicht obendrein wie ein Minister dastehen, der ohne Sprechzettel den Faden verliert.

Schäuble will es noch mal versuchen, so viel ist klar. Seit sieben Monaten ist er Finanzminister, es ist seine letzte große Aufgabe, die Chance, seiner tragischen Karriere doch noch ein gutes Ende zu setzen. Schäuble wollte Bundeskanzler werden, später zog es ihn ins Schloss Bellevue, aber irgendetwas kam immer dazwischen: erst Kohls Rachsucht und die Spendenaffäre, dann Merkels Machtplan, der ein Staatsobershaupt Schäuble nicht vorsah.

Nun kämpft er seine große Schlacht. Diesmal jedoch stehen ihm nicht die Intrigen seiner Parteifreunde im Weg, sein Feind ist der eigene Körper. Sein Leben ist im Moment ein Experiment, er will prüfen, ob sein wunder Leib die Strapazen des Amtes aushält. Er pendelt zwischen Berlin und Brüssel, er leitet eine Konferenz zur Finanzmarktordnung in

Berlin. Am Dienstag, nach einem langen Tag in Sitzungen, fährt er auch noch in das Hauptstadtstudio der ARD. „Ich bin froh, dass ich wieder voll einsatzfähig bin“, sagt er, aber der letzte Beweis ist bisher nicht erbracht.

Warum tut er sich das alles an? Warum setzt er sich diesem Druck, diesem Stress länger aus? Warum macht er es nicht wie sein Freund Ludolf von Wartenberg?

„Ich habe nicht viel Zeit“, sagt Wartenberg, aber es sieht nicht so aus, als drängten Geschäftstermine. Er trägt einen flauschigen Pulli und eine bequeme Hose. Wartenberg war mal Hauptgeschäftsführer des Bundesverbands der Deutschen Industrie, jetzt managt er vor allem seine Freizeit. Er sitzt in einem Café im Grunewald, gleich ums Eck teilt er sich eine hübsche Villa mit Wolfgang Schäuble und dessen Frau Ingeborg.

Am Vormittag ist er zu einem Golfturnier verabredet, danach geht es in den vorgezogenen Pflingsturlaub. Er führt das genussvolle Lebens eines Pensionärs.

Schäuble könne sich das noch nicht vorstellen, sagt Wartenberg. Es sei nicht so, dass sein Freund keine Interessen außerhalb der Politik habe, er gehe ins Theater und verschlinge Bücher wie kein anderer. Aber Beschäftigung brauche bei Schäuble immer ein Ziel, es erfülle ihn nicht, Wissen anzuhäufen, das er anschließend nicht anwenden kann. „Der Wolfgang kann nicht im Rollstuhl sitzen und dabei zusehen, wie andere gestalten“, sagt Wartenberg.

Wahrscheinlich ist es gerade die Größe der Aufgabe, die Schäuble anzieht, das Herkuleshafte. Erst musste er Milliardenpakete mitverantworten, um den Absturz der Banken zu verhindern, jetzt muss er sparen wie kein Finanzminister vorher, um den Staat vor dem Schuldenexitus zu bewahren. Eigentlich ist es eine unmögliche Mission, aber gerade das reizt Schäuble. Das Amt gibt ihm die Möglichkeit, seine ewig unvollendete Laufbahn doch noch in Würde zu vollenden.

Nie konnte man einen vergnügteren Schäuble erleben als in den ersten Wochen als Finanzminister. Er saß am Schreibtisch seines Ministeriums in der Wilhelmstraße und machte Späße darüber, dass man nur einen Polit-Opa wie ihn auf so ein Himmelfahrtskommando schicken könne. Er kokettierte mit dem



Schäuble-Brüder Frieder, Thomas, Wolfgang\*: Die

eigenen Scheitern, „das wäre zu verkraften“, sagte Schäuble, aber dieser Galgenhumor mehrte nur sein Ansehen. Bald stapelten sich in seinen Pressemappen freundliche Porträts, in denen vom starken Mann des Kabinetts Merkel die Rede war, vom heimlichen Vizekanzler.

Es schmeichelte ihm, dass er plötzlich als der Vertreter einer besseren CDU dastand, als Hoffnung all jener, für die Politik mehr ist als Merkels freudlose Machtverwaltung. Er leistete sich sogar ein paar Unbotmäßigkeiten.

Anfang November vergangenen Jahres saß er in einer Challenger der Bundeswehr und spöttelte, Merkel schätze ja vor allem pflegeleichte Leute in ihrer Nähe. Dann machte er eine Kunstpause und sagte: „Ich bin nicht pflegeleicht.“

Dann kam die Krankheit. Es begann Anfang des Jahres mit einem Routine-

\* Im Mai 2007 bei einem Treffen im badischen Hornberg.



LAURENCE CHAPERON

*letzte Chance, seiner tragischen Karriere doch noch ein gutes Ende zu setzen*

eingriff, das Implantat, das Schäubles Blasenfunktion regelt, musste ersetzt werden. Das neue Teil aber wuchs falsch an, wieder musste operiert werden. Schließlich kam auch noch eine Infektion dazu, was einen erneuten Eingriff notwendig machte. Als dann alles überstanden zu sein schien, vertrat er ein neues Antibiotikum nicht, das er wegen einer Infektion nehmen musste.

Jetzt ist die Frage, wie viel Krankheit die Politik verträgt. Ein schwacher Schäuble kann in der Krise leicht zur Metapher für den siechen Staat werden, der den Zerstörungskräften der Finanzmärkte nichts entgegenzusetzen hat. Schäuble spürt, dass er die Debatte nicht in der Hand hat. Er ist wieder anderen ausgeliefert.

Seine Waffe gegen das Gewisper und Geraune ist Offenheit. Wenn Journalisten verdrückt nach seinen Gebrechen fragen, dann ermutigt er sie regelrecht zum Nachhaken, die Bürger hätten ein Recht zu er-

fahren, ob ein Spitzenpolitiker genügend Kraft aufbringe für das Amt. Es ist aber nicht sicher, ob Schäuble selbst weiß, wann die Politik seine Kräfte endgültig überfordert.

Er zeigte seinen wunden Körper, wie es kaum ein Politiker vor ihm getan hatte. Er lag im Krankenhaus und gab Interviews im Schlafanzug, er gewährte Einblicke, wie man sie sonst nur seinen engsten Freunden offenbart. Seht her, wollte er damit sagen, der Körper mag schwach sein, aber mein Geist ist stark.

Aber so einfach ist es nicht. Die Bürger haben ein Recht auf einen Finanzminister, der präsent ist, auch auf der internationalen Bühne. Politische Weggefährten haben ihn früh gewarnt, die vielen Reisen als Finanzminister könnten ihn am Ende zu sehr belasten. Er hat die Warnungen in den Wind geschlagen.

Außerdem macht ihn die Krankheit abhängig, vor allem von der Kanzlerin. Noch hält Merkel zu ihm, sie hat ihn am

Dienstag vergangener Woche angerufen und gesagt, er möge sich ohne Zeitdruck erholen. Er blieb dann eine Woche in einer Klinik im hessischen Bad Wildungen.

Merkel kann Schäuble gut gebrauchen in dem aufziehenden Streit über Sparlisten. Die Ministerpräsidenten der Union haben Respekt vor ihm, über Schäuble werden sie nicht so herfallen wie über einen Finanzminister Thomas de Maizière, den sie als Merkels willigen Helfer betrachten. Doch Merkel weiß auch, dass sich etwas gedreht hat, die Krankheit verleiht ihr Macht. Es braucht nur ein paar diskrete Hinweise, dass der Finanzminister seinem Amt leider nicht gewachsen sei, und der Daumen der öffentlichen Meinung würde sich senken.

Merkel wird das nicht tun, im Kanzleramt ist viel davon die Rede, dass es auch ein Gebot der Menschlichkeit sei, Schäuble zu unterstützen. Aber es ist jetzt wie im Kalten Krieg: Merkel besitzt die ultimative Abschreckungswaffe. „Er wird ihr jetzt nicht mehr gefährlich“, sagt einer ihrer Leute. Es klingt zufrieden.

Frieder Schäuble hat die Faszination seines Bruders für die Politik nie ganz verstanden. In den sechziger Jahren war er mal Chef des RCDS in Baden-Württemberg, er stand kurz vor dem Sprung in die Berufspolitik. Dann machte er den Vorschlag, die CDU solle ihre verzapfte Ostpolitik korrigieren. Es waren nicht Argumente, die ihm entgegenschlugen, sondern nackter Hass. Er wollte sein Leben nicht von solchen Gefühlen verdunkeln lassen.

Frieder Schäuble betreibt eine Anwaltskanzlei in Leipzig, er ist ein freundlicher Mann mit dicken Augenbrauen, er lacht viel. Man kann sich mit ihm lange über das perfekte Rezept für Hechtklößchen unterhalten, so was ist mit Wolfgang Schäuble schwer vorstellbar. Gespräche mit dem Minister umweht oft die Strenge eines Staatsexamens. Für seinen Bruder sei ein Leben außerhalb der Politik nicht denkbar gewesen, sagt Frieder Schäuble. „Er hat sich die Frage gar nicht gestellt.“

Die beiden telefonieren oft, es hat ihn gefreut, mit welcher Begeisterung der Bruder sich in das neue Amt stürzte, endlich hatte er wieder eine Aufgabe, die ihm gemäß erschien. Als neuer Finanzminister habe er sogar das Treffen abge sagt, dass die drei Brüder Wolfgang, Thomas und Frieder jedes Jahr zusammenführt. „Der Wolfgang musste auf einen IWF-Kongress irgendwo in der Welt“, sagt Frieder Schäuble.

Er wünscht sich, dass alles ein gutes Ende nimmt, dass die Karriere des Bruders nach allem Unglück doch noch einen glücklichen Abschluss findet.

Ob es gelingt?

Frieder Schäuble lässt sich in seinen Stuhl zurückfallen, er blickt in den Himmel über Leipzig und schweigt. ♦



SVEN PAUSTIAN (R. O.); HARALD TITTEL (R. U.)

**Straftäter Walter H. 1969, Haftanstalt Saarbrücken, Tatort Eros-Center Trier: „Im Suff bin ich bekloppt“**

JUSTIZ

# Im Ausnahmezustand

Walter H. gilt als gefährlich und sollte deshalb den Rest seines Lebens im Gefängnis bleiben. Nun ist er freigelassen worden, weil die deutsche Praxis der Sicherungsverwahrung gegen Menschenrechte verstößt. Eine Entscheidung, die alle überfordert. Auch Walter H. *Von Jürgen Dahlkamp*

**A**usgerechnet jetzt. Der Schließer steht in der Zellentür. „Gehen Sie schnell mal hoch zum Sozialarbeiter“, sagt er, „ist wichtig.“ Na klar, denkt Walter H., das ist doch mal wieder typisch. Gerade wenn „Sturm der Liebe“ läuft, im Ersten, von 15.10 bis 16 Uhr, von Montag bis Freitag, und er vorm Fernseher sitzt, wie immer. „Sturm der Liebe“, eine Liebesserie, seine Lieblingsserie. Irgendwie genauso endlos wie die Tage, die Jahre, sein Leben im Knast.

„Der kann mich doch auch noch ein anderes Mal sehen“, mault Walter H., aber nein: jetzt sofort, hopp, hopp! Und deshalb ist Walter H. ziemlich genervt, als er beim Sozialarbeiter steht und der ihn fragt, was er wohl glaube, warum er ihn gerufen habe. Ja warum? Bestimmt weil er neulich den Schließer angearunzt

hat. Und dafür jetzt so eine Eile, wo doch im Ersten immer noch „Sturm der Liebe“ läuft, Folge 1071, und der André gerade den Curd übers Ohr hauen will, und die Katja, also die Tochter vom Curd ...

Der Sozialarbeiter sagt: „Nein, gehen Sie runter und packen Ihre Sachen. Sie werden sofort entlassen.“

Es ist der Mittwoch der vergangenen Woche, 15.30 Uhr, in der Justizvollzugsanstalt Saarbrücken, es ist der Moment, in dem sich bei Walter H. alles zusammenzieht, in dem er zu flennen beginnt wie ein Kind. Es ist der Moment, auf den er 22 Jahre gewartet hat und der nun ohne jede Ankündigung gekommen ist. Und es ist dieser Moment, in dem die Republik ein massives Problem mehr hat: Walter H., 61, auf freiem Fuß. Ein verurteilter Mörder, notorischer Gewalttäter, ein Mann, von dem die

Gutachter sagen, dass er mit hoher Wahrscheinlichkeit wieder ein schweres Verbrechen begehen wird. „Unerträglich“ findet das Saarlands Innenminister Stephan Tösch. Auch ihm zieht sich alles zusammen.

Walter H. ist nicht der einzige, er ist jetzt nur der erste von vielleicht 200 Hochrisiko-Häftlingen, die aus dem Gefängnis kommen, seit der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg entschieden hat, dass die deutsche Sicherungsverwahrung zum Teil auf rechtswidrigen Gesetzen gründet. Genauer gesagt in jenen Fällen, in denen schärfere Wegsperrgesetze erst später, nach der Verurteilung, in Kraft traten, trotzdem aber rückwirkend gelten sollten.

Am Dienstag kam die endgültige Entscheidung aus Straßburg, am Mittwoch der Beschluss des Bundesgerichtshofs,

Walter H. sofort zu entlassen, am Abend war er draußen (SPIEGEL 20/2010). Es ging so schnell, dass sie im Gefängnis auf nichts vorbereitet waren. So schnell, dass er den Knast zwar als freier Mann verließ, aber nur mit einer Jeans, drei Unterhosen, ein paar Socken, ohne Shampoo. Mit 50 Euro auf die Hand. So schnell, dass die Polizei nicht wusste, wohin mit ihm, und ihn erst mal in Saarbrücken in ein Billighotel steckte, das Zimmer nicht viel größer als seine alte Zelle. Und so schnell, dass Walter H. tagelang in diesem Hotel saß, wo unten ein Getränkeautomat stand, die 0,33-Liter-Flasche Bitburger für 1,60 Euro zum Selberziehen.

„Das ist so, als würde man einen Pädophilen neben dem Kindergarten einquartieren“, sagt sein Anwalt Michael Rehberger, der jahrelang für die Freiheit von Walter H. gekämpft hat, aber nicht für so eine Freilassung. Denn wenn Walter H. getrunken hat, verliert er jede Kontrolle, „im Suff bin ich bekloppt“, sagt er selbst. Als er betrunken war, hat er ein 16-jähriges Mädchen umgebracht, 1969. Als er betrunken war, hat er eine Frau gewürgt, 1979. Und noch eine, 1988. Und noch eine, 1990. Er selbst weiß: Er muss absolut nüchtern bleiben, sonst verstößt er gegen seine Führungsaufgaben, wird zur Gefahr. Trotzdem gab es nach der Entlassung erst mal keine Alkoholkontrollen, denn dazu hätte noch ein Gerichtsbeschluss hergemusst. Und so schnell ging das alles nicht.

Deshalb leben jetzt alle im Ausnahmezustand: die Polizei im Saarland, die ihn rund um die Uhr beschatten muss, wenn er auf die Straße geht. Die im Hotel das Zimmer nebenan bezogen und eine Kamera auf seine Tür gerichtet hatte. Die ihn nicht mehr aus den Augen lässt, aus Sorge, gut begründeter Sorge, dass er die Kontrolle verlieren, durchdrehen könnte. Und Walter H., der sich seine Freiheit so nicht vorgestellt hatte. Der immer nervöser wird, der gerade deshalb durchzudrehen droht, weil ihm ständig Polizisten folgen. Weil sie jeden vor ihm warnen, mit dem er sich auch nur auf einen Kaffee treffen will. Weil sie schon bei seiner Fa-

milie angerufen haben, um zu fragen, ob er sich bei ihnen gemeldet hat.

Immerhin: Am vergangenen Samstag hatte Walter H. dem Automaten schon drei Tage widerstanden. Er will nichts trinken, sagt er, er wird nichts trinken, verspricht er, keinen Schluck. Am Tag nach der Entlassung ging er sogar von sich aus zu einer Polizeistation und wollte ins Röhrchen blasen, um zu zeigen, dass er trocken bleibt. Noch geht es ihm so gut, dass er kein Bier, keinen Schnaps braucht, noch fühlt er sein Glück, betrinkt sich nur an den Bildern, die nach den Jahren im Knast auf ihn einstürzen.

### Die Versuchung ist da. Und in der Vergangenheit war sie meist stärker als Walter H.

Pommes frites zum Beispiel. Goldgelb, so also sehen echte Fritten aus. So was, sagt er, hatte es im Gefängnis ja nicht gegeben, und weil er von den vergangenen 40 Jahren nur 5 draußen war, in den Achtzigern, schmecken ihm jetzt sogar die Fritten, als wär's das erste Mal. Im Bahnhof steht er vor dem Ticketautomaten, merkwürdiges Ding, was macht man damit? Und wenn beim Auto die Zentralverriegelung plopp macht, steigt er trotzdem nicht ein. Zentralverriegelung? Gab's damals doch nur in ganz teuren Autos.

Dafür ist jetzt alles andere so teuer geworden. 20 Euro für ein Paar Badehandschuhe, „Wahnsinn“, sagt er, taumelt weiter durch die Saarbrücker Fußgängerzone, als wäre sie ein Erlebnispark, sucht bei Karstadt ein Portemonnaie, 50 Euro. Schon wieder Wahnsinn. Nimmt stattdessen ein Schlüsseletui, vier Euro, auch ganz schön teuer. Und weil er sich selbst so wundert, will er den anderen immer alles erklären. Dass er erst noch die Anträge ausfüllen muss, damit er vom Amt sein regelmäßiges Geld bekommt. Dass er gerade erst raus ist, aus dem Gefängnis. Er redet und redet, aber obwohl er doch alles erklären kann, gucken ihn die Leute dann ganz merkwürdig an.

Schon deshalb dürfte man ihn nicht allein durch die Stadt laufen lassen, doch der Tag nach der Entlassung war Christi Himmelfahrt, Feiertag, dann kam der Freitag, und er sah seinen Bewährungshelfer, dann kam das Wochenende, und sein Bewährungshelfer hatte frei. Dass die Richter in Straßburg so schnell entscheiden würden, noch dazu gegen die deutsche Praxis der Sicherungsverwahrung, hatte im Saarland wohl keiner erwartet. Dass der Bundesgerichtshof (BGH) nur einen Tag brauchte, um Walter H. danach auf freien Fuß zu setzen, überraschte die Justiz erst recht – „wir hatten uns auf Herbst eingerichtet“, bestätigt der zuständige Staatssekretär Wolfgang Schild.

Warum, versteht aber auch Rechtsanwalt Rehberger nicht. Schließlich hatte Straßburg schon im Dezember so entschieden, jetzt lehnten die Richter nur noch den Einspruch der Bundesrepublik ab. Und hatte im Fall Walter H. der BGH nicht ausdrücklich angekündigt, dass er auf Straßburg warten, es von Straßburg abhängig machen wollte? „Die Justiz hätte sich doch darauf einstellen müssen, dass mein Mandant jederzeit freikommen kann“, ärgert sich Rehberger. „Etwa indem man eine betreute Wohngruppe für ihn gesucht hätte.“

So irrlichterte Walter H. durch sein erstes Wochenende in Freiheit, fuhr am Sonntagnachmittag zum Auswärtsspiel der Dorfmannschaft, für die er in der Jugend selbst gespielt hatte. Und als dann alle den Saisonabschluss feierten, mit Freibier, da hat es ihm „schon ein bisschen weh getan“, keinen mitzutrinken. Er sagt das hinterher, um zu zeigen, dass er stark geblieben ist, aber in Wahrheit ist das ein Alarmzeichen: Diesmal ist es gutgegangen, aber die Versuchung, sie war da. Und in der Vergangenheit war sie meist stärker als Walter H.

Das ist auch nicht das einzige Warnsignal. Am Vormittag hatte er schon vor der forensischen Klinik in Merzig gestanden, in der er mal 16 Jahre gesessen hatte. Eigentlich hatte er versprochen, sich von „Knackis“ fernzuhalten. Aber schon am Vorabend hatte er im Hotel Besuch von einem alten Kumpel aus dem Knast bekommen. Und nun wollte Walter H. in Merzig seinen Freund sehen, einen Mörder, einen Psychopathen, den er trotzdem bald heiraten möchte, denn mit den Frauen, sagt Walter H., habe er heute nichts mehr am Hut.

Allerdings hatte er sich vorher nicht angemeldet, und weil auch keine Besuchszeit war, ließen sie ihn in Merzig natürlich nicht rein. Über so etwas regt sich Walter H. sehr schnell auf. Schließlich rief er von draußen zum Zellenblock hoch, sein Freund schrie aus der Zelle zurück, und dann kam Personal und drohte Walter H., die Polizei zu holen, er solle verschwin-



Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte: „Wir hatten uns auf Herbst eingerichtet“

den. Und dem Freund schlossen sie das Fenster ab. Das regte Walter H. jetzt noch mehr auf. Er wird eben schnell fuchsiger, genau das hatten ihm auch die Gutachter im Gefängnis schon bescheinigt, und das ist sicher kein gutes Zeichen.

Also müsste in solchen Momenten einer bei ihm sein, der ihn sofort beruhigt, ihn wieder runterholt, aber da ist kein Immer-da, der hilft. Nur ein Schatten, die Polizei. Junge Männer in Jeans, die wie zufällig abends um halb zehn eine Wurst im Gartenlokal essen wollen, in dem sonst nur noch Walter H. sitzt. Die vom Laufschrift ins Gehen verfallen, wenn Walter H. sich umdreht. Die ihn mit dem Wagen verfolgen, der Beifahrer mit Videokamera. „Was wollen die von mir?“, fragt Walter H. mit einer Mischung aus Wut und Weinerlichkeit, „das ist doch keine Freiheit, Freiheit ist doch nur, wenn ich für mich allein sein kann.“

Die Polizei ist zwar nicht mehr hinter ihm her so wie früher, aber sie ist immer hinter ihm, verfolgt ihn, so wie die Vergangenheit, die Walter H. auch in Freiheit bis an sein Lebensende verfolgen wird. Die Vergangenheit eines Mannes, der in hoffnungslosen Verhältnissen aufwuchs

### Bei Risikotests kam Walter H. auf 33 von 40 möglichen Punkten. Unauffällig sind 20.

und auch deshalb heute so wenig Hoffnung zulässt auf ein Leben ohne Rückfall.

Auf die Welt kam Walter H. als viertes von sechs Kindern in einem Dorf im Saarland, in dem der Vater bei den Leuten den Spitznamen „Ewiger Krankenschein“ hatte. „Blaumachen“ und „blau sein“ lagen bei ihm immer nah beieinander, das Bier mussten ihm die Kinder bringen, auch der Walter. Wer nicht spurte, bekam die Reitgerte, aber wenn Walter die Flaschen geholt hatte, durfte er auch mittrinken. Denn mit Bier, sagte sein Vater immer, wird ein Junge erst zum Mann. Und noch etwas brachte ihm sein Vater bei: dass Frauen dem Manne untertan sein sollen, wie es in der Bibel steht, weshalb der Vater auch die Mutter schlug und manchmal sogar würgte. Frauen aber, die in Kneipen gehen, das waren alles nur Schlampen, alles Nutten, nichts wert.

In der Schule blieb Walter H. sitzen, die Abschlussprüfung zur Schweißerlehre schaffte er erst im zweiten Versuch, sein Intelligenzquotient liegt bei etwa 80, das ist noch kein Schwachsinn, aber auch nicht weit davon entfernt. Doch sein größtes Problem war der Suff. Er verlor deshalb zwei Arbeitsstellen. Und mit 20 zum ersten Mal seine Freiheit. In einem Lokal sprach er im Sommer 1969 eine Schwesternschülerin an. Sie flirteten, sie tranken, sie zogen durch die Kneipen, am Ende

hatte Walter H. 18 bis 20 Bier gekippt. Als sie dann draußen schmusten, Walter H. zu früh kam und das Mädchen nicht mehr weitermachen wollte, würgte und würgte er die 16-Jährige. Bis sie tot war.

Zehn Jahre saß er dafür, im Juni 1979 kam er raus, aber es dauerte nur sieben Wochen bis zum nächsten Verbrechen. Er wollte seine Schwester besuchen, die war nicht zu Haus, dafür die Untermieterin. Wieder war Walter H. betrunken, fragte, einfach so, ob sie die Pille nehme. Als die Frau ihn rauswerfen wollte, packte er ihren Hals, würgte sie, bis die Frau ihm das Gesicht aufkratzte und fliehen konnte. Diesmal bekam er drei Jahre.

Wieder draußen, zog er zu einer Deutschen nach England. Fünf Jahre lebte er bei ihr, blieb nüchtern, offenbar auch straffrei. Es war die einzige Zeit, in der es ein bisschen Hoffnung gab. Aber dann wollte Walter H. 1988 endlich wieder Fasching feiern, im Saarland. Er betrank

ben immer die gleichen und immer schlecht. Daran änderte sich auch nichts, als das Landgericht Saarbrücken Walter H. 2005 aus der Psychiatrie holte und in ein normales Gefängnis überwies, weil er nach Ansicht der Richter durchaus schuldig war und daher kein Fall mehr für die Klinik.

H. sei aber „weiterhin als gefährlich für die Allgemeinheit einzustufen“, stellte das Gericht fest. Und noch bevor er im Knast die viereinhalb Jahre Haft nachgeholt hatte, die von seiner Attacke zu Fasching 1988 offengeblieben waren, verhängte das Landgericht Saarbrücken 2007 gegen ihn nachträglich die Sicherungsverwahrung. Es war der sichere Weg, der einzig mögliche Weg, die Gesellschaft vor Walter H. zu schützen – und so gesehen war es auch der richtige Weg.

Denn selbst wenn Walter H. in der Haft trocken geworden sei – ob das draußen so bleibe, sei doch sehr fraglich, argumentier-



Mahnwache im rheinischen Randerath: Ein Zustand, der kein Zustand mehr ist

sich, er fiel über eine Frau her, würgte sie, weil sie keinen Sex wollte, ließ sie nackt zurück. Hätten Passanten sie nicht gefunden, wäre sie wohl erfroren.

Das Urteil: vier Jahre, sechs Monate. Aber hinzu kam die Einweisung in die Psychiatrie, nach Merzig. „Die Neigung zur Begehung schwerster, sexuell motivierter Straftaten wird, wenn überhaupt, jedenfalls mit psychiatrischen Mitteln nicht kurzfristig behandelbar sein“, urteilte das Gericht – und sollte fünf Monate später noch mal recht bekommen. Beim Ausgang trickste Walter H. seine Begleiter aus, fuhr nach Trier, ging angetrunken ins Eros-Center und würgte dort eine Prostituierte, weil er beim Sex mal wieder Probleme hatte. Erst als eine Kollegin ins Zimmer stürzte, hörte er auf.

In der Klinik in Merzig galt er in den Jahren danach als Einzelgänger, der sich nur sporadisch auf Therapieversuche einließ. Die Prognosen der Gutachter blie-

te das Gericht noch zwei Jahre später. Und: „Die Kammer ist zu der Überzeugung gelangt, dass der Verurteilte mit hoher Wahrscheinlichkeit erhebliche Straftaten begehen wird.“ Bei Risikotests kam Walter H. mal auf 31, mal auf 33 von 40 möglichen Punkten: Unauffällig sind 20.

Deshalb möchte man ihm jetzt ja gern glauben, dass er nie wieder etwas anstellen wird. Etwa weil er es heute nicht mehr so mit Frauen, dafür aber an der Prostata hat und angeblich sowieso nicht mehr „kann“. Oder weil er, bei allem, was ihm heilig ist, so etwas seiner noch lebenden Mutter niemals antun würde, wie er sagt. Und vor allem: „Weil ich weiß, dass das meine allerletzte Chance ist.“ Er will nie wieder ins Gefängnis, lieber würde er sich „die Hand abhacken“.

Aber was, wenn die nächste Krise kommt? Es gibt wenige, die ihm Halt bieten, und deshalb gibt es vielleicht auch zu wenig, was ihn aufhalten könnte in

## Unter Freunden

Die Freie Universität Berlin wollte mit einem Büro in den USA viele Spender werben. Doch statt eines Geldsegens gibt es internen Zwist und juristische Probleme.



Gala-Gäste Volcker, Kiep in New York 2008: Schick und teuer

An diesem Abend im April sah New York noch einmal aus, wie sie es sich in Berlin immer vorgestellt hatten: schick und teuer und spendabel.

Mitten in Manhattan, in der 42. Straße, hatten die „Friends of Freie Universität Berlin“ zur Gala zwischen Marmorsäulen geladen. Auf der Speisekarte stand chilenischer Wolfsbarsch, zu den Gästen zählten Spendenprofi Walther Leisler Kiep und der langjährige US-Zentralbank-Chef Paul Volcker. Dem Verein der Ehemaligen, der Alumni, schien zu gelingen, wofür er gegründet und mit einem Büro in New York ausgestattet worden war: Spenden in Übersee für die Uni in Berlin einzuwerben. „Unter Freunden“ schrieb die „New York Times“ neben die Fotos, die sie von der Veranstaltung druckte.

Doch mit der guten Stimmung war es bald vorbei. Am Rande der Gala diskutierten Vertreter der Universität und der „Friends“ damals, im April 2008, wie der Verein mehr Geld ranschaffen könne. Heute ist der amerikanische Traum der Berliner geplatzt. Laut einem vertraulichen Bericht aus dem Präsidium hat die Hochschule seit 2003 mehr als eine Million Euro in die USA überwiesen – und weniger als eine Viertelmillion eingenommen. Statt eines Geldsegens gibt es internen Zwist und juristische Probleme.

Für die Berliner Uni ist es besonders peinlich, weil sie als „Internationale Netzwerkuniversität“ in der Exzellenzinitiative ausgezeichnet worden ist. Zum prämierten Konzept zählte die „Alumni-Organisation in den USA“. Hier vereinten

sich zwei Trends, die sich an vielen deutschen Hochschulen beobachten lassen: im Ausland aktiv zu werden und um Ehemalige zu werben.

Die „Friends“ in New York gewannen zumindest einen großzügigen Gönner. Eine Stiftung unterstützte mit 600 000 Dollar die Renovierung des Henry-Ford-Baus in Berlin, das Auditorium wurde nach dem Stiftungsgründer benannt. Laut dem Bericht der Vizepräsidentin aber ist die Spende allenfalls teilweise in

Berlin angekommen. Die „Friends“ sollen einen beträchtlichen Anteil der Summe vielmehr schon ausgegeben haben. Jedenfalls die zweite Hälfte der Spende – also 300 000 Dollar – sei nicht nach Berlin überwiesen worden, was große Probleme mit sich bringe.

Damit der Verein aufgelöst werden könne, müsse er laut amerikanischem Recht erst die Spende nach Deutschland weiterleiten, heißt es in dem Bericht. Das aber sei unmöglich, weil das Kon-

to weitgehend leer sei. Deshalb müsse zunächst Geld von Berlin nach New York transferiert werden und dann wieder zurück nach Berlin geschickt werden – die Uni würde sich das Geld so gesehen selbst spenden. Die Vizepräsidentin warnt: Damit „würde die Freie Universität sich zu einem ‚Komplizen‘ bei einem potentiellen Steuerbetrug machen“.

Im Hintergrund arbeiten Anwälte an einer Lösung – und an der Elite-Uni tobt weiterhin ein Machtkampf zwischen altgedienten Kräften und neuen Köpfen. In den eigenen Reihen wird der Vorwurf laut, das US-Engagement sei zu wenig unterstützt und vorschnell aufgegeben worden. Die Vizepräsidentin habe alles schlechtgeredet, um die zuständige Verwaltungsabteilung in Berlin aufzulösen.

Tatsächlich hatte etwa der Kanzler empfohlen, die „Friends“ weiter zu unterstützen. Auf Anfrage des SPIEGEL findet auch die Uni heute viele lobende Worte für die US-Alumni. Detaillierte Fragen lässt sie größtenteils unbeantwortet und verweist auf laufende Verhandlungen und auf eine laufende Prüfung, derentwegen „derzeit von der Freien Universität nicht Stellung genommen werden“ könne.

In dem Bericht hingegen vertritt die Vizepräsidentin eine eindeutige Position und erhebt unter anderem einen schweren Vorwurf: Die zuständige Abteilung habe mangelhaft kontrolliert und dadurch „die gesamte Universität dem Vorwurf der Verschwendung öffentlicher Mittel und privater Spendenmittel“ ausgesetzt.

MARKUS VERBEET

der Krise. Seine Schwester hat ihm mal gesagt, er könnte im Straßengraben liegen, sie würde trotzdem nicht mehr für ihn anhalten. Und als er jetzt seinen Bruder anrief, hatte sich dort schon die Polizei gemeldet. Das sei ja wohl das Letzte, wegen ihm mit der Polizei zu tun zu haben, tobte der Bruder. Seitdem ahnt Walter H.: „Ich hab keinen, zu dem ich gehen kann.“ Und Kollegen? Aber schon am zweiten Tag draußen hat er denen bei der Arge gesagt, dass das wohl nichts wird mit ihm und Arbeit. Nicht in seinem Alter. „Ich will ja nur meine Ruhe.“

Das Problem ist nur, dass er allen anderen keine Ruhe mehr lässt. Nicht der Justiz, nicht der Polizei. In den Köpfen spukt der Name Randerath. Als vor mehr als einem Jahr ein gefährlicher Ex-Knacki nach Randerath zog, einem Dorf bei Aachen, hatte der Landrat dort alle Bürger gewarnt. Seitdem gibt es in Randerath jeden Tag eine Mahnwache – ein Zustand, der kein Zustand mehr ist. Aber müssen sie das im Saarland jetzt nicht genauso machen, bevor noch was passiert?

Schon am vergangenen Wochenende rief die Polizei bei der Schwester des Geliebten von Walter H. an, sie solle sich auf keinen Fall mit ihm treffen, der Mann sei hoch gefährlich. Kommt als Nächstes die öffentliche Warnung? Doch die Angst, die Hysterie, „das würde die Arbeit der Polizei nur erschweren“, sagt Justizstaatssekretär Schild. Ganz ausschließen kann er das aber auch nicht. Natürlich steckten sie nun in einem Dilemma. Und deshalb, so sehen sie es zumindest bei der Stadt Saarbrücken, versucht jetzt jeder schon mal vorsorglich, die Schuld wegzuschieben, für den Fall, dass etwas schiefgeht.

Bei einer Krisensitzung hatte die Polizei darauf gedrängt, Walter H. in die Psychiatrie einweisen zu lassen. Dann wäre er wieder weggesperrt, und alles wäre gut. Zumindest für die Öffentlichkeit und für die Polizei, die ihn mit enormem Aufwand überwachen muss, ohne dass ein Ende absehbar wäre. Für diese Einweisung wäre die Stadt zuständig, doch schon eine kurze Prüfung ergab: keine Chance. Am vergangenen Dienstag sah es deshalb kurz mal so aus, als würden sich die Verantwortlichen für einen anderen, den stillen Weg entscheiden: Walter H. verließ das Hotel, ging in ein Altenheim auf dem Land. Doch auch dieses Experiment dauerte nur einen Tag. Dann war er zurück in Saarbrücken.

Es kann aber auch sein, dass Walter H. Politikern und Polizisten die Entscheidung noch abnimmt. Wenn die Polizei weiter jeden vor ihm warnt, mit dem er zu tun hat, wenn dann durchsickert, wer er ist, wo er wohnt, dass er gefährlich ist, wenn die neue Freiheit zu einer Art Freigang wird, ja, dann will er lieber weggehen. Weit weg.

Für alle anderen aber wäre das die größte Gefahr überhaupt.

ESSAY

# MEHRHEIT UND WAHRHEIT

SCHEITERT DAS BUNDESVERFASSUNGSGERICHT AM STREIT UM EUROPA?

VON THOMAS DARNSTÄDT

Da ham wir uns so nich vorjestellt.“ So schimpfte Konrad Adenauer, als 1952 das Bundesverfassungsgericht seine Wiederbewaffnungspläne zu stoppen drohte. Und so ähnlich, wenn auch hochdeutsch, klang es, was am Freitag vor einer Woche rein vorsorglich Horst Köhler einem möglichen Einmischungsversuch der Karlsruher in die europäischen Beschlüsse zur Rettung des Euro entgegenhielt. Das Gericht sei „nicht gedacht als Ersatz für Politik“. Zwischen dem berühmten Wort des ersten deutschen Bundeskanzlers und der Mahnung des amtierenden Bundespräsidenten aus gegebenem Anlass liegt ein halbes Jahrhundert der Verdrossenheit. Wann immer die Karlsruher auf die Verfassung gepocht und die Regierung in deren Schranken gewiesen haben, folgte postwendend die Reaktion der düpierten Politik. Auch das höchste Gericht sei nur ein Gericht, Recht dürfe nicht die Politik fesseln.

Fast immer ging das Gericht als Sieger aus solchen Disputen hervor. Zu handgreiflich war die freiheitssichernde Wucht des Vetos aus Karlsruhe. Traditionell rangiert das Bundesverfassungsgericht bei Umfragen über das Vertrauen der Bürger weit vor Regierung, Parlament, Parteien.

Aber neuerdings ist alles anders. Horst Köhler kann mit allgemeiner Zustimmung auf seine Mahnung rechnen, mag sie auch, streng genommen, ein Übergriff eines Verfassungsorgans in die Kompetenzen eines anderen sein. Führende Staatsrechtler überbieten sich in den Medien mit Vorschlägen, wie das Gericht daran gehindert werden könne, sich zum „Präzeptor Germaniae“ (so in der vergangenen Woche der Völkerrechtsprofessor Christian Tomuschat) aufzuspielen, zum heimlichen Herrscher Deutschlands. Schon die kritische Entscheidung zum Lissabon-Vertrag aus dem vergangenen Sommer hat das Gericht wie selten zuvor in die Rolle des Staatsquerulanten gebracht. Nun reicht die pure Möglichkeit, dass die Richter den Brüsseler Rettungsschirm auf ihren Prüfstand stellen. Der Glaspavillon im Karlsruher Schlosspark scheint vielen angesichts neuer, globaler Herausforderungen der Politik als rettungslos gestrig. Weltfinanzkrise, Euro-Krise, Klimakrise, Terrorkrise: Können wir uns die Karlsruher Idylle inmitten blühender Oleander und des Dufts frischgekochter badischer Spargelsuppe noch leisten?

Die Rede des Bundespräsidenten vor der versammelten Richterschaft markiert ein neues Verhältnis zwischen Berlin und Karlsruhe. „Es war richtig“, hielt das Staatsoberhaupt den Juristen entgegen, dass die deutsche Regierung zusammen mit den anderen in Brüssel zur Rettung des Euro so „kraftvoll gehandelt“ habe. Allenfalls wenn niemand zuhört, fragen sich

die Belehrten, was da eigentlich passiert ist. Seit wann ist es Aufgabe des Bundespräsidenten, die Politik der Regierung als richtig oder falsch zu bezeichnen?

Doch auch solche Fragen wirken neuerdings gestrig. Köhler kann auf einen unausgesprochenen Konsens zwischen den Parteien, vielen Experten und wahrscheinlich der ganz überwiegenden Mehrheit der öffentlichen Meinungsführer bauen, dass die Rettungsbeschlüsse von Brüssel richtig waren und darum auch von jedermann, und sei er Bundespräsident, als „richtig“ bezeichnet werden können. „Ohne Alternative“, würde die Kanzlerin sagen.

Muss sich, was ohne Alternative richtig ist, der Kontrolle des Verfassungsgerichts unterwerfen? Kann Wahrheit rechtswidrig sein?

Die Kehrseite der Wahrheit ist ihr Anspruch, sich nicht am Recht messen lassen zu müssen. Und weil das Recht in der Demokratie stets der Ausdruck des Mehrheitswillens im Volke ist, ist das ein Konflikt über die Frage, ob gelten soll, was wahr ist, oder ob gelten soll, was dem Mehrheitswillen entspricht. Dieser Konflikt hat ganz Europa seit der Französischen Revolution geprägt. Seit 1793 Robespierres Wohlfahrtsausschuss das objektiv Richtige mit



Pariser Wohlfahrtsausschuss 1794

## Verirrung in vordemokratische Zustände?

blutigem Massenterror durchsetzen wollte, hat sich die Welt in großen Teilen allerdings darauf geeinigt, es lieber mit dem Prinzip der Pariser Nationalversammlung zu halten: Mehrheit geht vor Wahrheit. Die „Umstellung von Wahrheit auf Mehrheit“ ist für den ehemaligen Verfassungsrichter und Staatsrechtsprofessor Dieter Grimm das Kennzeichen des Übergangs vom religiös oder ideologisch geprägten zum bürgerlich liberalen demokratischen Staat.

Doch Köhlers Anrufung des Richtigen kann nicht einfach als Verirrung in vordemokratische Zustände abgetan werden. Die Berufung auf das Richtige dominiert ja immer weitere Bereiche der Politik. Sie kulminiert auf jenem Feld, auf dem wie nirgend sonst der Konsens aller Demokraten, aller Vernünftigen, ja aller politisch Korrekten beansprucht wird, um das alternativlos Richtige dem demokratischen Streit zu entziehen: Europa. Nicht zufällig ist die europäische Integration der Casus Belli im Verhältnis zwischen Berlin und Karlsruhe.

Wahrheit statt Mehrheit: Für Europa galt das – zumindest in Deutschland – schon stets. Ist es nicht anerkannt, dass es für die Einführung des Euro niemals eine Mehrheit im deutschen Volk gegeben hätte? (Richtig war es trotzdem!) Wäre nicht der EU-Verfassungsentwurf ebenso wie in Frankreich und den Niederlanden auch in Deutschland beim Volk durchgefallen? (Es war dennoch die einzig wahre Lösung!) Im Interesse der objek-

tiv notwendigen Einigung Europas gelten auch parlamentarische Mehrheiten schon lange immer weniger: Wurde nicht der Bundestag zur Zustimmung zum rechtsstaatswidrigen EU-Haftbefehlsgesetz von der Regierung mit der Drohung genötigt, eine Ablehnung würde Deutschland teuer zu stehen kommen? Stimmte nicht die Bundesregierung im Brüsseler Rat für die Einführung der Vorratsdatenspeicherung gegen das ausdrückliche Votum des deutschen Parlaments?

Umso gefährlicher, empören sich nun die Kritiker, sei die Rolle des Verfassungsgerichts. Der demokratische Gesetzgeber, von der europäischen Einigung ohnehin hart gebeutelt, werde von den Präzeptoren im Schlossgarten zunehmend „entmündigt“ (Tomuschat).

Wer so spricht, hat das Lissabon-Urteil nicht verstanden. Es geht nicht darum, der Mehrheit des Bundestags ein inhaltlich anderes, besseres Gesetz aus Karlsruher Feder aufzuzwingen. So war es einst, als Karlsruhe 1975 gegen die Mehrheit des Parlaments die Abtreibungsregelung neu schrieb. Und es ließen sich solche Eingriffe ins Mehrheitsprinzip kritisch würdigen als das Bevorzugen von Wahrheiten, die das Verfassungsgericht aus dem Grundgesetz herausgelesen haben wollte.

Nun aber geht es um etwas anderes. Im Streit um Europa will das Gericht, genau andersherum, erzwingen, dass Mehrheit statt Wahrheit gilt – indem das Parlament seine Rechte wahrnimmt. So fragten die Richter schon 1993 im Maastricht-Urteil, ob bei der Einführung des Euro die Rechte des deutschen Parlaments und damit das demokratische Recht der Bürger auf Teilhabe angemessen berücksichtigt seien. Weil das Parlament mit seinem Begleitgesetz zum Lissabon-Vertrag unzureichend sichergestellt hatte, dass das demokratische Prinzip auch bei der Erweiterung der Brüsseler Entscheidungsgewalt gelten muss, sahen die Karlsruher das Recht der Bundesbürger verletzt, per Mehrheitsentscheidung über ihre Belange abzustimmen. Und wenn es jetzt, was gut möglich ist, erneut zu einer Beschäftigung Karlsruhes mit Europa kommt, dann wird allein dies die Frage sein: Verstößt es gegen das im Grundgesetz garantierte Bürgerrecht auf Teilhabe an demokratischer Abstimmung, wenn über Fragen, die Deutschlands Währung, sogar den Staatshaushalt betreffen, Entscheidungen im fernen Brüssel über den Kopf des Bürgers und seines Bundestags hinweg getroffen werden?

**M**ehrheit statt Wahrheit. So hatten sie sich das vorgestellt, die Väter des Grundgesetzes. Und dies ist ein Prinzip, auf das zu pochen Karlsruhe mit seinen Machtbefugnissen ausgestattet wurde. Doch nun gehen Zweifel selbst in Karlsruhe um, ob das Gericht das durchhalten kann. Werden es die Richter wagen, der Regierung in den Arm zu fallen und eine europäische Wirtschaftsregierung, eine europäische Etat-Aufsicht, gar die Rettungskredite für Griechenland zu stoppen? Weil mit dem Mehrheitsprinzip nicht vereinbar? Auch wenn der Euro, vielleicht Europa, zerbricht?

Wer die Entstehungsgeschichte des Lissabon-Urteils wirklich genau kennt, kann da eher beruhigen. Die Argumente der Kritiker hätten verfassungsrechtlich damals ohne weiteres ausgereicht, den EU-Vertrag als undemokratisch in seiner Gesamtheit zu kippen. Die Richter haben, mit Augenmaß, nur die Verschärfung des deutschen Begleitgesetzes angeordnet. Das De-

mokratische oder das Richtige – auch in Karlsruhe sind sie zu Kompromissen bereit.

Dass solche Kompromisse einmal nötig sein würden, darin liegt das Neue, das Beunruhigende der Situation. Wer herkömmlich in der Innenpolitik argumentiert hätte, das Demokratische und das Richtige fielen auseinander, der hätte sich unwillkürlich dem Verdacht ausgesetzt, das Recht des Notstands zu propagieren. Denn nur das Gebot der Not, nicht die Verfassung könnte es rechtfertigen, dass eine Regierung sich über den Willen des Parlaments hinwegsetzt.

**D**och das Gesetz der Demokratie gilt nur zwischen den Bürgern und ihrem Staat. In der Außenpolitik gilt traditionell das Primat der Regierung. Auf den Willen des Parlaments kommt es da in der Regel nicht an. Draußen in der Welt – nicht umsonst ist der Posten des Außenministers so begehrt – legitimiert schon immer die Berufung auf Sachzwänge, selten geht es um Mehrheiten daheim. Kein Wunder, dass das Völkerrecht, das Recht da draußen, auf Parlamentsmehrheiten keine große Rücksicht nimmt, es gibt ja meist überhaupt keinen Gesetzgeber, es entsteht oft als Gewohnheitsrecht, sogar durch regelmäßigen Rechtsbruch. Kein Wunder, dass so scharfe Karlsruhe-Kritiker wie Tomuschat von Haus aus Völkerrecht-

ler sind. Das Richtige muss manchmal auch das Rechtmäßige übertrumpfen. Diese Weisheit ist typisch völkerrechtlich. „Eine Verfassung ist kein Suizidprogramm“: Den respektlosen Spruch des Völkerrechtlers und jüngsten Verfassungsrichters Andreas Paulus hätte man früher in Karlsruhe nicht gehört.

Denn bisher galt der absolute Vorrang der Verfassung im Verhältnis zwischen Bürgern und ihrem Staat. Das ist eine Bedingung von Demokratie. Und Demokratie innerhalb eines Staates ist eine Bedingung von Freiheit. Das war so lange problemlos, wie Freiheit die innere Angelegenheit souveräner Staaten war. Doch diese Voraussetzung stimmt nicht mehr. Die Bedingungen der

Freiheit der Deutschen werden schon lange nicht mehr nur in Berlin gesetzt. Freiheit, Leben, Wohlstand sind globalisiert, ebenso wie die Menschenrechte, die Wirtschaft und der Terror – die Demokratie allerdings nicht. Versuche mit einer supranationalen Demokratie sind bislang nirgendwo überzeugend gelungen, auch nicht in Europa.

Nicht umsonst hat sich der neue Konflikt zwischen Mehrheit und Wahrheit an Europa entzündet. Denn deutlicher als in Brüssel wird nirgendwo auf der Welt, dass es vorbei ist mit der wohlgeordneten Welt, in der nach innen Mehrheit, nach außen Wahrheit galt. Die EU ist innen und außen zugleich. Die früher so einfache Frage, ob die Regierung eigentlich im Staat handelt oder für den Staat, ist plötzlich nicht mehr zu beantworten. Diplomatie und Innenpolitik mischen sich, Völkerrecht und Verfassungsrecht gehen durcheinander wie die umstrittenen Zuständigkeiten des Verfassungsgerichts und des Europäischen Gerichtshofs. So haben wir uns das nicht vorgestellt: Niemand möchte sich vom Prinzip der Demokratie trennen – vom Vorrang des Richtigen aber auch nicht.

Innen und außen sind nicht mehr zu trennen. Wir selber haben die Grenzen eingerissen, wir haben es in Europa mehrheitlich so gewollt. Nun herrscht Ratlosigkeit. Wer wird eine neue Balance zwischen Mehrheit und Wahrheit finden?

Wer, wenn nicht Karlsruhe.



Proteste gegen Sparpolitik in Athen

**Wir selber haben die Grenzen eingerissen.  
Wir haben es so gewollt.**

## Umweltminister Röttgen

Dringend Ruhe im eigenen Laden schaffen



INGO WAGNER / APN

KERNKRAFT

# Flucht nach vorn

Bundeskanzlerin Merkel drängt auf eine schnelle Entscheidung über längere Atomlaufzeiten, zur Freude von Umweltminister Röttgen.

Die Ansage der Kanzlerin war kurz und unmissverständlich. Es war ein Machtwort, eines von jener Art, wie es ihre Kritiker lange bei ihr vermisst haben. „So geht es nicht weiter“, befand Angela Merkel vergangenen Dienstag bei der Sitzung der Unionsfraktion. „Wir müssen jetzt entscheiden.“

Der Auftritt zeigte nicht nur eine ungewohnt entschlossfreudige Kanzlerin, er bedeutete auch eine Wende in einer der heikelsten Streitfragen der Koalition: dem Atomausstieg. Eigentlich wollte die Bundesregierung dazu erst im Herbst ein umfassendes Konzept vorlegen, mit genauen Anteilen für Atom-, Kohle- und Windstrom, von Wissenschaftlern berechnet. Politik aus einem Guss nannte Merkel so etwas früher.

Jetzt sagt sie: Die Angelegenheit müsse „politisch gelöst werden“, und zwar so, „wie wir es für richtig halten“. Zuerst sollen die Laufzeiten festgelegt werden, daran soll sich der Rest der Energiepolitik ausrichten. Die Wissenschaftler, die eben erst ihre Arbeitsaufträge erhalten haben, dürfen sich entbehrlich fühlen. „Es war ja klar“, heißt es in der Regierung, „dass es am Ende politisch entschieden wird.“

Merkel macht den Ausstieg aus dem Atomausstieg zur Chefsache, sie muss dringend Ruhe im eigenen Laden schaffen. In den Tagen zuvor war der innerparteiliche Streit in einen öffentlichen Schlagabtausch gegipfelt, wie ihn die konservative Partei lange nicht erlebt hat.

Erst empfahl der baden-württembergische Ministerpräsident Stefan Mappus sei-

nem Parteifreund Norbert Röttgen, er möge sich schnellstmöglich „ein anderes Betätigungsfeld“ suchen. Dann schoss der Umweltminister zurück: „Herr Mappus muss lernen, dass man sachliche Konflikte mit Argumenten austrägt.“

Vordergründig ging es allein um die Frage, ob der Bundesrat zustimmen muss, wenn die Koalition die Laufzeiten verlängern will. Tatsächlich tobte ein Machtkampf, dessen Risiken für Merkel von Tag zu Tag größer wurden: die eigene Partei atomar gespalten, ihr Umweltminister unter Druck, die Länder wütend auf den Bund.

Merkel musste handeln, und so sorgte sie in hohem Tempo dafür, dass die Streithähne Mappus und Röttgen aufeinander zuzogen. Der Umweltminister musste sich verpflichten, zusammen mit den Ressorts Innen, Justiz und Wirtschaft bis Anfang Juni zu prüfen, wie weit die Länder bei einem Ausstieg aus dem Ausstieg mitreden müssen. Und Mappus sagte am Mittwoch überraschend, er rechne mit einer Laufzeitverlängerung von 10 oder 12 Jahren. Tags darauf wurden daraus wieder „mindestens 15 Jahre“, auf ein paar Jahre mehr oder weniger kommt es offenbar nicht an. Bis dahin hatte Mappus stets die Position vertreten, die Kernkraftwerke sollten einfach so lange laufen, wie das technisch zu verantworten sei.

Nun aber rechneten Merckels Vertraute dem Stuttgarter Regierungschef kühl vor, was eine solche Position für seinen Land-



UWE ANSPACH / PICTURE ALLIANCE / DPA

Ministerpräsident Mappus  
Überraschend nachgegeben

tagswahlkampf nächstes Jahr bedeuten würde: eine Vorlage für SPD und Grüne, ihn als ewiggestrigen Freund der Kernspaltung anzuschwärzen, als Verhinderer der ökologischen Modernisierung.

Mit dem Kurswechsel in Stuttgart steuert die Union nun auf eine rasche Kompromisslösung zu. Das umfassende Energiekonzept kann warten, nun geht es darum, einen Brandherd in der Koalition zu löschen. Umweltminister Röttgen zeigte sich vergnügt über die Wendung. „Von unseren acht Jahren Verlängerung ist das ja jetzt nicht mehr allzu weit entfernt“, hieß es im Bundesumweltministerium. Auch Mappus reklamiert Sieg: Das Vorziehen des Verfahrens gehe auf seinen Druck zurück, sagen Vertraute.

Merkel wagt die Flucht nach vorn. Binnen kurzer Frist soll feststehen, in welchem Jahr eine bürgerliche Regierung die Kernkraftnutzung in Deutschland beendet wissen will. Die beiden anderen aufmüpfigen Atom-Länder, Bayern und Hessen, werden sich irgendwie fügen müssen, wollen sie nicht einen Großkonflikt mit Berlin riskieren.

Doch eine innerparteiliche Einigung ersetzt noch keine Verhandlungslösung mit der Stromindustrie. Für die vier Atomkonzerne schafft die politische Tempoverschärfung eine Position der Stärke. Manche mögen sich zwar mehr als zehn oder zwölf Jahre erhofft haben, um ihre steuerlich abgeschriebenen Kraftwerke mit hohen Gewinnen laufenzulassen. Doch weil die Politik unter Zugzwang ist, bietet sich den Konzernen nun zumindest die Chance, billiger davonzukommen als es bisher möglich schien. Die Bundesregierung hatte betont, sie wolle von den zusätzlichen Profiten eine „Ökodividende“ abschöpfen, um erneuerbare Energien zu fördern. Wenn sich die Regierung aber von vornherein auf eine Zahl festlegt, schrumpft ihr Verhandlungsspielraum mit der Industrie.

Auch teure Nachrüstungen an den Meilern zu verlangen, wie es Röttgen vorhat, wird schwerer. Würden die Reaktoren zwölf Jahre länger laufen, würde das die Konzerne nach Berechnungen des Umweltressorts 20,3 Milliarden Euro kosten.

Wichtige Investitionsentscheidungen dürften dank der neuen Eile Merckels schneller fallen. Für neue Kohlekraftwerke dürfte es bei einer Kernkraftverlängerung um rund zehn Jahre düster aussehen. Bis zum neuen Atomausstiegsdatum um das Jahr 2030 herum müssten sie mit den abgeschriebenen Altmeilern konkurrieren. Bis dahin aber wird ein gewaltiger Aufschwung bei den wichtigsten Wettbewerbern erwartet: den erneuerbaren Energien.

RALF BESTE, MICHAEL FRÖHLINGS DORF, CHRISTIAN SCHWÄGERL

# Anstrengender Anstieg

Für ein neues Kraftwerk will Baden-Württembergs Ministerpräsident Stefan Mappus ein einzigartiges Industriedenkmal abreißen lassen.

**D**er Amerikaner war besorgt, und so setzte er Ende April einen Brief auf. Er habe mitbekommen, schrieb Patrick Martin an seine deutschen Kollegen, dass man das alte Wasserkraftwerk im baden-württembergischen Rheinfelden abreißen wolle. Ausgerechnet Rheinfelden, „ohne Zweifel“, so Martin, eines der weltweit „wichtigsten Monu-

Der Brief des Professors aus Michigan bringt nun die Anhänger der Abrissbirne in Bedrängnis. Allen voran den neuen Ministerpräsidenten Stefan Mappus (CDU), der den Neubau als „Leuchtturmprojekt“ feiert, aber das alte Kraftwerk nicht retten mag.

Es ist ein wirrer Konflikt zwischen Naturschützern und Denkmalpflegern, zwischen Industrievertretern und Politikern. Dabei sind sich alle Beteiligten in einem Punkt einig: Die „kulturhistorische Bedeutung“ (Mappus) des alten Kraftwerks ist unbestritten. Vor 120 Jahren hatte Emil Rathenau, der Gründer der AEG, die Idee, die Wasserkraft des Rheins zu nutzen. 1898 war das Kraftwerk an der Schweizer Grenze fertig. Mit seiner klassizistischen Fassade, den hohen Sprossenfenstern und den tonnenschweren Turbinen galt der langgezogene Bau als ein Muster deutscher Ingenieurkunst.

Neunzig Jahre später erlebte die Wasserkraft eine Renaissance, und so began-

brauchten die Rhein-Ausbuchtung beim alten Kraftwerk als „Ruhebecken“, um den „anstrengenden Anstieg“ rheinaufwärts über spezielle Fischtreppe zu schaffen.

Und die Landesregierung führt ein weiteres Argument ins Feld: die Macht des Faktischen. Wer den Abriss stoppen wolle, müsse in bereits genehmigte Pläne eingreifen. Doch das gefährde den Start des neuen Kraftwerks und koste Millionen.

Das Genehmigungsverfahren ist seit 2002 offiziell beendet. Das Freiburger Regierungspräsidium feierte den Abschluss als „Riesenkompromiss“. Eine erneute Diskussion soll auf jeden Fall vermieden werden.

Die Freiburger weigern sich deshalb beharrlich, das Wasserkraftwerk in das Denkmalsbuch einzutragen, obwohl sie von dem zuständigen Denkmalschutzamt dazu explizit aufgefordert worden sind.



Neues, altes Kraftwerk in Rheinfelden: Gerät Deutschland schon wieder in den Ruf, sein historisches Erbe zu verspielen?

mente“ der Stromerzeugung. Die Mahnung hat Gewicht. Der Mann ist Präsident des Internationalen Komitees für die Erhaltung von Industriedenkmalen. Die Denkmalschützer sollten doch bitte alles dafür tun, bat er, dieses einzigartige Bauwerk zu retten. Es habe gute Chancen, in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen zu werden.

Was das bedeutet, muss man deutschen Denkmalschützern nicht lange erklären, der Streit um die Waldschlösschenbrücke ist ihnen unvergessen. Im vergangenen Jahr erst verlor das Dresdner Elbtal wegen des Neubaus den begehrten Platz auf der Roten Liste des gefährdeten Weltkulturerbes. Und nun Rheinfelden.

Gerät Deutschland etwa schon wieder in den Ruf, sein historisches Erbe zu verspielen?

In diesem Jahr will das Energieunternehmen EnBW in Rheinfelden für 380 Millionen Euro ein neues Wasserkraftwerk in Betrieb nehmen. Gleichzeitig soll das alte Werk, 800 Meter rheinabwärts, abgerissen werden. Ende Mai soll der Auftrag dafür vergeben werden.

nen die Planungen für ein neues Kraftwerk, das noch größer, noch wuchtiger und noch effektiver sein sollte.

Als Naturschützer gegen das Mammutprojekt klagten, versprachen die Planer, das alte Rheinfelder Kraftwerk abzureißen. Damit hätten Fische genügend Ruhe- und Laichraum und die Möglichkeit, an ihre Laichplätze flussaufwärts zu gelangen. Das wiederum empörte die Denkmalschützer. Sie wurden mit der Aussicht getröstet, man könne doch über den Abriss später noch einmal diskutieren.

Die Stuttgarter Landesregierung wechselte dabei eilig die Fronten. Erst hatte sie gegen die Naturschützer gekämpft, dann stellte sie sich plötzlich auf deren Seite, um sich der Denkmalschützer zu erwehren.

Als US-Professor Martin im September des vergangenen Jahres Mappus-Vorgänger Günther Oettinger schon einmal wegen des Abrisses angeschrieben hatte, behauptete ein Ministerialdirektor aus dem Wirtschaftsministerium, alle Interessen und Fragen seien „sehr intensiv diskutiert und abgewogen worden“. Die Fische

Michael Petzet, Präsident des Deutschen Nationalkomitees des Internationalen Rats für Denkmalpflege, hat nun die Forderung des US-Kollegen Martin angenommen und einen letzten, dringenden Appell an Mappus gerichtet. Er bitte darum, „dieses herausragende Denkmal und seine einzigartige historische Ausstattung zu schützen“.

Auch die Vereinigung der deutschen Landesdenkmalpfleger fürchtet, dass Stuttgart dieses Beispiel „eines Quantensprungs in der Elektrotechnik“ plattmachen wolle. Dieses Zeugnis deutscher Pionierleistung, schreiben die Denkmalpfleger, sei „ein bedeutender Mosaikstein des historischen Gedächtnisses der gesamten Menschheit“.

Doch Baden-Württembergs Ministerpräsident Mappus bleibt hart. Erst vor kurzem teilte er einem Parteifreund mit, wie er die Sache sieht. Die „emissionsfreie Erzeugung von Strom“ bilde die „Grundlage für den wirtschaftlichen Wohlstand unseres Landes“. Und das sei nun einmal wichtiger als jeder Denkmalschutz.

MICHAEL LOECKX, UDO LUDWIG



Angeklagte Bekir (vorn, 2. v. l.) und Sultan C. (r.) im Bremer Schwurgericht: Ein Todesopfer, eine Tatwaffe, aber kein Schuldiger

PROZESSE

## Der Fremde im Bad

Niemand darf für dieselbe Tat zweimal bestraft werden. Aber sind zwei Schüsse auf zwei Personen dieselbe Tat? In Bremen bleibt der Tod eines Türken wegen dieser Frage ungesühnt.

**L**etztlich starb Abdulkadir Akbaba wegen eines Döners und ein paar gefüllter Paprikaschoten. Das Fladenbrot hatte er sich am Bremer Hauptbahnhof gegönnt, am Pfingstmontag 2002, einem warmen Frühsommerabend. Danach fuhr der Türke mit der Straßenbahn weiter nach Gröpelingen, einem Stadtteil mit vielen Einwanderern.

Akbaba, Mitarbeiter der Arbeiterwohlfahrt, war dort mit Sultan C. verabredet, einer Bekannten. Sie hatte versprochen, ihn zu einer Landsfrau zu begleiten, die er für einen neuen Arbeitskreis älterer Migranten gewinnen wollte.

Kurz vor 19 Uhr trafen sich beide an der Haltestelle Lindenhofstraße. Doch kaum unterwegs, bemerkte Sultan C., dass sie ihr Gastgeschenk daheim in

der Küche vergessen hatte – die gefüllten Paprikaschoten.

So drehten beide um, gingen zum Haus der Türkin. Akbaba bat, kurz die nach Döner riechenden Hände waschen zu dürfen. Er stellte seine Schuhe vor die Woh-

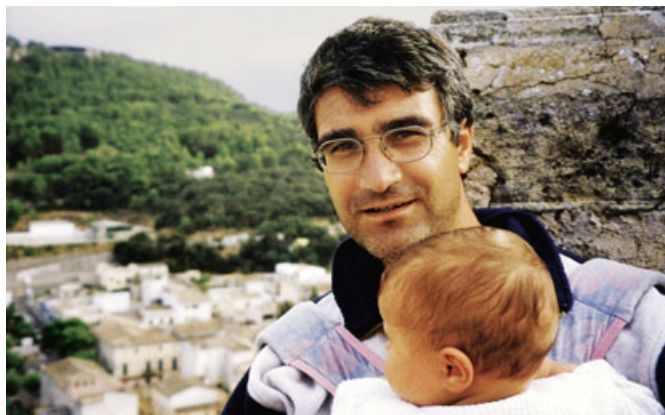
nungstür und ging ins Bad. Das wurde ihm zum Verhängnis.

Denn zur gleichen Zeit kam Bekir C., Sultans Ehemann, die Treppe zu der Zweizimmerwohnung im ersten Stock hoch. Er hörte Stimmen aus der Wohnung, und als er sie betrat, bemerkte er einen ihm unbekannten Mann im Bad.

Was dann geschah, darüber gibt es verschiedene Versionen. Sicher ist: Gegen 19.25 Uhr durchschlug eine Kugel, Kaliber 7,65 Millimeter, den Kopf von Abdulkadir Akbaba. Sie bohrte sich fast waagrecht von links in die Schläfe und trat über dem rechten Ohr wieder aus. Das Projektil prallte an einer Fliesenwand ab, 187 Zentimeter über dem Boden.

Als Polizeibeamte zehn Minuten später in die Wohnung stürmten, lag der 43-Jährige reglos in der Duschwanne, den Bauch nach unten, das gelbe Sweatshirt voller Blut. Er starb vier Tage später, ohne noch einmal das Bewusstsein zu erlangen.

Die Rettungssanitäter fanden auch Sultan C. schwerverletzt vor – sie lag mit Wunden an Kopf und Schulter im Wohnungseingang. Während die Notärzte die Türkin versorgten, meldete sich der mutmaßliche Schütze auf der Polizeiwache Gröpe-



Sozialpädagoge Akbaba, Tochter um 1998: Einfach Pech gehabt

lingen. Bekir C. habe, so notierten die Ermittler, eine Pistole auf den Tresen gelegt und gesagt: „Ich bin der, den Sie suchen.“ Dann übergab er den Polizisten einen Zettel. Darauf hatte er die Telefonnummern von Angehörigen notiert, die über seine Festnahme unterrichtet werden sollten.

Acht Jahre sind seit dem blutigen Drama vergangen, es gibt ein Todesopfer, es gibt eine Tatwaffe – doch weder Bekir C. noch jemand anders ist bis heute für den Schuss zur Verantwortung gezogen worden. Im Gegenteil: Polizisten, Staatsanwälte und Richter haben sich bei dem Fall in einer Weise verheddert, wie es wohl ohne Beispiel ist.

Zwar urteilte ein Bremer Schwurgericht im vergangenen Jahr, Bekir C. habe „mit absolutem Vernichtungswillen“ auf Akbaba geschossen. Und an anderer Stelle: Er habe ihn fälschlicherweise für den Geliebten seiner Frau gehalten. Eine entsprechende Strafverfolgung des Türken, der die Tat bestreitet, ist jedoch ausgeblieben – aufgrund schlampiger Ermittlungen, missratener Anklagen und komplizierter Rechtsfragen.

Denn Bekir C. ist wegen des Geschehens in der Wohnung bereits einmal verurteilt worden: für die versuchte Tötung seiner Frau. Nun schützt ihn das Grundgesetz. „Niemand darf wegen derselben Tat auf Grund der allgemeinen Strafgesetze mehrmals bestraft werden“, heißt es in der Verfassung.

Doch wann kann man von „derselben Tat“ sprechen? Wenn zwei Schüsse innerhalb weniger Augenblicke fallen? Wenn sie am selben Ort abgegeben werden? Aus derselben Waffe? Und was ist, wenn der Tathergang bei einem Schuss aufgeklärt werden kann und beim anderen Schuss höchst strittig bleibt?

Die Ermittlungen standen von Beginn an unter schlechten Voraussetzungen. Nach der Tötung eines zehnjährigen Mädchens war die Bremer Mordkommission im Mai 2002 voll ausgelastet – den Tod im Zuwanderermilieu untersuchten deshalb zunächst Ermittler aus dem Bereich Organisierte Kriminalität, Drogenfahnder, Wirtschaftsexperten.

Bekir C. war schon wenige Stunden nach der Tat wieder auf freiem Fuß. In seiner Vernehmung hatte er zugegeben, auf seine Frau geschossen zu haben. Die allerdings habe ihn schon lange bedroht und ihm nach dem Leben getrachtet. Er sei bestimmt „kein Schwächling“, versicherte er den Ermittlern, doch vor seiner Gattin habe er Angst.

Zudem sei er von seiner Frau provoziert worden. „Ich werde mich von ihm

vor deinen Augen in deinem Bett vögeln lassen“, habe sie gesagt, als er sich über den Fremden im Bad wunderte, gab Bekir C. zu Protokoll. Ob er auf Akbaba geschossen habe? Nein, lässt er den Dolmetscher übersetzen. Er habe den Fremden an der Gurgel gepackt. Und dann sei seine Frau plötzlich neben ihn getreten, habe ihm den Mund zugehalten und die Pistole an den Kopf gedrückt. In höchster Not habe er ihre Hände weggeschoben, mehr nicht. Dann löste sich der Schuss.

Die Beamten glaubten ihm. Er sei „sehr überzeugend“ gewesen, notierten sie, seine Frau dagegen habe sich in „offenkundige Widersprüche“ verwickelt. Tatsächlich waren ihre Aussagen kaum verwertbar. Mal sagte sie, ihr Mann habe Akbaba im Bad erschossen. Dann soll er es im Schlafzimmer getan haben. Sie

ANZEIGE

habe sich vor ihm in der Küche verschanzt. Ihre Vernehmung erfolgte ohne Dolmetscher, und das Deutsch von Sultan C. ist auch nach drei Jahrzehnten in Bremen rudimentär.

Was jeder Fernsehzuschauer aus dem „Tatort“ kennt, fand in diesem wahren Fall nicht statt: Weder durchsuchten die Ermittler das Haus nach weiteren Waffen oder Munition, noch vernahmen sie die Nachbarn.

Klar schien allein das schwierige Verhältnis des Ehepaars C. Beide stammen aus Anatolien. Bekir wurde erst mit 13 eingeschult, vorher hatte es in seinem Dorf keine Schule gegeben. Mit 22 heuerte er bei einer deutschen Werft an. Bei einem Heimaturlaub lernte er Sultan kennen. Bei der Hochzeit, 1972, war sie gerade 16 Jahre alt. Sie zog mit nach Bremen, schon bald wurde der erste Sohn geboren, im Jahr danach eine Tochter. Sultan küm-

merte sich um den Haushalt, arbeitete ab und zu als Küchenhilfe.

Mitte der achtziger Jahre verlor Bekir erstmals seine Stelle und reiste wochenlang auf Montage, ehe er wieder einen festen Job fand. Sultan fühlte sich überfordert, musste zur Behandlung ins Krankenhaus. In den Neunzigern war die Ehe am Ende. Es kam zu handfestem Krach. Bekir wurde arbeitsunfähig, dann Frührentner, fuhr monatelang in die Türkei. Wenn er in Bremen war, verbrachte er seine Zeit beim Kartenspiel in Teestuben. Das Paar verharnte in seiner türkischen Parallelwelt – ganz anders als das Opfer, das aus demselben Land stammt.

Abdulkadir Akbaba arbeitete in der Türkei als Journalist und setzte sich besonders für Kurden ein. Er wurde bedroht, saß im Gefängnis, floh nach Deutschland. Er bekam Asyl in Bremen, gründete dort einen Menschenrechtsverein, studierte Sozialpädagogik und jobbte bei der Arbeiterwohlfahrt. Womöglich hat Sultan C. ihm von ihren Eheproblemen erzählt.

Im Polizeicomputer fanden die Ermittler genug, um die Frau zur Hauptverdächtigen an seinem Tod zu machen. Im Jahr 2000 sei sie mit einem Schraubendreher auf ihren Mann losgegangen. Ein anderes Mal sprang oder fiel sie – genau ließ sich das nicht klären – vom Balkon. In der Tasche hatte sie dabei eine Schachtel mit Munition, Patronen aus der gleichen Charge, mit der sie verletzt und Akbaba getötet wurde. Sultan C., so die Polizeiakte, sei in die Psychiatrie eingeliefert worden, leide womöglich an einer paranoiden Schizophrenie.

„Im Ergebnis“ werde deutlich, schrieben die Beamten deshalb im Sommer 2002 in einem Bericht zum Stand der Ermittlungen, dass Sultan C. ihrem Ehemann „ganz offensichtlich nach dem Leben trachtet“. Was die Kripo seinerzeit nicht ahnte: Einer ihrer Söhne hatte Sultan C. absichtlich falsch belastet. 2003 wurde die Mutter wegen der angeblichen Angriffe auf den Ehemann vom Landgericht mangels Beweisen freigesprochen.

Die Staatsanwaltschaft Bremen stellte das Todesermittlungsverfahren im Oktober 2002 ein, klagte Bekir C. nur wegen gefährlicher Körperverletzung seiner Frau an. Akbaba, so die Einschätzung, habe einfach Pech gehabt. Ein Unfall. Nicht einmal Anlass für eine Anklage wegen fahrlässiger Tötung sahen die Strafverfolger.

Die verbliebene Anklage war freilich so unausgegoren, dass sie einer Beschwerde der Angehörigen des toten Tür-

ken nicht standhielt. Der Fall musste neu aufgerollt werden, blieb aber in den Mühlen der Behörde hängen – mal waren Sachverständige krank, mal Ermittler überlastet.

Zweieinhalb Jahre brauchte die Staatsanwaltschaft für eine neue Anklage. Zwei Seiten reichten, das „wesentliche Ergebnis der Ermittlungen“ aufzuführen. Deren Inhalt war skurril: Bekir C. sollte sich wieder nur wegen des Schusses auf seine Frau verantworten. Sein Opfer sollte neben ihm auf der Anklagebank Platz nehmen. Denn Sultan C., so die Strafverfolger, sei schuld am Tod des Sozialarbeiters.

Es dauerte weitere dreieinhalb Jahre, bis sich Bremer Richter der Sache annahmen. Im November 2008, sechseinhalb Jahre nach den Schüssen, trat das Schwurgericht I zusammen. Viele Strafverfolger konnten sich da kaum noch an den Fall erinnern, und ihre Ermittlungen erwiesen sich als oberflächlich. Erst das Gericht kam auf die Idee, ein Gutachten zur „Schussrichtungsbestimmung“ in Auftrag zu geben. Zudem rekonstruierte es im Gerichtssaal mit Stellwänden die Situation in dem winzigen Bad.

Das Ergebnis erschien der Kammer so eindeutig wie blamabel. Es sei, heißt es im Urteil, „insgesamt ausgeschlossen“, dass die 1,56 Meter große, korpulente Angeklagte neben ihrem Mann gestanden und den 1,80 Meter großen Abdulkadir Akbaba nahezu waagerecht in den Kopf habe treffen können. Die Waffe verfüge zudem über eine spezielle Sicherung, die verhindere, dass sich ein Schuss unbeabsichtigt lösen könne.

Auch weitere Indizien sprächen gegen eine solche Auseinandersetzung. Es seien weder Kampfspuren gefunden worden, noch habe Akbaba entsprechende Verletzungen gehabt, etwa Würgemale. „Kaum vorstellbar“ sei aber, so die Richter, dass der kräftige Mann tatenlos abgewartet habe, bis er erschossen worden sei.

Dafür war das Gericht überzeugt, dass sich Sultan C. tatsächlich vor Bekir C. in der Küche verschanzt und er die Tür mit Gewalt geöffnet hat. Die Ermittler hatten zunächst versäumt, das beschädigte Türblatt genauer anzusehen.

Das stellte das Gericht vor ein grundsätzliches Problem. Wenn die Ehefrau unschuldig war, dann kam als Täter nur ihr Mann in Betracht. Bekir C. war in dem Verfahren aber nur angeklagt wegen des

Schusses auf seine Frau, nicht wegen des Schusses auf Akbaba.

Eine „vertrackte Situation für das Gericht“, findet deshalb der Strafrechtsprofessor Henning Radtke aus Hannover: „Fehler in Ermittlungsverfahren lassen sich erfahrungsgemäß in der Hauptverhandlung kaum korrigieren.“

Die Bremer Richter wählten deshalb einen vermeintlichen Kniff. Sie formulierten den Freispruch für Sultan C. und die Verurteilung von Bekir C. (fünf Jahre Freiheitsstrafe wegen versuchten Totschlags an seiner Frau) wie eine neue Anklage. Der Mann habe den ihm unbekannten, ahnungslosen Sozialarbeiter in „Tötungsabsicht“ in den Kopf geschossen.

Klaus-Dieter Schromek hat im Winter 2009 die Gerichtsverhandlung geleitet. „Ich bin von der Schuld des Ehemanns überzeugt“, sagt der Richter auch heute.



Tatort Bremen-Gröpelingen: Kaum verwertbare Aussagen

„Ich war mir sicher, dass die Staatsanwaltschaft auf unser Urteil reagieren muss.“

Doch die wartete ab. Denn der Verteidiger von Bekir C. hielt die Strafe von fünf Jahren für zu hoch und rief den Bundesgerichtshof (BGH) in Karlsruhe an.

Der BGH bestätigte das Bremer Strafmaß. Die Erwartung von Richter Schromek und den Angehörigen des getöteten Türken, wonach das oberste Gericht eine neue Anklage anraten würde, erfüllte sich jedoch nicht.

In einem „Obiter Dictum“ – was so viel heißt wie „nebenbei Gesagtes“ – gab es eine ziemlich klare Richtung vor: „Der Senat neigt dazu, hinsichtlich der Tötung des Akbaba Tatidentität und damit Strafklageverbrauch anzunehmen.“

Die Staatsanwaltschaft Bremen hat den Wink dankbar angenommen – und das Todesermittlungsverfahren gegen Bekir C. eingestellt. Schon im nächsten Jahr darf er mit seiner vorzeitigen Entlassung rechnen.

MICHAEL FRÖHLINGS DORF

ZEITGESCHICHTE

## Historischer Ballast

Ein Geheimdokument belegt: Im Sommer 1990 sondierte ein sowjetischer General, ob Bonn Interesse an Ostpreußen habe. War das ernst gemeint oder eine Falle?

Es ist eine ungewöhnliche Geschichte in einer ungewöhnlichen Zeit, und sie beginnt mit einer Tickermeldung, die im Pressereferat der deutschen Botschaft in Moskau eingeht. In jenem Mai 1990, vor 20 Jahren, ist die Mauer bereits offen, und die vier Siegermächte des Zweiten Weltkriegs verhandeln mit der Bundesrepublik und der DDR über die deutsche Einheit. Hauptstreitpunkt ist die Nato-Mitgliedschaft eines geeinten Deutschlands; die Westmächte sind dafür, die Sowjets dagegen.

Doch nun besagt die Meldung, der SPIEGEL zitierte in seiner neuen Ausgabe den sowjetischen Generalmajor Geli Batenin, der erklärt habe, die „am meisten zu bevorzugende Variante“ sei eine Aufnahme von ganz Deutschland in das westliche Bündnis. Deutet sich damit eine Neuausrichtung in Moskau an?

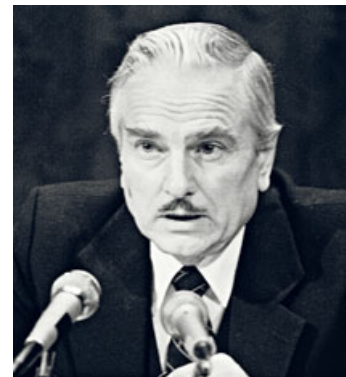
Joachim von Arnim, Leiter der politischen Abteilung in der Botschaft, will den ihm unbekannten General sofort treffen. Der 45-jährige Jurist kennt sich aus im Sowjetsystem; er ist bereits das zweite Mal in Moskau stationiert und weiß, dass er Batenin nicht einfach kontaktieren kann. Er ruft im Zentralkomitee an – dem Machtzentrum des Kreml-Imperiums – und trägt seinen Wunsch vor.

Es dauert etwas, aber einige Wochen später steht der Termin, im neuen ZK-Gebäude unweit des Roten Platzes.

Arnim ist überrascht, wie athletisch der knapp 20 Jahre ältere General wirkt, der in Zivil erscheint. Natürlich geht es an diesem 2. Juli 1990 hauptsächlich um die ungeklärte Nato-Frage.

Aber am Ende wechselt Batenin das Thema. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit spricht er seinen Besucher auf das nördliche Ostpreußen an, also jenen Teil der deutschen Provinz, den die Sowjetunion im Weltkrieg besetzt und der sich nach 1945 nie erholt hat. Wiesen sind versteppt, Dörfer heruntergekommen, der Pregel stinkt nach Kloake.

Batenin erzählt, er habe die Region besucht, und sie sei ein „in jeder Beziehung zurückgebliebenes Gebiet, nicht nur im Vergleich zum Vorkriegsstand, sondern auch im Vergleich zum Entwicklungsstand in Russland“. Offenkundig nur Ballast.



NOWOSTY / ULLSTEIN BILD



Ruine der Kreuzkirche in Kaliningrad 1991, General Batenin 1988: „Zurückgebliebenes Gebiet“

Es gebe eine „Frage des nördlichen Ostpreußens“, sagt Batenin und fährt fort: „Dieses Problem werde sich für die Sowjetunion und Deutschland über kurz oder lang stellen. Man sehe, wie sich die Lage im Baltikum entwickle.“

Die baltischen Sowjetrepubliken waren einst von Stalin annektiert worden und wollen sich inzwischen von Moskau lösen. Batenins Worte lassen nur eine Deutung zu. Er will Verhandlungen über das nördliche Ostpreußen anstoßen. So versteht ihn auch Arnim, der das Anliegen sofort abwehrt.

Seit der Ostpolitik Willy Brandts hat Bonn stets signalisiert, man erhebe keine Ansprüche auf die ehemaligen Ostgebiete. Das ist auch die Position bei den Zwei-plus-Vier-Verhandlungen der beiden deutschen Staaten mit den Siegermächten. Die westdeutsche Haltung sei „eindeutig“, lässt Arnim den Gastgeber wissen, „bei der Vereinigung gehe es um die Bundesrepublik Deutschland, die DDR und das ganze Berlin. Wenn die Sowjetunion Probleme mit der Entwicklung des nördlichen Ostpreußens habe, so sei das ihre Sache“.

Warnend fügt der Diplomat hinzu, „es sei im beiderseitigen Interesse, alles zu vermeiden, was von sowjetischer konservativer Seite missbraucht werden könnte, um die Glaubwürdigkeit der deutschen Position in Zweifel zu ziehen“.

Am Abend berichtet die Botschaft nach Bonn. Wie ernst Arnim das Anliegen Batenins nimmt, lässt sich schon daraus ersehen, dass Fernschreiben Nummer 2585 zu den wenigen Dokumenten zählt, die als „geheim“ eingestuft werden.

Der SPIEGEL hat das Papier nun im Archiv des Auswärtigen Amtes entdeckt. Und es steht die Frage im Raum, ob Moskau wirklich erwog, über den nördlichen Teil Ostpreußens zu verhandeln – oder ob Gorbatschow-Gegner mit Hilfe Batenins Verhandlungen über Ostpreußen anbahnen wollten, um Gorbatschow dann vorwerfen zu können, er verrate russische Interessen.

Zu den Skeptikern zählt Frank Elbe, Vertrauter von Außenminister Hans-Dietrich Genscher und Mitglied der Bonner Delegation bei den Zwei-plus-Vier-Verhandlungen. Elbe versichert heute, Ostpreußen sei „niemals Gegenstand der Verhandlungen“ gewesen. Allerdings habe es aus dem ZK immer wieder Interventionen gegeben, „die der Profilierung einzelner Mitglieder dienen sollten oder als Störmanöver gedacht waren“. In diesem Kontext sieht Elbe die Batenin-Initiative.

Andererseits gehörte Batenin nicht zu den Dampfplauderern der diplomatischen Szene. Der Nuklearwaffenspezialist betrat in den achtziger Jahren die politische Bühne, war Sprecher des Verteidigungsministers, militärpolitischer Berater des ZK, Abrüstungsexperte Gorbatschows. Später arbeitete er für Boris Jelzin, dann verliert sich die Spur.

Schon vor dem Mauerfall erklärte Batenin öffentlich, er sei „kategorisch dagegen, dass das Militär zur Lösung interner Probleme eingesetzt wird“. Er kritisierte Abrüstungsgegner in den eigenen Reihen und signalisierte früh, dass er den Zerfall des Warschauer Paktes für unabwendbar halte. So spricht kein Hardliner.

Die Amerikaner verweigerten Batenin allerdings zeitweise die Einreise. In Wa-

shington galt er als Sowjetpropagandist. Diplomat Arnim gewann hingegen einen anderen Eindruck. Er schrieb nach Bonn, „Auftreten und Einlassungen sprechen dafür, dass Batenin für einen der sowjetischen Dienste arbeitet und dort einen relativ hohen Rang besitzt“.

Heute weiß man, dass der General intern eine radikale Abrüstung auch der eigenen Truppen befürwortete. Alles zusammen lässt den Eindruck entstehen, dass der Mann vor allem danach strebte, die Kosten der Moskauer Großmachtpolitik zu senken. Die Trennung von Ostpreußen war aus dieser Perspektive nicht völlig abwegig.

Zudem schien 1990 alles im Fluss. Journalisten berichteten aus Polen und Litauen von einem regen Interesse an der russischen Enklave, die offenbar mancher für nicht lebensfähig hielt. Denn war Litauen erst unabhängig, was sich bereits abzeichnete, existierte keine Landverbindung mehr zwischen Russland und dem Kaliningrader Gebiet.

Doch was immer Batenin mit seinem Vorstoß bezweckte – über die Grenzen des vereinten Deutschland hatten alle vier Weltkriegssieger zu befinden. Und Briten, Amerikaner und Franzosen hätten niemals einen sowjetisch-deutschen Deal über Ostpreußen akzeptiert, der Polen in eine Zangenlage gebracht hätte.

Ein solches Vorhaben wäre das Ende unserer Unterstützung durch die westlichen Alliierten gewesen, sagt Diplomat Arnim heute.

Damit wäre dann wohl auch die Einheit verspielt gewesen. Und die wollte niemand an Ostpreußen scheitern lassen.

KLAUS WIEGREFE

## Was war da los, Herr Perry-Warnes?

Der britische Auktionsmanager Rupert Perry-Warnes, 22, über totes Kapital

„Diese Tiere mussten wir aus unserem Lager in die Auktionshalle bringen, Zebras, Wale, Meerschweinchen – 200 Viecher. Sie kamen aus einem Museum auf der Isle of Wight, das jetzt geschlossen wurde. Die Leute gehen eben nicht mehr so oft ins Museum, um ausgestopfte Tiere zu sehen. Diese hier waren ziemlich schwer, allein der Leopard auf meiner Schulter wog eine gefühlte Tonne. Wir schleppten sie ins Auktionshaus und ordneten sie nach Kontinenten. Die Nachfrage war groß. Es ist ja heute, seit dem Artenschutzabkommen von 1975, nicht mehr so einfach, wenn man sich einen Tiger kaufen will. Die Schildkröte war der Bestseller unserer Auktion: 6000 Pfund hat sie erzielt. Die Tiere werden jetzt in die ganze Welt verschickt – an Museen, an Händler und an Leute, die sich gern Hyänen ins Wohnzimmer stellen.“



Perry-Warnes (2. v. r.)

### LEGENDEN

## Hinter der Kaserne

Hören Sie hin. Eine dunkle Frauenstimme singt von einem Mädchen, das unter einer Laterne wartet, singt von Sehnsucht, Liebe und dem Tod. Sie singt „Lili Marleen“, geschrieben in einer Regennacht während des Ersten Weltkriegs, kurz bevor der Dichter Hans Leip an die Front ging, berühmt geworden während des Zweiten Weltkriegs als Erkennungsmelodie des deutschen Radios in Belgrad. Lale Andersen hat es gesungen, später Marlene Dietrich, Winston Churchill soll es sich eines Abends nach Ende des Kriegs in einem Hotel an der Riviera von der Orchesterband gewünscht haben, und John Steinbeck hat einmal gesagt: „Wäre es nicht amüsant, wenn nach all dem Theater und dem Sieghel-Geschrei, nach all der Marschiererei und Indoktrination, der einzige Nazi-Beitrag für die Welt ‚Lili Marleen‘ gewesen sein soll?“ Lili Marleen ist ebenso Propaganda wie Millionen-Hit, Ohrwurm ebenso wie Zeugnis eines Jahrhunderts. In den verschiedenen Versionen des Liedes ist mehr zu hören als von einem wartenden Mäd-

chen, der Liebe, dem Tod. Es schwingt ein Subtext mit, der davon erzählt, wie aus Krieg Frieden wurde, wie sich das Frauenbild und die Kultur wandelten. Die spanische Germanistin Rosa Sala Rose, 41, hat nun ein Buch über das Lied geschrieben, dessen große Stärke genau darin liegt, all dies Mitschwingende hörbar zu machen. Sala Rose analysiert den Mythos, ohne dabei das Erzählen zu vergessen. Und so gelang es ihr, ein Buch zu schreiben, das eben-

so klug wie unterhaltsam ist. Sie untersucht, wie sich der Text von Fassung zu Fassung verändert. Wie sich die Musik verändert und von einem Marsch zum Chanson wird. Wie sich das imaginierte Bild der Lili Marleen ändert, von der treuen Soldatenfreundin zum Pin-up-Girl. Und außer von Lili erzählt Sala Rose auch von Lale Andersen, die während des Zweiten Weltkriegs unter einem Auftrittsverbot litt, von Sigmund Freuds Nichte, die von

sich behauptete, die echte Lili Marleen zu sein, und von Marlene Dietrich, die es durch ihre englische Fassung zum Welterfolg machte. Die Geschichten der Frauen Lili, Lale und Marlene fügen sich in Sala Roses Buch zu etwas weitaus Größerem zusammen – zu einem Stück erzählter Geschichte.



Verwundeter US-Soldat, Dietrich 1944

Rosa Sala Rose: „Lili Marleen. Die Geschichte eines Liedes von der Liebe und vom Tod“. Aus dem Spanischen von Andreas Löhrer. Deutscher Taschenbuch Verlag, München; 240 Seiten; 19,90 Euro.

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE

## Stimmen für das Jenseits

Warum in den USA ein Toter zum Bürgermeister gewählt wurde

Die Hoffnung von Tracy City starb in den frühen Morgenstunden. Die Hoffnung hieß Carl Robin Geary, ein ehrbarer Mann, Latzhosenträger und Kandidat für das Bürgermeisteramt. Angetreten war er, um die Stadt zu befreien, er wurde dahingestreckt von einem Herzinfarkt. Sein Sohn fand ihn in der Dusche.

Die Nachricht von seinem Tod verbreitete sich schnell in der Stadt. Als Douglas Casteel den Anruf bekam, musste er sich setzen. Er fragte sich wie viele andere: Würde Barbara Brock, die Frau mit dem Obama-T-Shirt, nun Bürgermeisterin bleiben? Würden die Menschen weitere vier Jahre mit ihr leben müssen, nachdem der einzige Gegenkandidat aus dem Leben geschieden war? Oder gab es eine Lösung, einen Ausweg?

Barbara Brock war vor acht Jahren in die Stadt gezogen, und ihre Ankunft blieb nicht unbemerkt. Tracy City, gelegen im US-Bundesstaat Tennessee, im Süden, ist ein sehr überschaubarer, ein sehr amerikanischer Ort. 1600 Einwohner gibt es hier, zwei Tankstellen, einen Supermarkt und wenige Jobs. Die Männer fahren Pick-ups und arbeiten als Trucker, die Frauen erziehen die Kinder, zu Hause und in den Schulen.

Barbara Brock hatte ihre Kinder schon erzogen, sie hatte nicht vor, in ihrem Haus zu sitzen. Sie wollte noch einmal neu anfangen, mit 64 Jahren, sie wollte teilnehmen am öffentlichen Leben, es gestalten. Brock kandidierte als Stadträtin, wurde gewählt, und als der damalige Bürgermeister starb, ernannten die Mitglieder des Stadtrats sie zur Bürgermeisterin. Es war eine Premiere, nie zuvor hatte eine Frau dieses Amt innegehabt.

Brock begann mit großem Elan, sie setzte sich ein für mehr Grünflächen in der Stadt, für mehr Blumen und für befestigte Bürgersteige. Sie sprach davon, Korruption und Filz bekämpfen zu wollen, und sie schien damit Ernst zu machen. Sie schickte

den Sheriff von Tracy City in den Ruhestand.

Das war der Zeitpunkt, an dem sich die Stimmung im Ort zu drehen begann, gegen Brock. Freunde des Sheriffs demonstrierten in der Stadt, Brock antwortete mit mehr Verkehrskontrollen. Sie sorgte dafür, dass nur dort geparkt wurde, wo geparkt werden durfte, dass das Tempolimit eingehalten wurde. Strafbzettel wurden verteilt an Falschparker, an Raser, zum ersten Mal seit langer Zeit. Das spaltete die Stadt, in Tracy City gab es auf einmal einen



Geary-Grab, -Witwe

USA

### Stadt wählt aus Protest Toten zum Bürgermeister

Aus Unzufriedenheit über die Amtsinhaberin hat eine Kleinstadt im US-Staat Tennessee einen vor wenigen Wochen gestorbenen Kandidaten

Aus der „Welt“

starken Staat, und ein Teil der Menschen begrüßte ihn. Die anderen verdamnten ihn als unamerikanisch. Douglas Casteel gehörte zu denen, die ihn ablehnten. Aus prinzipiellen Gründen – und weil sein Enkel auch einen Strafbzettel bekommen hatte.

Douglas Casteel ist ein Zugezogener wie Brock, ein Rentner wie Brock, ein pensionierter Sheriff. Er kam vor zwei Jahren nach Tracy City, der Familie wegen, und auch er suchte sei-

nen Platz in der Stadt. Er fand ihn im Lager der Brock-Gegner, und er setzte große Hoffnungen auf die nächste Wahl, auf Carl Robin Geary, den Kandidaten für das Amt des Bürgermeisters. Doch der lag dann tot in der Dusche.

Es waren noch fünf Wochen bis zur Wahl. Ein neuer Kandidat konnte nicht mehr benannt werden, das Wahlgesetz ließ das nicht zu.

Eine Woche verstrich, der Tote wurde auf dem örtlichen Friedhof beerdigt, der Sarg eskortiert von Polizei und Feuerwehr. In den Augen der Menschen standen Tränen, im Blumengesteck auf dem Grab steckte sein Wahlplakat.

Casteel wollte nicht verlieren. Er durchsuchte das Internet, rief Bekannte an und Freunde, und irgendwann wählte er die Nummer der Staatsverwaltung von Tennessee. Er wurde weiterverbunden und landete bei einem Anwalt, der ihm zuhörte. Den Anwalt interessierte die Sache, er suchte in Büchern nach einem Weg.

So erfuhr Casteel von einem Gesetzeszusatz zum Wahlrecht in Tennessee aus dem Jahr 1972. Der Paragraph war noch niemals angewandt worden, soweit der Anwalt wusste, aber er war gültiges Recht. Der Paragraph besagt: Wenn aus einer Wahl ein Toter als Wahlsieger hervorgeht, dann bestimmt der Stadtrat den neuen Bürgermeister. Das war die Lösung für Casteels Problem.

Die Menschen mussten für einen Mann an die Urnen, der tot war.

Am folgenden Tag stand Douglas Casteel an der Hauptstraße und verteilte Flugblätter. Er hielt eine Rede im Stadtzentrum, das Regionalfernsehen berichtete über ihn, mehrmals. Barbara Brock sah die Entwicklung mit Sorge.

Mit 85 zu 268 Stimmen verlor Brock die Wahl gegen den verstorbenen Kandidaten Carl Robin Geary. Ihr Kommentar nach der Wahl: „Ich lebe wenigstens.“ Dann stieg sie in ihren Wagen und fuhr nach Hause.

Douglas Casteel ging nach der Wahl in ein Lokal, er wollte feiern. Er trank Bier und aß Hähnchen mit Fritten. Ein anderer Gast sagte, Casteel solle aufstehen, er tat es, und die Menschen applaudierten.

Casteel lächelte. Er war angekommen.

NICOLA ABÉ

JUGEND

# Verlust der Phantasie

Das Internet bietet freien Zugang in die Welt der Pornografie. Für Teenager gehört der Konsum zum Alltag wie Musik und Sport. Verändern die grenzenlosen Möglichkeiten das Liebesleben einer Generation? Von Barbara Hardinghaus und Dialika Krahe

Die Liebe von Mara und Paul begann an einem Dezembertag, um 10.01 Uhr, mit einem Eintrag auf Pauls Online-Profil: „*Baby du bist so PORNO*“, stand dort in rosafarbener Schrift auf schwarzem Untergrund, und es blinkte; daneben ein „*Hihi ...*“, dazu drei gelbe Smileys.

Mara hatte Paul den Satz in sein Gästebuch im Internetforum „Jappy“ geschrieben, obwohl sie ihn nicht kannte. Ihre Freundin hatte ihr einmal von ihm erzählt, Mara stellte sich ihn vor als großen, blonden Jungen mit komischer Frisur, ein Angeber, der niemals treu sein würde, dachte sie. Trotzdem schrieb sie ihm, einfach so: „*Baby du bist so PORNO*“.

Paul war das egal. Seit er seine Zahnsperre los war, bekam er öfter solche Nachrichten von Mädchen geschickt, und trotzdem wollte er wissen, wer ihm schrieb, Profilname Italo-Latina.

„Cooler spruch, grins, grins“, schrieb 1Tyron1, das war Pauls Name in diesem Forum, er saß an einem kleinen Kiefernholzschreibtisch in seinem Zimmer vor dem Bildschirm und wartete auf ihre Antwort. Mara saß im Internetcafé.

Sie hätten danach miteinander reden können, sie sahen sich ja jeden Tag auf dem Pausenhof ihrer Schule, aber wenn sie sich begegneten, schwiegen sie, sie unterhielten sich nur im Netz.

Mara: „*ya wenn ich bloß nen freund hätte frown ... kein freund seufzt ...*“

Paul: „*ich find dich voll nett smile. und ich kann gut kochen smile.*“

Mara: „*jetz hab ich mich verliebt.*“

Nach 25 Tagen und vier bis zehn Nachrichten am Tag, nach vielen Smileys und Herzen, verabredeten sie sich für den Tag nach Heiligabend, am Alexanderplatz in Berlin, unter der Weltzeituhr, im echten Leben. Es war der Beginn einer Liebe aus einer neuen Zeit.

Mara und Paul gehören zu einer Generation von Jugendlichen, die mit dem Internet aufgewachsen ist. Jugendliche, die

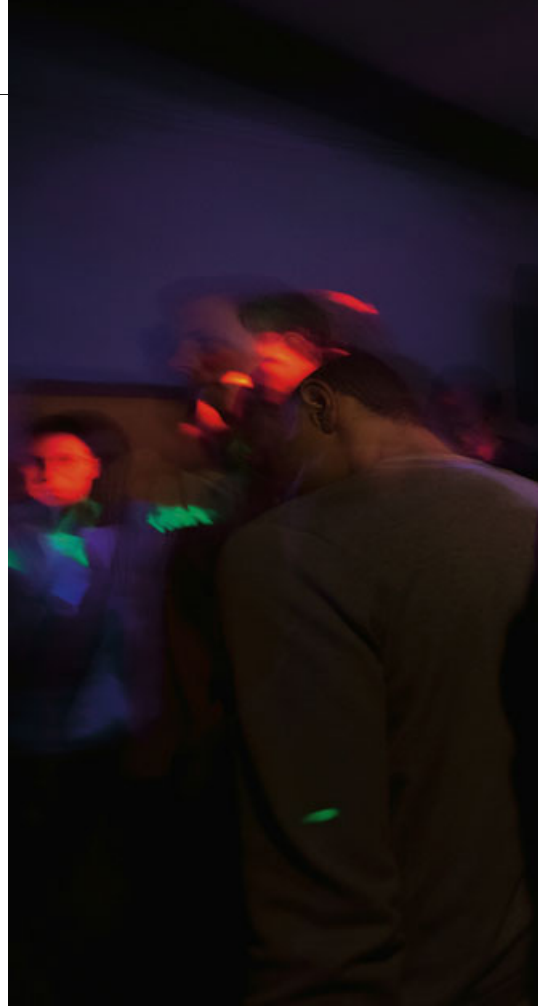
mit elf Jahren ihren ersten Computer hatten und mit zwölf Jahren ihr erstes Online-Profil.

98 Prozent der Jungen und Mädchen zwischen 12 und 19 Jahren sind vernetzt. Das Internet begleitet sie wie ein bester Freund; sie vertrauen ihm ihre Geheimnisse an, er berät sie, er klärt sie auf, weiß alles über erste Liebe und Sexualität, und er stellt, anders als die Eltern, keine peinlichen Fragen.

Nie zuvor in der Geschichte hatten Jugendliche aber auch so ungehinderten Zugang zu pornografischen Inhalten. Wer bei Google das Stichwort „Sex“ eingibt, landet mit einem Klick auf Hardcore-Seiten. Sie sind kostenlos, und die meisten von ihnen wollen auch nicht einmal wissen, wie alt die Nutzer sind. Worte wie „Gangbang“ und „Analverkehr“ sind unter Teenagern so geläufig wie Tokio Hotel oder „DSDS“, und die Frage, wie die unzensurierte Bilder- und Informationsflut ihre Liebe und Sexualität beeinflussen könnte, beschäftigt Wissenschaftler und Pädagogen.

1998 hatte der SPIEGEL eine Umfrage in Auftrag gegeben, 700 repräsentativ ausgewählte Jugendliche zwischen 12 und 19 Jahren wurden gefragt, was sie über Sex wissen und woher sie ihr Wissen haben. Zu den Ergebnissen damals gehörte, dass sie viel wussten. Sie konnten erklären, wozu ein Dildo gut ist, dass eine Vagina keine griechische Liebesgöttin ist, und sie konnten beantworten, wer bei der Missionarsstellung oben und wer unten liegt. Sie waren aufgeklärt und mussten sich ihr Wissen nicht mehr, wie die Generationen zuvor, vorsichtig zusammensuchen; es gab TV-Magazine wie „peep!“ oder „Liebe Sünde“, an manchen Tagen liefen Sendungen wie „Sex ist mein Hobby“ im Privatfernsehen. Das war damals alles gewesen.

Auf die Frage „Wo hast du am meisten über Sexualität erfahren?“ sagten die meisten: „aus Zeitschriften/Büchern“. Sie galten als die „Aufgeklärten“, aber schon



Internet-Bekanntheit Paul und Mara in Berliner



vier Jahre später, 2002, waren sie die „Unaufgeklärten“. Mittlerweile hatte sie das Internet erreicht, es hatte sie nun eingeholt mit all den Bildern, die sie vorher nicht kannten.

Sie begannen, in Suchmaschinen Wörter einzugeben wie „Titten“ und „Ficken“, die „Abgeklärten“ nannte der „Stern“ sie im Februar 2004, sie waren die coolen Konsumenten vom Sex im Netz, 14-, 15-, 16-jährig. Und noch einmal drei Jahre später, Anfang 2007, hieß der neue Begriff für die Jugend „Voll Porno“. Deutschland debattierte über die Pornografisierung der Jugendlichen, über ihre sexuelle Verwahrlosung, weil sie sich in der Schule Sexfilme auf ihrem Handy ansahen – und sich manchmal selbst beim Sex filmten.

Sie gehörten zur „Generation Porno“, so zumindest beschrieben es Zeitungen und Zeitschriften. Ein Idol dieser Zeit ist Lady Gaga, eine Sängerin, die meistens halbnackt auftritt. Vor gut anderthalb Jahren rief ein Berliner Pastor, der Jugendliche betreut, „Deutschlands sexuelle Tragödie“ aus. In einem Buch beschrieb er die schlimmsten Fälle, er kennt einen 15-Jährigen, der drei Frauen geschwängert hat, und eine Elfjährige, die dachte, sie sei hässlich, weil sie noch nie Sex gehabt hatte.

Was erzählen solche Geschichten über eine Generation? Was unterscheidet die Geschichte von Paul und Mara von den Geschichten ihrer Eltern?

In jedem Fall ist die Antwort nicht so einfach, wie es der Berliner Pastor gern hätte. So wenig wie es Allgemeingültigkeiten über eine Generation gibt, so wenig kann die Rede sein von einer „Generation Porno“. Unstrittig ist, dass Pornografie das sexuelle Selbstverständnis junger Menschen beeinflusst, manchmal subtil, manchmal brachial.

Paul hatte sich für das erste Treffen unter der Weltzeituhr eine gestreifte Strickjacke übergezogen. Mara fror, und die beiden wussten nicht so recht, worüber sie reden sollten, jetzt, wo sie Mara und Paul und nicht mehr 1Tyrone1 – männlich, sportlich, blond – und Italo-Latina – weiblich, braune Augen – waren.

Paul hatte vor Mara noch nie eine Freundin gehabt, trotzdem hatte er schon eine Regel für die Liebe: Das erste Treffen ist ein Kennenlernen. Das zweite Treffen ist das erste Date, und beim zweiten Date, also beim dritten Treffen, gibst du ihr den ersten Kuss. Mara und Paul gingen auf den Weihnachtsmarkt beim Potsdamer Platz, schauten sich die Buden an, manchmal berührten sich ihre Hände. Später brachte er sie mit dem Taxi nach Hause. Sie küssten sich vor Maras Haustür, nur kurz, der Taxifahrer wartete.

Mara sagt, „der Kuss war wunderschön“. Paul sagt, „der Kuss war ganz okay“.

Es war ein erster Kuss, wie erste Küsse auf der Türschwelle schon vor 40, vor 30



Discothek, Jugendliche in den fünfziger Jahren, Sex-Website: „Baby du bist so PORNO“

und vor 20 Jahren waren. Wie kann das sein, obwohl diese Teenager doch so viel mehr wissen über die Theorie der Liebe als Generationen von Teenagern zuvor?

Für sie ist Sex überall. Sie finden ihn über die verschiedensten Medien im Internet: Fotos, Videos, Live-Sex über die Webcam, aber auch in Form von Textbotschaften oder in Chats. 79 Prozent der 14- bis 17-Jährigen hatten laut „Bravo“-Dr.-Sommer-Studie“ bereits Kontakt zu Pornografie, zu analsex, Orgien, Gewalt, SM, Sodomie. Bis zum 19. Lebensjahr sind es 90 Prozent der Jungen und drei Viertel aller Mädchen. Geben sie den Begriff „Porno“ in die Suchmaschine ein, erscheinen auf den ersten Seiten Angebote wie „Hardcore Teen Porn Videos“, „Asia Teens“, solche Sachen.

„Die entscheidende Frage ist die Frage nach der Normalität“, sagt Michael Niggel, er ist Sozialpädagoge und gehört zum Münchner Team von Pro Familia. Er besucht die Jugendlichen in Wohnheimen oder in der Schule, zusammen mit einer Kollegin teilt er sie in zwei Gruppen, Niggel spricht mit den Jungs, das macht es einfacher.

Er trägt ein buntkariertes Hemd, eine rote Brille, blonde Locken, Dreitagebart. Er sieht nicht aus wie der Onkel von Pro Familia, er könnte auch Surfer sein. Am Morgen, erzählt er, sei er in einer neunten Hauptschulklasse gewesen, sie schrieben ihre Fragen auf einen Zettel, ohne Namen.

„Früher ging es um Verhütung, Vaginalverkehr, Kennenlernen, Trennung und um Geschlechterrollen. Heute geht es auch darum, ob man per SMS Schluss machen darf“, sagt Niggel. Was ist eine normale Penisgröße? Kann ich mit einem kleinen Penis eine Frau befriedigen?

„Dann geht es um Sexualpraktiken. Oral- und analsex, die sind in jedem Porno aus dem Netz bekannt, und viele Jugendliche glauben, das gehöre zum Standard“, sagt Niggel. „Muss ich das mitmachen?“, wollen die Mädchen von Niggels Kollegin wissen. Nicht normal zu sein ist ihre größte Sorge.

War das normal, als das 15-jährige Mädchen gleich beim zweiten Treffen mit ihm schlafen wollte?, fragte sich Paul. Er sitzt jetzt allein im Eiscafé, untere Etage des Einkaufszentrums, Jeans, Sneaker, blonder Flaum am Kinn. „Nicht normal“, sagt Paul, „glaube ich zumindest.“ Er war damals 16, und Mädchen waren für ihn nicht viel mehr als weibliche Schulkameraden gewesen.

Wie Sex theoretisch funktioniert, wusste er schon lange. In seinem Zimmer hatte er seit Jahren einen Computer, mit dem er ins Internet ging, seine Mutter und sein Stiefvater hatten ihm einiges erzählt. Und trotzdem oder gerade deshalb war er verwirrt, als dieses fremde Mädchen plötzlich mehr wollte, nicht nur chatten.



**Pornokonsumentin Melanie in Berlin, Love-Parade-Teilnehmer in Essen:** „Sex als etwas unglaublich

Sie saßen nebeneinander auf dem Bett, schwiegen, irgendwann küssten sie sich. Es war Pauls erster Kuss, irgendwie komisch fand er ihn und irgendwie geil. Am nächsten Tag saß Paul wieder bei dem Mädchen auf dem Bett. Dieses Mal fragte es ihn: „Würdest du bitte mit mir schlafen?“ Er kannte sie gar nicht. Ist sie dann nicht eine Schlampe? Paul sagte nein. Sein erstes Mal sollte romantisch sein.

Während er das erzählt, sitzt Mara eine Etage höher im Einkaufszentrum, bei

**Er war verwirrt, als dieses fremde Mädchen plötzlich mehr wollte, nicht nur chatten.**

Starbucks, und trinkt heiße Schokolade. Bis sie Paul vor zwei Jahren traf, sagt sie, habe sie eigentlich keine Vorstellung davon gehabt, wie ein Junge sein sollte.

Das erste Mal geküsst hat sie, da war sie 14, er hieß Michele und war Italiener, Sizilianer wie ihr Vater.

„Michele war ein Sommerflirt“, sagt Mara, Michele war nicht ihre erste Liebe. Das war Piotre, ein polnischer Junge von der Schule, ihn traf Mara nach den Ferien. Er wollte sie jeden Tag sehen; er war Mara zu anhänglich, und nach drei Monaten machte sie Schluss, per MSN, im Chat über das Internet.

Drei Monate später traf sie Enrico, einen Jungen aus der Nachbarschaft. Sie wollte ihn jeden Tag sehen. „Lass uns eine Woche lang nicht treffen“, schlug Enrico nach zwei Monaten vor. Es war ihm zu viel geworden, er meldete sich nicht wieder.

Im Internet sah sie in eine Welt, in der alles funktionierte, da waren die Mädchen hübsch und mutig und selbstbewusst. In der Wirklichkeit funktionierte es selten. Dann gab es noch sie selbst, ihren Körper, der sich verändert hatte in letzter Zeit, der nun Gefühle in sich trug, die sie nicht kannte, die schön sein konnten, aber auch schrecklich. Liebe, Sehnsucht, Eifersucht. Wo sollte sie hin mit alldem? Sie konnte die Grenzen nicht erkennen vor lauter Möglichkeiten.

„Nach Enrico war dann eine ganze Zeit lang nichts“, sagt sie oben bei Starbucks, „und dann kam Paul.“

Von nun an war Mara nicht mehr allein auf der Suche nach Normalität. Sie suchten zu zweit.

Die Welt der Liebe und Sexualität ist für Jugendliche zu einem Irrgarten geworden. Bis zur sexuellen Revolution Ende der sechziger Jahre diktierte die Gesellschaft, was normal war und was nicht. Vorehelicher Sex war tabu, gleichgeschlechtliche Liebe zwischen Männern stand mit dem Paragraphen 175 unter Strafe, auch Ehebruch wurde durch das Gesetz bestraft, die Regeln waren klar.



CARSTEN KOALL

YANNIK WILLING / DDP / DDP IMAGES

## Leistungsbezogenes wahrnehmen“

Mit der Werbung, im Fernsehen, durch Musik verschob sich das Thema Sex aus dem privaten Raum immer weiter in die Öffentlichkeit. In den neunziger Jahren tanzten Schwule, Lesben und Heteros auf der Love Parade halbnackt durch die Straßen von Berlin. Die Regeln wurden unscharf.

Heute durchbricht das Internet auch die letzten gesellschaftlichen Schranken: Gruppensex, SM, Sodomie, jede Art von Fetisch wird geboten. Die Regeln haben sich aufgelöst.

„Da draußen passiert ein natürliches Experiment, ohne dass es jemand kontrolliert“, sagt Andreas Hill, Psychotherapeut und Sexualforscher. Er hat seine Praxis in Hamburg-Rotherbaum, unzählige Bücher und Studien zu den Themen Sex, Beziehung, Pornografie reihen sich in den wandhohen Regalen der Altbauvilla. Er therapiert Menschen, die Schwierigkeiten mit ihrer Sexualität haben, auch Jugendliche.

Hill erzählt von einem 19-jährigen Jungen: „Der hat sich alles angeguckt, SM, Spiele mit Urin, Kinderporno, mit einer Flatrate für 9,99 Euro, unbegrenzt und anonym.“ Der Junge musste wegen Sexsucht in Behandlung.

„Je häufiger man etwas sieht, desto normaler findet man es“, sagt Hill, „Dreier, Vierer, Orgien: Manche Jugendliche gucken sich so etwas wieder und wieder an, und irgendwann denken sie, das sei Nor-

malität und sie müssten es genauso machen.“ Hill glaubt, je mehr Bilder die Jugendlichen sähen, desto schwerer falle es ihnen herauszufinden, was sie eigentlich selbst wollen und als lustvoll empfinden. „Manchen Kindern geht die eigene Phantasie kaputt.“

Anders als im echten Leben funktioniert der Sex im Porno immer perfekt. Frauen haben multiple Orgasmen, Männer können stundenlang.

Hinzu kommen die körperlichen Ideale: 80 Prozent der Pornodarstellerinnen haben vergrößerte Brüste, alle sind perfekt rasiert, geölt, geschminkt. So geben ein Drittel der Mädchen in einer schwedischen Befragung an, dass sie durch Pornografiekonsum unglücklich mit ihrem Körper seien. Auch Jungs haben Versagensängste: Die durchschnittliche Penislänge eines Pornostars liegt bei 20 Zentimetern. „Da wächst man mit körperlichen Vorbildern auf, die im realen Leben nicht erfüllbar sind“, sagt Andreas Hill.

Wie sieht Sex aus? Wie oft hat man Sex? Wie sollte man selbst dabei aussehen? Die Maßstäbe werden nicht mehr von der Wirklichkeit gemacht, sondern von amerikanischen Pornodarstellern.

So werde, behauptet Hill, die Vorstellung von Beziehung und Nähe durch übermäßigen Pornografiekonsum beeinträchtigt: „In Pornos wird nicht geredet, es geht sofort los, Emotionen gibt es nicht,

und niemand fragt: Möchtest du das überhaupt?“

Es ist nicht leicht, die Wirkung von Pornografie auf Teenager wissenschaftlich zu erforschen. Jugendlichen Pornografie zu zeigen ist verboten. Tests mit jungen Erwachsenen, Studien und Befragungen lassen dennoch Rückschlüsse auf die Auswirkungen von Pornografie auf das Sexualverhalten von Teenagern zu.

„Vergewaltigungsmythen verbreiten sich“, sagt Hill, „die Vorstellung, dass eine Frau eigentlich ja meine, wenn sie nein sagt. Hardcore- und Gewalt-Pornografie steigern die Aggressionsbereitschaft, das haben Gruppenvergleiche gezeigt.“

Was passiert also, wenn ein Zwölfjähriger, der sexuell ausschließlich durch Pornografie sozialisiert ist, seine ersten realen Erfahrungen macht?

„Er würde Sex vermutlich als etwas unglaublich Leistungsbezogenes wahrnehmen in Bezug auf Dauer, Performance, immer Lust zu jeder Zeit“, sagt Hill. „Er könnte sehr unzufrieden mit seiner sexuellen Leistung sein. Er würde Mädchen als Sexualobjekt sehen, schlimmstenfalls.“ Und womöglich sehen sich manche Mädchen längst selbst so.

„Ich hab drei Dildos“, sagt Melanie, „zwei für vorn, einen für den Popo.“ Melanie ist 17 Jahre alt, beim Pornogucken habe sie „super viel gelernt“, sagt sie: „Doggystyle zum Beispiel oder die 69: Die Frau liegt so und bläst ihm einen.“

Sie sitzt auf einem Ledersofa in einem Jugendhaus im Berliner Osten und zeigt, wie die Frau in etwa zu liegen habe, ein zierliches, hübsches Mädchen. Melanie sagt: „Bisher hatte ich so 30 Freunde.“

Melanie war neun, als sie ihre ersten Sexfilme sah, so erzählt sie es. „Mit sechs hat mich Papa aufgeklärt“, sagt sie, „der Mann steckt ihn rein und dann rein-raus, ganz einfach“, so habe er es ihr erklärt.

Sie fing an, sich die Filme anzugucken, aus Neugier, Langeweile. Sie sah Frauen, die es mit fünf Männern gleichzeitig machten. „Zuerst fand ich das eklig“, sagt sie, trotzdem habe sie regelmäßig geguckt, und „dann, so mit elf, hatte ich beim Pornogucken das erste Mal Gefühle“.

Melanie gehört zu jenen Jugendlichen, von denen Sexualforscher sagen würden, dass sie keine gesunde sexuelle Sozialisierung haben. Die Zahl dieser gefährdeten Hochkonsumenten, so schätzen die Wissenschaftler, liege bei fünf bis zehn Prozent, eine Randgruppe, bei der der Pornokonsum zu einer radikal veränderten Sexualität führen kann.

Melanie stammt aus einer sozial schwachen Familie. Sie wuchs abwechselnd im Heim und bei Verwandten auf. Nie hatte sie jemanden, der ihr sagte, dass das, was sie im Porno sah, nicht die Wirklichkeit sei. Dass Sex nicht nur Sport sei, sondern auch etwas für Gefühle, und mit Liebe zu tun hat.

Als sie zwölf Jahre alt war, hatte Melanie ihren ersten Sex, mit einem Jungen aus dem Heim. Sie hatte Wodka getrunken, sie fand ihn „voll schnucki“, so sagt sie, sie machten es im Gebüsch, verhütet haben sie nicht. Am nächsten Tag schliefen sie wieder miteinander, am übernächsten Tag noch mal. „Das war noch Softie-Sex“, sagt Melanie, acht Monate später, mit 13, lernte sie dann einen anderen kennen, einen Älteren, „der hatte es richtig drauf, der hat mir alle Stellungen beigebracht“.

„Gina Wild, Vivian Schmitt“, Melanie zählt Pornodarstellerinnen auf, als wären es Freundinnen aus der Schule. Sex, so erzählt sie nun, wurde für sie mehr und mehr zum Freizeitspaß. Sie machte es, um nicht gelangweilt zu sein, sie machte es, um ihren Freund zu befriedigen, sie machte es, um Wut abzubauen. „Wenn ich keinen Sex hatte, wurde ich voll aggressiv“, sagt Melanie.

Michael Niggel, der Sozialpädagoge von Pro Familia, sagt, dass das Internet vor allem die Jungs beeinflusse, ihre Sprache sei reaktionär heute, sie würden Wörter benutzen, die sie aus dem Internet kennen, „Asia-Style“, „Black-Sex“ oder „Anal-Sex“. Er glaubt, dass sich durch das Internet die Geschlechterrollen verfestigt hätten, „Ich fick dich durch“, sagt Niggel, sei typisch.

Ein paar Wochen nachdem sie sich zum ersten Mal gesehen hatten, ging



**Liebespaar Paul und Mara in Berlin:** Die ganz normale Nervosität des ersten Mals

Mara mit zu Paul nach Hause. Mara hatte sich vorher Gedanken gemacht darüber, wie es sein sollte, das erste Mal. Sie wollte den Jungen lieben, sich geborgen fühlen.

Paul dachte auch an die Pornos, die er schon geguckt hatte, weil er sich was abgucken wollte, weil er Sextechniken lernen wollte. Aber kannte Mara die auch?

Er beschloss, sich erst mal auf normalen Sex zu konzentrieren. Angst hatte er keine: „Sie hatte doch auch nicht viel mehr Ahnung. Wenn ich was falsch gemacht hätte, hätte sie das nicht bemerkt.“

„Passiert ist es dann an diesem Nachmittag bei Paul im Zimmer“, sagt Mara oben im Starbucks.

„Es war im Treppenhaus“, so erinnert sich Paul.

### **Melanie zählt Pornodarstellerinnen auf, als wären es Freundinnen in der Schule.**

Es war jedenfalls die ganz normale Nervosität des ersten Mals, und dass es die noch gibt, wie es sie immer gab, lässt daran zweifeln, dass das Internet, dass die grenzenlosen Möglichkeiten tatsächlich die Macht haben, das Sexualleben einer ganzen Generation zu radikalisieren.

„Die ganze Diskussion läuft mir viel zu sehr unter der Überschrift Panik“, sagt Hartmut Bosinski von der Sexualmedizinischen Sektion der Uni-Klinik Kiel. „Immer heißt es, die Jugend sei versaut, und die fangen viel früher mit dem Sex an.“ Das sei nicht wahr, sagt Bosinski, empirisch nicht zu halten: „Die Mehrheit der Jugendlichen ist in ihrem Sexualverhalten so normal oder unnormale, wie sie es schon immer war.“ Nur viel gelassener seien sie als noch vor 30 Jahren.

Bosinski und seine Kieler Kollegen gehen davon aus, dass jeder Mensch, auch vor der Pubertät schon, ein vorangelegtes sexuelles Muster in sich trägt, das von Pornos nicht grundlegend verändert werden kann. In diesem Muster stehe wahrscheinlich, ob ein Mensch auf Mädchen oder auf Jungen stehe, ob ihn Gewalt sexuell erzeuge, „alles bereits da“, sagt Bosinski, vielleicht schon von Geburt an. „Pornos werden uns da nicht umpolen.“

Er schiebt eine Studie über den Tisch. „Hier haben wir es doch“, sagt er und zeigt auf die Balken einer Grafik, „seit den achtziger Jahren ist das Alter des ersten Geschlechtsverkehrs im Durchschnitt nahezu konstant.“ Die Jungen haben ein bisschen aufgeholt, aber was bleibt, ist: Irgendwo zwischen 16 und 17 Jahren hat die Hälfte aller Jugendlichen den ersten Geschlechtsverkehr. Früh ist etwas anderes.

Bosinski horcht seinen Worten kurz hinterher, sie klingen beruhigend in einer Diskussion, die den Eindruck vermittelt, als hätte die Normalität längst gegen die Bildermacht des Internets verloren. Bosinski sagt: „Dass Jugendliche sexuell verrohen, lässt sich bisher nicht bestätigen.“ Allerdings sei nicht auszuschließen, dass früher und intensiver Pornokonsum das Bild von Sexualität und Partnerschaft verzerrte.

Wie steht es also heute um die Jugend und ihren Sex?

62 Prozent der Mädchen und 40 Prozent der Jungen geben laut „Bravo“-Dr.-Sommer-Studie an, dass Sex ohne Liebe für sie nicht in Frage komme. Fremdgehen ist für die meisten keine Option, Treue und Liebe ist ihnen zu wichtig. Mädchen leiden bei Liebeskummer rund 48 Tage, Jungs geben 30 Tage an. 70 Prozent der 11- bis 13-Jährigen sagen, Sex sei für sie noch kein Thema, auch mehr als ein Drittel der 14- bis 17-Jährigen fühlt sich für Sex zu jung. Dennoch gehört Por-

nografie für viele Jugendliche zum Alltag wie Musik oder Sport. Sie schauen allein, mit Freunden, zur Selbstbefriedigung oder nur zur Belustigung.

Auf die Frage „Hast du schon mal einen Orgasmus vorgetäuscht?“ antwortete jedes zweite Mädchen unter 18 Jahren mit ja. Wahrscheinlich wächst der Druck zu funktionieren oder zumindest so zu tun, als funktionierte man.

Wie fühlt es sich an, wenn du pornografische Bilder oder Filme siehst?

„Ich fühle nichts dabei. Es ist egal, es ist nur ein Film“, sagt Mara.

„Ich weiß, dass es Jungs gibt, die es machen, um sich zu befriedigen“, sagt Paul.

Glaubst du, dass die Männer und Frauen im Porno auch Vorbilder sein können?

„Für mich sind sie keine Vorbilder. Für andere sicher schon, weil sie sich etwas trauen und es so offen zugeht. Es gibt da

es ihnen nicht gelingt, eine Illusion von der Wirklichkeit zu unterscheiden.

Der 15-jährige Junge, der drei Frauen geschwängert hat; das elfjährige Mädchen, das denkt, es sei hässlich, weil es noch nie Sex hatte; Melanie, das Mädchen, das schon mit neun Jahren anfing, Pornos zu sehen, und nun Sex hat nur zum Zeitvertreib – vielleicht haben die Bilder ihr Sexualverhalten gestört.

Die meisten Jugendlichen wissen hingegen, was sie sich „an Bildern und Inhalten zumuten möchten und was nicht“, das ergab eine Untersuchung an Potsdamer Schulen.

Eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung belegt, dass die Mehrzahl der Jungen und Mädchen den ersten Sex in festen Beziehungen erlebt. Bei den Jungs ist die Zahl derer, die in flüchtigen Bekanntschaften ihr erstes Mal

Und die Generation Porno? Gibt es die nun?

„Nein. Vielleicht gibt es das Zeitalter Porno, mehr nicht“, sagt Michael Niggel, der Sozialpädagoge in München.

„Davon kann überhaupt nicht die Rede sein“, sagt Hartmut Bosinski, der Sexualmediziner, „die Wahrnehmung des undifferenzierten Herummachens ist durch nichts gestützt.“

„Abwarten“, sagt Andreas Hill, „es ist noch zu früh, um zu sagen, welche Auswirkungen es langfristig haben wird.“

Im Berliner Einkaufszentrum hat Mara oben im Starbucks ihren Kakao ausgetrunken, Paul seinen Tee unten im Einkaufszentrum. Paul hat am Abend, um null Uhr, Geburtstag, er wird 19 Jahre alt.

Bevor Mara aufsteht, sagt sie noch, dass sie durch Paul gelernt habe, nicht mehr so eifersüchtig zu sein, und dass

keine Hemmungen, das beeindruckt sicher viele“, sagt Mara.

„Nein“, sagt Paul.

Glaubst du, dass pornografische Bilder oder Filme Einfluss haben auf dein Sexualverhalten?

„Ja, zum Teil. Ich kann da sehen, wie die das machen. Da schaut man sich als Mädchen schon mal etwas ab. Ich versuche dann, das umzusetzen. Wenn ich ein Paar unter der Dusche sehe, denke ich mir schon, wie das wäre“, sagt Mara.

„Ja, weil ich mir Sexpraktiken abgucken kann und weil es meine Phantasie anregt“, sagt Paul.

Und was ist mit Jugendlichen, die keine gesunde Sozialisation haben, wie Melanie aus Neukölln? Oder mit denen, die eine abweichende sexuelle Vorprägung haben? Für sie kann Konsum von Pornografie tatsächlich zur Gefahr werden, weil

haben, in den vergangenen Jahren sogar gesunken.

„Sexualität“, sagt Bosinski, der Sexualmediziner, „hat ja nicht nur etwas mit Triebabfuhr zu tun, sondern ganz viel mit dem Wunsch nach Nähe, einer Sehnsucht nach Hautkontakt.“ Es gehe vor allem darum, jemanden erleben, erfahren, erschmecken zu wollen, sagt er. Das können einem Pornos nicht geben und Hardcore-Sex auch nicht. „Das Liebesuchen, das Zuwendungbrauchen, das hat sich durch Pornografie nicht geändert.“

Vor ein paar Wochen feierten Mara und Paul ihr Zweijähriges, auf ihren Online-Profilen steht „Italo-Latina ist Partner von 1Tyrone1“.

Im Internet verliebt, an der Weltzeituhr getroffen, erster Kuss vor der Tür, erste Liebe, erste Krise. Wie das alles klingt? Durchschnittlich.

Jungs eben nicht über ihre Gefühle reden. Sie sagt, sie vermisse die alten Zeiten an manchen Tagen, den Zauber der ersten Monate, in denen Paul Mara noch kleine Briefe schrieb, in denen er sie jeden Tag anrief, aber sie fühle sich geliebt, trotz allem.

Sie nimmt ihre Tasche, sortiert ihre Haare, wirft einen schnellen Blick auf das Handy. Hat Paul sich in der Zwischenzeit vielleicht schon gemeldet?

Sie wissen jetzt, dass Krisen normal sind in einer realen Beziehung, dass es Wahnsinnsgefühle gibt, aber auch Langeweile und Alltag. Sie wissen, dass es den perfekten Sex nur auf Pornoseiten gibt.

„Ich kann gar nicht mehr ohne sie sein“, sagt Paul. „Ich habe mich daran gewöhnt, dass er ist, wie er ist“, sagt Mara. So ist, in jeweils einem Satz, ihre Beziehung.

Eigentlich normal. ♦



# Karriere in Kabul

**Ortstermin:** Ein Nachwuchswerber der Bundeswehr sucht in einer Hamburger Gesamtschule nach Rekruten.

Auf dem Pult steht ein Laptop, Wank drückt eine Taste, und über der Tafel erscheint ein Lebenslauf: Peter Wank, Oberleutnant, 1 Tochter, 37 Jahre, seit 18 Jahren Soldat. Tennis, Snowboarden, HSV.

Vor ihm sitzen drei Dutzend Oberstufenschüler der Walddörfer-Gesamtschule in Hamburg, ein Jahr vor dem Abitur, und wenn es gut läuft, überzeugt Wank einige von ihnen, sich als Zeitsoldaten zu verpflichten. Oberleutnant Wank hat die Aufgabe, Werbung für die Bundeswehr zu machen. Er hat seine Haare mit Gel zurechtmodelliert, die Uniformjacke und die Krawatte sitzen etwas stramm. Er lehnt sich gegen den Klassenschränk. „Wie bin ich eigentlich zur Bundeswehr gekommen? Früher hatte ich fast so lange Haare wie der junge Mann da hinten in der letzten Reihe und hab gesagt, auf keinen Fall werde ich Soldat. Dann dachte ich: Die Fliegerei, das wär schon 'ne geile Sache. Sicherlich hat die Kohle auch eine Rolle gespielt.“

Im Raum nebenan versucht ein Vertreter des Windkraftverbands, die Schüler von einem Job im Energie- und Umweltmanagement zu überzeugen, eine Reederei war auch schon da, die Allianz kommt noch, Airbus und die Klimatechnikfirma Stulz luden zur Besichtigung. Die Botschaft von Oberleutnant Wank lautet: Die Bundeswehr ist spannender, sie bietet tolle Arbeitsplätze, auch im Ausland. Die Bundeswehr ist vor allem krisensicher.

Er wurde Soldat, als deutsche Militär-sanitäter nach Kambodscha flogen, 1992, es war der erste Kriegeinsatz der Bundeswehr im Ausland. Von Krieg war nicht die Rede, sondern von humanitären Einsätzen, und als junger Rekrut bei der Luftwaffe durfte man noch hoffen, gemütlich die Diensthierarchie hochgespült zu werden, ohne in Lebensgefahr zu geraten. Deutsche Soldaten töteten nicht, sie waren Sandsackschlepper und Brückenbauer, eine nette, harmlose Truppe. „Das Technische Hilfswerk mit Waffen“, sagt Peter Wank.

Seit drei Jahren hat er die Aufgabe, als Wehrdienstberater Rekruten zu finden, die Bundeswehr braucht im Jahr rund

23 700 neue Soldaten, zuletzt haben sich allerdings weniger gemeldet. Wank sucht auf Messen, in Schulen und bei Arbeitsagenturen nach Leuten. Seine Grundausrüstung besteht aus einem schwarzen Rollkoffer mit Prospekten, der erste und bislang einzige Auslandseinsatz führte ihn nach Rom zur Nato. Er habe dort viel gelernt, unter anderem, wie man in sehr enge Lücken einparkt.

Er tippt auf eine Taste und spielt einen Film ab: unterwegs mit einer Patrouille in Kabul. Der Sprecher sagt, es sei ein

fahr wie ein Polizist auf den Straßen von Berlin: aus Dienst am Vaterland.

Versteh ich nicht, sagt die Schülerin.

Wahrscheinlich sind wir in drei, vier Jahren sowieso aus Afghanistan raus, sagt Wank. Weitere Fragen?

Eine andere Schülerin erzählt, sie habe im Fernsehen eine Bundeswehrärztin gesehen, die vom Einsatz zurückkehrte und von ihren Kindern nicht mehr erkannt wurde. Wank antwortet, er habe ebenfalls ein Kind, eine Tochter, die Bundeswehr halte ihr einen Platz im Kindergarten frei. „Ist auch 'ne tolle Sache.“

Rechts meldet sich ein Schüler, er trägt lange Haare, so wie Peter Wank, bevor er sich entschlossen hatte, Soldat zu werden. Der Schüler fragt: „Bis wann kann ich meine Verweigerung einreichen?“

Wank klickt zu einer Weltkarte mit vielen Pfeilen und der Überschrift „Friedenssichernde Einsätze der Bundeswehr“. Es gehe ihm auf den Zeiger, sagt er, wenn jemand glaube, die Soldaten würden sich nur die Hücke vollsaufen. Er erwähnt 111 Euro Afghanistan-Zuschlag pro Tag, spricht von Mobilität und Chefverwendung. Nach einer Stunde klappt er seinen Laptop zu und sagt, er möge lebendige Schulklassen.

Die Schüler sammeln sich vor der Tür. Jonas findet, Wank habe viel von Frieden und zu wenig von Krieg geredet. Alexander wundert sich über das hohe Gehalt beim Militär, macht aber lieber ein soziales Jahr im Bewegungskinder-

garten. Meo wollte mal sehen, wie die Bundeswehr junge Leute manipuliert. Aus ähnlichen Gründen sei er mit einem Kumpel neulich bei Scientology gewesen.

Peter Wank steuert seinen silbernen Passat gutgelaunt durch die Stadt Richtung Büro. Er hat schon weniger friedliche Tage erlebt, in einer Schule hat ihn eine Sekretärin beschimpft, er wolle nur Frischfleisch beschaffen für Afghanistan. Er bleibt dann ruhig, ein freundlicher und netter Soldat. Bald will er Werbeplakate in Bussen aufhängen lassen, er hat sich schon einen Spruch ausgedacht: „Sie suchen einen anspruchsvollen Beruf in einem komplexen Umfeld?“ Könnte gut funktionieren, findet Wank.

CHRISTOPH SCHEUERMANN



**Wehrdienstberater Wank:** „Technisches Hilfswerk mit Waffen“

ruhiger Tag, er sagt auch „Friedensschützer“, nicht Soldaten. Als der Film zu Ende ist, geht in der letzten Reihe die Hand einer Schülerin hoch. „Was ist eigentlich die Motivation eines Soldaten, sich in Lebensgefahr zu begeben, Herr Wank?“

Peter Wank musste nie sein Leben im Kampf riskieren, und wenn alles gut läuft, bleibt es dabei. Er ist in der alten, der friedlichen Bundeswehr groß geworden und hat jetzt ein eigenes Büro im Kreiswehrersatzamt. Die blutige Seite des Soldatenberufs kennt er aus den Fernsehnachrichten, die Frage ist insofern für ihn hypothetischer Natur. Er sagt, ein Soldat begeben sich aus demselben Motiv in Ge-

FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

LUFTFAHRT

## Pleite mit juristischem Nachspiel

Anfang Februar musste Blue Wings, die einst fünftgrößte deutsche Fluglinie, Insolvenz anmelden, jetzt erreicht die Schlammschlacht zwischen dem Moskauer Milliardär Alexander Lebedew und dem Unternehmer Jörn Hellwig die Justiz. Im Auftrag von Lebedew, seit 2006 Blue-Wings-Großaktionär, erstattete die Kanzlei Wessing Rechtsanwälte in Düsseldorf Strafanzeige gegen Hellwig, den Gründer von Blue Wings. Die Ermittler müssen nun prüfen, ob sich Hellwig womöglich der Bilanzfälschung oder Insolvenzverschleppung schuldig gemacht hat. Lebedew wirft Hellwig vor, mutmaßliche Einnahmen von rund 30 Millionen Euro aus zwei anhängigen Prozessen wider besseres Wissen als Aktivposten in die Bilanz eingestellt zu haben. Hellwig soll zudem größere Barbeträge aus der Firmenkasse entnommen und einer Dienstleistungsfirma, an der er selbst beteiligt ist, Aufträge zugeschanzt haben. Auch habe er ohne Genehmigung des Aufsichtsrats Grundstücke erworben. Der Ex-Blue-Wings-Chef weist die Anschuldigungen zurück und bezeichnet sie als „Verleumdungsversuch“. Alle umstrittenen Entscheidungen seien im Interesse des Unternehmens erfolgt und, wo nötig, „expressis verbis vom Aufsichtsrat genehmigt“ worden. Gegenüber dem SPIEGEL kündigte er den Start einer neuen Airline an. Projektname: „Phönix“.



Lebedew, Begleiterin



RALF HIRSCHBERGER / DPA

Lufthansa-Jet

LUFTHANSA

## Piloten stützen Sicherheitschef

Für heftige Diskussionen innerhalb der Lufthansa-Cockpit-Belegschaft sorgt der bevorstehende Abgang des Sicherheitspiloten Jürgen Steinberg. Der langjährige Flugzeugführer war beim Vorstand heftig unter Druck geraten, nachdem er Sichtflügen während der isländischen Aschewolke Ende April zunächst zugestimmt, dies später aber öffentlich bedauert hatte (SPIEGEL 19/2010). In einem internen Forum, das von der Lufthansa-Führung initiiert und betrieben wird, stellen sich viele Kollegen nun schützend vor Steinberg und seine Untergebenen. Durch die geplante Ablösung ihres neutralen Sicherheitsbeauftragten, argumentieren sie, sei das Vertrauen in die gesamte Abteilung unterminiert. „Jeder Nachfolger“, kritisiert einer von ihnen gegenüber dem SPIEGEL, „muss nun mit dem Verdacht leben, er sei nur ein willfähriger Handlanger des Vorstandes.“ Statt Steinberg, fordern einige der Piloten, sollten lieber Flugbetriebsleiter Werner Knorr oder der zuständige Bereichsvorstand Jürgen Raps zurücktreten. Einige regen sogar eine Solidaritäts-Demo für Steinberg an. „Das sind Einzelstimmen“, erklärt ein Lufthansa-Sprecher. Außerdem erfolge der geplante Abgang Steinbergs in gegenseitigem Einvernehmen.

PARKINSON-HILFE

## Krankenkassen stellen Zahlung zurück

Die Krankenkassen haben die Überweisung von Mitteln an die Deutsche Parkinson Vereinigung (dPV) vorerst zurückgestellt. In einem Brief fordert der federführende Verband der Ersatzkassen die Patientenorganisation auf, Stellung zu nehmen zu den Vorwürfen, dass die dPV mit „Finanzmitteln in einer Weise umgehe, die mit dem Aufbau und den Zielen einer Selbsthilfeorganisation nicht vereinbar sei“. Eigentlich sollte die dPV in diesem Jahr 50 000 Euro von den Krankenkassen erhalten. Doch kurz vor der geplanten Überweisung berichtete der SPIEGEL darüber, dass der Geschäftsführer des Patientenverbands, Friedrich-Wilhelm Mehrhoff, ein hohes Gehalt bezieht und einen edlen

Dienstwagen fährt. Außerdem kostet die Zentrale mit vier Beschäftigten laut Bericht der Wirtschaftsprüfer knapp 5000 Euro Miete pro Monat (SPIEGEL 18/2010). Man bitte um Verständnis, heißt es in dem Schreiben der Krankenkassen weiter, dass über den Förderbetrag in diesem Jahr erst entschieden werden kann, wenn die Parkinson Vereinigung sich erklärt habe, „insbesondere zu der Finanzsituation und der Gehaltsfrage“. Die dPV wies auf ihrer Internetseite einige Vorwürfe zurück. So betrage die „Kaltmiete“ nur 2734,78 Euro im Monat, und Geschäftsführer Mehrhoff bekomme lediglich „ein Monatssalär von 4235,84 Euro“ – ob brutto oder netto, ob mit oder ohne Sonderzahlung, ließ sie offen.

GETTY IMAGES

SIEMENS

## Betrugsverdacht in der IT-Sparte

Wegen angeblich unkorrekter Geschäftspraktiken ist Siemens erneut ins Visier der Staatsanwaltschaft geraten. Dieses Mal geht es allerdings nicht um Schmiergeldzahlungen in Milliardenhöhe, sondern um Betrugsverdacht zu Lasten der Bundesagentur für Arbeit. Das Münchner Unternehmen hatte vor vier Jahren angekündigt, eine Schulungsabteilung seines IT-Dienstleisters SBS (heute: SIS) aufzulösen, und rund drei Dutzend Beschäftigten Auflösungsverträge angeboten. Dennoch entschied sich die Bereichsleitung, den Ableger in einer anderen Einheit und mit einem Teil der Mitarbeiter fortzuführen. Den übrigen Angestellten wurde neben einer Abfindung der Wechsel in eine Qualifizierungsgesellschaft angeboten; für sie beantragte der Konzern Zuschüsse der Bundesagentur, obwohl die Betriebs-

einheit teilweise weiterbestand. Einige der Ausgeschiedenen alarmierten daraufhin erbost einen Siemens-Ombudsmann. Die Vorgehensweise der SBS-Leitung soll von ihm zunächst kritisiert, dann aber angeblich akzeptiert worden sein. Auch die Konzern-Com-

pliance-Abteilung unter ihrem Chef und neuen Ferrostaal-Antikorruptionsbeauftragten Andreas Pohlmann soll keine Verstöße festgestellt und ihre Untersuchung vor einigen Monaten beendet haben. Nachdem vor einigen Wochen bei der Mün-

chner Staatsanwaltschaft Strafanzeige erstattet wurde, ermittelt nun die Behörde gegen mehrere Siemens-IT-Führungskräfte wegen Betrugsverdachts. Der Ombudsmann wollte sich zu dem Vorgang nicht äußern, dem Konzern selbst war bis Mitte dieser Woche von einem Verfahren nichts bekannt.



Siemens-Zentrale

MANFRED BAIL / ULSTEIN BILD

PRIVATE KRANKENVERSICHERER

## Kaum Chancen auf Hilfe

Bundesgesundheitsminister Philipp Rösler sieht kaum Chancen, den privaten Krankenversicherungen (PKV) beim Sparen im Arzneimittelbereich zu helfen. Aus verfassungsrechtlichen Gründen sei es nicht möglich, der Pharmaindustrie bei Verträgen mit PKV-Unternehmen Zwangsrabatte oder Preismoratorien aufzuzwingen, heißt es in einem internen Vermerk des Ministeriums. Der PKV-Verband hatte dies vor einigen Wochen von Rösler gefordert, da der FDP-Minister die Finanzen der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) bereits ab Sommer durch ebensolche Sparmaßnahmen entlasten will. „Eine unterschiedslose Ausweitung der Preisregulierungen zur Kostendämpfung in der GKV auf die PKV birgt erhebliche rechtliche Unsicherheiten“, schreiben die Ministerialbeamten. Das Bundesverfassungsgericht qualifiziere die finanzielle Stabilität der PKV nicht wie bei den ge-

setzlichen Kassen als „überragend wichtiges Gemeinschaftsgut“. Die privatwirtschaftlichen Geschäftsmodelle der PKV unterlägen „nicht in gleicher Weise der staatlichen Gewährleistung und dem Schutz des grundgesetzlichen Sozialstaatsprinzips“. Von 1998 bis 2008 sind die Kosten für Arznei- und Verbandsmittel pro Versicherten bei der PKV um 86 Prozent gestiegen.



THOMAS KOEHLER / PHOTOTHEK

Arzneimittelproduktion

BANKEN

# Der ehrbare Trickser

Commerzbank-Chef Martin Blessing gilt als der Anständige und Einsichtige unter den Bankern.

In Berlin ist er wohlgelitten, große Erfolge kann er jedoch bisher nicht vorweisen.

Um die Staatshilfen zurückzuzahlen, forciert er jetzt ausgerechnet das Investmentbanking.

**D**ie Szene erinnert ein wenig an den berühmten Sketch von Lorient, den mit der Nudel.

Martin Blessing, Leiter der zweitgrößten Bank Deutschlands, erscheint zur Filialvisite in Kiel. Die Mitarbeiter erwarten ihn – und erstarrten: Der Boss hat einen riesigen Kaffeefleck auf dem Hemd.

Wie sollen sie jetzt reagieren?

Die meisten gehen auf Nummer sicher und tun so, als wäre nichts. Ein Ehrgeizling fragt verschwörerisch, ob er mit dem Chef schnell zu Peek & Cloppenburg gehen solle, ein frisches Hemd holen. Blessing winkt ab. Souverän reagiert der Leiter der Commerzbank-Regionalfiliale. Mit einem amüsierten Seitenblick auf den besudelten Stoff fragt er: „Mir scheint, Sie brauchen noch einen Kaffee?“

Blessing lacht. So mag er seine Leute: eher schlagfertig als in Ehrfurcht erstarrt.

Schuld an seinem Missgeschick sei ein Schlagloch, erzählt der 46-jährige Vorstandsvorsitzende. Gleich nach dem Verlassen der Frühmaschine aus Frankfurt am Main hatte er sich einen Coffee-to-go im Pappbecher gegriffen, und in der Limousine passierte dann das Malheur.

So etwas kommt vor, wenn der Staat die Straßenschäden nicht mehr reparieren kann, weil er mit Steuergeld die Milliardenlöcher maroder Banken stopfen muss. Banken wie Martin Blessings Commerzbank.

Groß und stark wollte die traditionelle Mittelstandsbank einst werden, so groß, dass niemand sie einfach übernehmen kann. Deshalb ging der damalige Vorstandssprecher Klaus-Peter Müller auf Einkaufstour. 2005 erstand er den Immobilien- und Staatsfinanzierer Eurohypo – es sollte der erste Schritt in Richtung Abgrund werden. Dann warf er ein Auge auf die Dresdner Bank, die nicht heimisch wurde unter dem Dach des Versicherungsgiganten Allianz. Müller schickte seinen Lieblingsvorstand, die Übernahme vorzubereiten: Martin Blessing.

Ende August 2008 war der Kauf perfekt. Für Blessing, der drei Monate zuvor die Nachfolge Müllers angetreten hatte, schien sich ein Traum zu erfüllen: Nun würde es eine zweite Großbank im Lande geben, eine, die vielleicht sogar der Deut-



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

**Commerzbank-Vorstandsvorsitzender Blessing:** Die Operation Großbank endete wenig glanzvoll

schen Bank von Josef Ackermann im Heimatmarkt Konkurrenz machen könnte. Und mit ihm an der Spitze.

Vielleicht war der Ehrgeiz zu groß, sicherlich die Zeit zu ungünstig. Fest steht: Blessing erwischte das schlechteste Timing, das man sich für eine Übernahme nur denken kann. Und: Sein Zukauf brachte deutlich mehr Probleme, als er lösen konnte. Da mag er noch so oft beteuern, er würde es wieder tun: Seit dem Kauf der Dresdner ist Blessing praktisch

nur damit beschäftigt, die Commerzbank am Leben zu erhalten. Mit aller Gewalt will er das Kapitel zu einer Erfolgsgeschichte umdichten und zieht dafür alle Register: Charme, Härte und Trickserien. Auf keinen Fall sollen jene recht behalten, die ihn eindringlich gewarnt haben. Verlieren ist nicht die Welt des Martin Blessing.

Umso härter muss ihn die Kritik treffen, die im neuerdings entgegenschlägt – zuletzt auf der Hauptversammlung am ver-

gangenen Mittwoch in Frankfurt. „Sie sind ein Totalversager“, schimpfte da der Münchner Aktionär Richard Mayer. Der Aktienkurs der Commerzbank, sagte ein anderer, sei „ein Spiegelbild des unternehmerischen Versagens“. Dass sie eine Dividende bekommen würden, sei so wahrscheinlich wie die Rückzahlung der Schulden der Griechen, meinte ein Anteilseigner.

Blessings Leidenszeit begann Mitte September 2008 mit dem Kollaps der amerikanischen Investmentbank Lehman

samt und bekam dafür ein Viertel des Geldhauses.

Aus dem talentierten Herrn Blessing war plötzlich ein Staatsbanker geworden, der Rücksicht zu nehmen hat auf die Befindlichkeiten der Politik. Dessen Gehalt auf 500 000 Euro gedeckelt wurde. Der in Berlin Abgeordneten die Kosten für seinen Dienstwagen erklären muss.

„Das Beste an 2009 ist, dass es vorbei ist“, sagt Blessing über das wohl härteste Jahr seines Lebens. Dürr und grau war der sonst so durchtrainierte Manager

der im Frühling 1971 gerufen, in seiner letzten öffentlichen Rede.

Deshalb also ist Martin Blessing an diesem Morgen in Kiel und versucht, wie überall im Land, die Belegschaften der Commerzbank und der Dresdner Bank zu einer Einheit zu formen. Unter allen Umständen will er beweisen, dass der Kauf der Dresdner kein Fehler war. Die Integration des Geldhauses ist seine wichtigste Mission. Misslingt sie, ist die Bank erledigt. Und er irgendwie auch.



unter dem Sauerstoffzelt des Staats

Brothers. Im anschließenden Tornado an den Finanzmärkten brach die schöne Fassade der Commerzbank krachend zusammen. Ans Licht kamen Risiken und Ramschkredite in Milliardenhöhe.

So endete die Operation Großbank wenig glanzvoll unter dem Sauerstoffzelt des Staats: Mit gleich zwei Milliarden-spritzen musste die Regierung die Commerzbank im November 2008 und im Januar 2009 vor dem Ableben bewahren. 18,2 Milliarden Euro gab der Staat insge-

zeitweilig geworden. Und dann hat er sich vor ein paar Monaten auch noch die Bänder gerissen, beim Joggen. Ob er gelegentlich ans Aufgeben gedacht habe?

„Nein“, sagt Blessing, „niemals. Halfertige Sachen liegen lassen, das geht nicht.“ So hat er es von seinem Vater Werner, einst Vorstand bei der Deutschen Bank, gelernt, und von seinem Großvater Karl, dem ehemaligen Bundesbank-Präsidenten. „Nur der Feige resigniert“, hatte

„Jetzt wollen die Mitarbeiter ihn sehen, ihn anfassen, sich sicher sein, dass er den Karren mitzieht, und zwar in die richtige Richtung“, sagt Klaus-Peter Müller, der geschmeidig an die Spitze des Aufsichtsrats gerückt ist. Deshalb stellt sich Blessing im Ausbildungszentrum Königstein den Fragen der Kursteilnehmer, hört sich in München die Sorgen der Firmenkundenbetreuer an und besucht in Kiel die Filialen. Unermüdlich fragt er die Mitarbeiter, wo es hakt und was sie



Deutsche-Bank-Chef Ackermann: In Berlin unbeliebt gemacht

umtreibt. Wann immer er kann, reißt er sich das Jackett vom Leib und am liebsten auch noch die Krawatte.

Blessing weicht keinem unangenehmen Thema aus. Fragen, die er nicht sofort klären kann, schreibt er in ein ledergebundenes Notizbuch. Zurück in Frankfurt müssen seine Leute sofort die Antworten herausfinden, dann bekommen die Mitarbeiter ein persönliches Schreiben vom Chef: „Betreff Ihrer Frage ...“

Das macht Eindruck. Der Blessing hat den Laden im Griff, sagen die Mitarbeiter anerkennend, er versteht die Details – und zwar in beiden Häusern. Schließlich hat er, bevor er 2001 als Vorstand in die Commerzbank kam, ab 1997 das Privatkundengeschäft der Dresdner geleitet – und dort nach dem Abitur auch seine Banklehre gemacht. Er kennt beide Kulturen, die gelbe der Commerzbank mit ihrem latenten Minderwertigkeitskomplex, und die grüne der Dresdner mit ihrer leicht elitären Beraterbank-Attitüde.

Die Dresdner Bank in Kiel ist nur wenige Meter von der Commerzbank entfernt. Offiziell ist noch nicht entschieden, welches der Gebäude aufgegeben wird und wer die gemeinsame Filiale führt. Wie überall, wo Filialen fusionieren, wird es Gerangel geben um Macht, Einfluss und Positionen.

Blessings Empfang bei der Dresdner fühlt sich ein paar Grad kühler an. Die Drehtür klemmt, in den Glasabteilen rollen Zigarettenkippen im Kreis. Angewidert drückt sich Blessing durch. „Huch, Sie kenne ich ja nur aus dem Fernsehen“, erschrickt eine Kundenberaterin. Erst nach mehreren Minuten trudelt der Filialleiter ein. Keiner scheint richtig vorberei-

tet zu sein. Haben die Commerzbanker den Dresdnern nicht Bescheid gesagt? „Gerade habe ich durch die Buschtrommel erfahren, dass Sie da sind“, sagt der Filialleiter. Blessing lächelt freundlich.

Wieder läuft er durch alle Büros, und niemand scheut sich, dem Chef von der wahren Welt da draußen zu erzählen. Er hört vom Überlebenskampf kleinerer Firmen, die eigentlich solide sind, aber im Sog der Krise darben. Er erfährt von erbosten Kunden, die auf ihre Steuerbescheide warten, und vom generellen Vertrauensverlust in die Bank.

Es lässt ihn nicht unberührt. Blessing ist trotz seiner Herkunft erstaunlich erdverbunden geblieben. Er habe ein „klares ethisch-moralisches Gerüst“, sagt Müller. Anders als einige seiner völlig losgelösten Kollegen nimmt Blessing die Kollateralschäden wahr, die ein völlig außer Rand und Band geratenes Finanzsystem hinterlässt. Das bringt ihn ins Grübeln.

Nicht, dass er das System als Ganzes in Frage stellt, das wäre zu viel verlangt von einem, der nach St. Gallen auch noch in Chicago studierte, der Hochburg der neoliberalen Wirtschaftswissenschaft, begründet von Milton Friedman. Seine Frau ist Partnerin in der Investmentbank Goldman Sachs, deren Vater Paul Wiantend war unter anderem Chef der Bank für Gemeinwirtschaft, und ihr Bruder Axel führte kurzzeitig die Skandalbank Hypo Real Estate. In solchen Kreisen übt man keine Kapitalismuskritik.

Umso bemerkenswerter ist Blessings Bekenntnis: „Der Markt ist nicht perfekt. Er ist mit Irrationalität behaftet und unterliegt auch fundamentalen Fehleinschätzungen.“ Nun muss das Monster domes-

tiziert werden, da ist er ganz eins mit dem Bundespräsidenten Horst Köhler. „Nestbeschmutzer“ schimpfen ihn einige seiner Bankerkollegen deshalb. Sie werfen ihm vor, seinem Großaktionär, dem Staat, nach dem Mund zu reden.

In der Öffentlichkeit gibt Blessing jedenfalls den einsichtigen Banker, er steht damit im Gegensatz zu Ackermann, der sich in Berlin ständig unbeliebt macht. Während der Chef der Deutschen Bank vor einer zu weit gehenden Regulierung der Finanzmärkte warnt, plädiert Blessing für strenge Regeln: Banken sollen mehr Eigenkapital halten und für die Kosten der Krise direkt haften. Es muss ausgeschlossen werden, „dass Banken und Firmen so systemrelevant werden, dass sie nicht pleitegehen dürfen“.

Davon versteht er bekanntlich etwas.

Schließlich hat sich die Commerzbank erst mit dem Immobilien- und Staatsfinanzierer Eurohypo und später, unter Blessings Führung, mit der Dresdner Bank derart aufgebläht, dass die Bank gezwungen war, sich unter den staatlichen Rettungsschirm zu flüchten.

Es war kein Unfall, der da passierte: Die Commerzbank wusste genau, welcher Giftmüll in den Neuanschaffungen begraben lag.

Bei der Eurohypo saß die Commerzbank schon vor der Übernahme im Aufsichtsrat. Weil sie deren Interna bestens kannten, warteten sie das Ende der Buchprüfung vor Ankauf gar nicht ab.

Anders bei der Dresdner: Ab Mai 2008 konnte die Commerzbank die Geschäftszahlen der Dresdner Bank überprüfen. Umgekehrt durchkämmte die Allianz, der damalige Besitzer der Dresdner, die Bücher der Commerzbank. Alle zwei Wochen kamen die Verhandlungsführer zusammen und zeigten sich die beim anderen entdeckten Risiken. Der damalige Finanzvorstand der Dresdner rechnete Allianz-Chef Michael Diekmann aus, dass sich die Commerzbank den Ankauf gar nicht leisten konnte.

Auch bei der Commerzbank gab es Bedenken. Drei Monate lang durchleuchtete der zuständige Risikomanager Dirk Wilhelm Schuh, zusammen mit 60 Mitarbeitern, intensiv die Bücher auf Risiken des Deals. Die Ergebnisse, die er am 9. August 2008 präsentierte, waren für so manchen Vorstand schauerlich.

In der Bilanz der Dresdner Bank befanden sich Kreditderivate mit einem Nominalvolumen von 1,2 Billionen Euro. Eine Position von knapp 40 Milliarden Euro betraf rund 5000 Kreditnehmer, unter anderem hochriskante Zweckgesellschaften. Bei weiteren 48 Milliarden Euro fehlten detaillierte Informationen zu den zugrunde liegenden Sicherheiten.

Nach der Präsentation soll eine heftige Diskussion im Vorstand ausgebrochen sein. Angeblich stand die Idee im Raum,

die Verhandlungen mit der Allianz auf Eis zu legen. Blessing dementiert das.

Aber kann es sein, dass der ehrgeizige Bankchef alle Warnungen in den Wind schlug, weil er den Deal unbedingt durchziehen wollte? Überliefert ist, dass Blessing schon als junger Mann von einer Großbank träumte. Im Bewerbungsgespräch bei der Dresdner antwortete er 1997 auf die Frage, was er als Chef zuerst tun würde: „Die Commerzbank kaufen.“

Nun sollte es andersrum kommen, um jeden Preis, so scheint es. Wenige Wochen nach Schuhs Vortrag präsentierte das Risikomanagement der Bank am 26. August eine Vorstandsvorlage. Es ging um die Abschätzung der Risikovorsorge und der Ergebnisbelastung im Falle des Dresdner-Kaufs.

Drei Szenarien hatten die Manager errechnet. Im besten Fall würde die Übernahme sechs Milliarden Euro kosten, im schlimmsten zwölf Milliarden Euro. Angesichts dieser Summen hätte das Übernahmeprojekt eigentlich tot sein müssen.

Doch von da an wird die Sache nebulös. Ist die Vorlage überhaupt in die Planungsrechnung eingebaut worden? Und wenn ja, wie? Wurden diese Erkenntnisse dem Aufsichtsrat vorgelegt?

Blessing wird ziemlich ungemütlich, wenn diese Fragen gestellt werden. Er will keine Details nennen, er will über-

haupt nicht darüber reden. Warum auch? Er hat sich am Ende durchgesetzt: Alle Vorstände und Aufseher stimmten der Übernahme zu.

Am 31. August entschied der Aufsichtsrat der Bank, dass Blessing die Bank, bei der er gelernt hatte und die ihn einst als Vorstand verschmähte, kaufen darf.

Doch schon wenige Wochen später – Lehman war bereits Geschichte – war die Not groß. Blessing ging auf die Allianz zu. Er wollte, dass die beiden noch nicht fusionierten Banken gemeinsam Staatshilfe beantragen. Die Allianz winkte ab:

---

**Blessing, der talentierte  
Zahlenmensch, griff ganz tief in  
die Kiste der Bilanzkosmetik.**

---

Die Dresdner brauche kein zusätzliches Kapital.

Doch bei der Commerzbank poppten jetzt immer neue Probleme hoch, besonders bei deren Tochter Eurohypo. Die hatte 192 Milliarden Euro langfristig an Staaten wie Griechenland verliehen, dies aber teilweise kurzfristig refinanziert. „Eine große Liquiditätslücke“ hatte die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft KPMG im Auftrag der Allianz schon im Sommer 2008 diagnostiziert. Auch gewerbliche Immobilienkredite in Höhe von 82 Milliar-

den Euro, davon 21,7 Milliarden Euro in den Problemländern USA, Spanien und Großbritannien, waren den Prüfern unangenehm aufgefallen. Zudem fanden sich im Commerzbank-Konzern strukturierte Wertpapiere mit einem Buchwert von 15,6 Milliarden Euro, die nun teilweise toxisch wurden.

Doch was taten die Investmentbanker? Sie nahmen ein paar Wertberichtigungen vor. Ihre Risikopositionen abzusichern kam ihnen nicht in den Sinn. „Lehman und die Folgen hatten wir so nicht prognostiziert. Wir haben nicht geglaubt, dass es bis unten durchbrennt“, sagt Blessing.

Andere waren weitsichtiger, die Deutsche Bank wettete sogar massiv auf einen Zusammenbruch des US-Immobilienmarkts. Die Commerzbanker dagegen schauten beinahe tatenlos zu, wie ihre Positionen verdunsteten.

Am 3. November 2008 wurde das Versagen amtlich. Die Commerzbank musste sich Geld vom Staat borgen. 8,2 Milliarden Euro bekam sie als stille Einlage vom Sonderfonds Finanzmarktstabilisierung (Soffin) zugesagt. Es sollte nicht genügen.

Ende 2008 erreichte die Krise die Dresdner. Um die Fusion zu retten und den Versicherer Allianz aus dem Krisenstrudel rauszuhalten, spendierte die Bundesregierung weitere zehn Milliarden

Euro inklusive einer 25-Prozent-Beteiligung an der Bank.

Das öffentliche Urteil war schnell gefällt: Die Commerzbank hatte sich mit der Dresdner übernommen, Blessing kassierte heftige Prügel von den Aktionären und den Medien.

Warum aber blieb fast unerwähnt, wie heruntergewirtschaftet die Commerzbank selbst war? Weil Martin Blessing, der talentierte Analytiker und begnadete Zahlenmensch, ganz tief in die Kiste der Bilanzkosmetik griff. Er wollte offenbar den Primat der Commerzbank sicherstellen, dafür musste der Konkurrent kränker gerechnet werden, als er ohnehin war.

Im Februar 2009 wies das Investmentbanking der Dresdner Bank plötzlich einen operativen Verlust von 6,3 Milliarden Euro für 2008 aus, während die Commerzbank mit 378 Millionen Euro Verlust

cken, irgendwann werden sie ans Tageslicht kommen.

In Berlin ist der Zahlenmagier mit der Harry-Potter-Narbe auf der Stirn dennoch ein angesehener Gast. Blessing duzt sich mit Finanzstaatssekretär Jörg Asmussen und Bundesbankchef Axel Weber, er versteht sich gut mit Angela Merkels Wirtschaftsberater Jens Weidmann. Kommunikation ist sein großes Talent und seine Schlagfertigkeit legendär.

Das bekam auch Wirtschaftsminister Rainer Brüderle zu spüren. Blessing hatte am 5. Mai Vertreter aus Politik und Wirtschaft zum Dialog in die Dependence am Brandenburger Tor geladen. „Wir wollen reden, schließlich sind die Sympathiewerte für Banken in letzter Zeit stark gesunken“, begann Blessing. Dann sah er, wie Brüderle mit Daumen und Zeigefinger in seine Richtung signalisierte, wie gering

nett, etwa, wenn er bei einem Empfang losläuft und Getränke organisiert.

Seine billige Swatch-Uhr aber, das schwört er, ist kein Requisit seiner Anti-Ackermann-Ausstattung. An der sind die Russen schuld. Noch als Osteuropa-Vorstand verhandelte Blessing den Einstieg bei einer russischen Bank, als er merkte, dass seine Gegenüber ständig nach seiner Uhr schielten, um ihn einzuschätzen. „Ich dachte mir: Da kann ich mit den Oligarchen ohnehin nicht mithalten.“

Auf Dauer aber helfen Blessing weder Demut noch Witz, er braucht dringend Erfolge. Bisher ist die Bilanz seiner Zeit an der Spitze der Commerzbank dürftig.

Nicht einmal die ersten positiven Nachrichten seit langem, ein Konzernüberschuss von 708 Millionen Euro im ersten Quartal, konnten die aufgebrachten Gemüter auf der Hauptversammlung beschwichtigen.

Denn wer genau hinsieht, erkennt: Ein Teil des Profits stammt nicht aus dem eigentlichen Geschäft, er ergibt sich aus der Neubewertung der Positionen der Dresdner Bank. Die hatte Blessing nach der Fusion aggressiv nach unten geschrieben und kann sie jetzt wieder aufwerten.

Einen anderen relevanten Teil hat das Investmentbanking verdient. Jenes Teufelszeug also, das Blessing wegen des hohen Risikos abzubauen versprochen hat – und mit dem Konkurrent Ackermann schon wieder Milliardengewinne erzielt.

Der Politik hatte Blessing zugesagt, den Investmentbereich zu halbieren – und damit auch das Risiko. Inzwischen aber werden wieder Händler eingestellt.

Mit den Staatsgeldern im Rücken, spielt die Commerzbank schon wieder ungeniert im Casino mit, das zeigen die Zahlen: Während das Kreditvolumen zurückging, verdoppelte sich fast der Handelsbestand gegenüber 2008. Der Nominalwert der eher undurchsichtigen Derivate stieg von 6,8 auf 12,8 Billionen Euro.

Das sei der Übernahme der Dresdner Bank geschuldet, heißt es bei der Commerzbank. Aber sollten nicht die Risiken heruntergefahren werden? Das Gegenteil ist der Fall: Der sogenannte Value at Risk, die zentrale Steuerungsgröße für das Risikomanagement, verdoppelte sich zwischen Ende 2008 und Ende 2009.

Ob die Politik das ahnte, als sie das Geldhaus rettete?

Doch Blessing braucht dringend Gewinne – um seine Aktionäre ruhigzustellen und um den Staat wieder loszuwerden. „Wir wollen spätestens 2012 beginnen, die stillen Einlagen zurückzuzahlen“, sagt er.

Das ist ein ehrgeiziges Ziel. Bisher konnte er noch nicht einmal die Zinsen bedienen. Das werde wohl auch 2010 nicht möglich sein, teilte sein Aufsichtsratschef Müller schon mal vorsorglich auf der Hauptversammlung mit.

BEAT BALZLI, CHRISTOPH PAULY,  
MICHAELA SCHIESSL



Commerzbank-Hauptversammlung: „Spiegelbild des unternehmerischen Totalversagens“

gut dastand. Um Milliardenabschreibungen zu vermeiden, wurden Wertpapiere vom sogenannten Handels- in das Bankbuch umgebucht. Dort müssen sie nicht sofort verlusterhöhend abgeschrieben werden, sondern geistern wie Untote mit viel zu hohen Werten in der Bilanz herum.

Die eigenen Schulden dagegen wurden kräftig abgewertet, weil, so die trickreiche Begründung, im Markt Nachrang- und Hybridkapital der Commerzbank wegen der schlechten Lage des Instituts mit einem Abschlag gehandelt würde. Und schon verbesserte sich das Ergebnis um weitere 3,1 Milliarden Euro.

So kam eines zum anderen und, voilà, die Commerzbank machte nur 400 Millionen Miese. Anders gerechnet hätte sie auch sieben Milliarden Euro Verlust ausweisen können. Auf Dauer aber lassen sich solche Bilanzleichen nicht verste-

die Wertschätzung sei. Blessing schaltete sofort: „Herr Brüderle hat uns gerade gezeigt, wie klein unser Vorsprung gegenüber den Politikern geworden ist. Das ist es ja gerade, was uns so besorgt macht!“

Das Publikum lachte, ein Punkt für Blessing, wieder mal. Früher, als junger Wilder, war er in der Bankenwelt geradezu berüchtigt für seine Direktheit. Heute ist er vorsichtiger geworden. „Aber ich will authentisch bleiben. Das wäre nichts für mich, mich dauernd zu verstellen.“

Ein Ackermann will er ohnehin nicht werden, er mag ihn nicht, den mächtigen Chef der Deutschen Bank mit seiner Arroganz und dem ewigen Erfolg. Jo A. nennt er ihn, eine Anspielung auf J. R. Ewing, den gewissenlosen Ölmagnaten aus der TV-Serie „Dallas“.

Vielleicht ist er aus purer Opposition gegen das gängige Bankerbild manchmal ein wenig zu bescheiden, ein wenig zu



WERNER SCHLIERING

**Bahn-Chef Grube:** „Wir packen die Dinge an, Stück für Stück, Schritt für Schritt“

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Wir müssen noch offener werden“

Bahn-Chef Rüdiger Grube, 58, über das nicht enden wollende Chaos im Personenverkehr, Milliardeninvestitionen in neue Züge und sein Überraschungstelefonat mit Heidi Klums Vater

**SPIEGEL:** Herr Grube, angeblich ziehen Sie sich aus dem großen Stapel Ihrer Kundenbeschwerden jeden Tag selbst drei bis fünf Mails und rufen die Leute dann an. Erschrecken die nicht?

**Grube:** Doch, und manche glauben mir erst gar nicht, dass ich es bin.

**SPIEGEL:** Wie beweisen Sie, dass Sie wirklich der Bahn-Chef sind?

**Grube:** Ich bekam mal eine Mail von Heidi Klum und dachte, jetzt könnte ich mit dem Supermodel reden. Dann war ihr Vater dran, der mit einem falschen Ticket zur falschen Zeit gereist war und sich darüber geärgert hatte, dass er aufzahlen sollte. Er dachte erst, ich sei nur ein Grube-Double und hielt mich quasi für einen perfiden Marketing-Trick. Er hat mich dann nach Geburtstag und Sternzeichen gefragt, bis er mir glaubte. Am Ende vereinbarten wir für „Germany's Next Topmodel“ sogar eine Laufstegschau in einem unserer Züge.

**SPIEGEL:** So versöhnlich dürften die wenigsten sein. Seit Winter ärgern sich die Bahnkunden über ein bisweilen unglaubliches Chaos im deutschen Zugverkehr.

**Grube:** Wobei dann natürlich immer nach den Gründen gefragt werden muss: Die eklatanten technischen Probleme der Bahnindustrie gehörten ebenso dazu wie ein extremer Winter, der aber nun überstanden ist.

**SPIEGEL:** Die Probleme bleiben. Immer fahren noch nicht alle Züge in voller Länge. Am Bahnsteig heißt es dann lapidar, der Zug falle aus „betriebstechnischen Gründen“ aus.

**Grube:** Und auch da müssen wir sicher noch offener werden. Aber wollen Sie die Fahrgäste auch noch mit Selbstmordmeldungen erschrecken?

**SPIEGEL:** Kommt das denn so oft vor, dass sich jemand vor den Zug wirft?

**Grube:** In „normalen“ Zeiten sind es leider schon drei bis vier pro Tag. Sie können sich vorstellen, was jeder einzelne Vorfall etwa für das ICE-Netz bedeutet. Nach dem Suizid von Nationaltorhüter Robert Enke waren es täglich mehr als fünf- bis sechsmal so viele – wochenlang.

**SPIEGEL:** Mit tragischen Selbstmorden werden Sie nicht im Ernst all das Chaos der vergangenen Monate erklären wollen.

**Grube:** Nein, das ist nur eine Ursache von vielen. Wir reden ja vor allem über die Störungen im Fernverkehr. Der macht zwar nur 10 Prozent des DB-Umsatzes, aber 90 Prozent unseres Images aus. Wir betreiben 255 ICE, und seit dem Radachsenbruch 2008 in Köln mussten wir die Kontrollintervalle drastisch verkürzen – teilweise zehnmal häufiger als ursprünglich vorgesehen. Diese Züge sind Hightech. Und übrigens gab es in diesem Winter weltweit Probleme mit Hochgeschwindigkeitszügen. Die Produzenten stehen bei uns im Wort und werden sich an den notwendigen Austauscharbeiten finanziell beteiligen. Aber

das dauert. Bis 2013 sollen alle Radachsen ausgewechselt sein. Bis dahin kann es immer wieder zu Schwierigkeiten kommen. Sicherheit hat absoluten Vorrang, da machen wir keinerlei Zugeständnisse.

**SPIEGEL:** Was machen Sie bis dahin? Ihre Kunden ärgern sich jetzt über unpünktliche, ausfallende und schmutzige Züge.

**Grube:** Wir müssen mit einer Überbrückungszeit leben. Im Winter kam noch das Problem dazu, dass die Züge vereist in die Wartung kamen. Allein das Enteisen dauerte 5 bis 13 Stunden. Dann erst können die Ultraschalluntersuchungen an den Achsen beginnen, die weitere vier Stunden benötigen – im vollgeerdeten Zustand. Das heißt, während der Untersuchung darf nicht mal eine Kaffeemaschine oder ein Klo repariert werden. Wir brauchten also locker eine ganze Nacht für so einen Check.

**SPIEGEL:** Ihre angekündigte Kunden-Initiative ist noch nicht weit gekommen, oder?

**Grube:** Wenn Sie ein komplexes Unternehmen wie die Bahn führen, müssen Sie wissen, dass jedes neue Projekt nicht heute entschieden und morgen realisiert ist. Wir unternehmen bereits viel: Sonder-Serviceummern, zusätzliche Serviceteams, Drei-Schicht-Betrieb. Dazu mieten wir von europäischen Nachbarbahnen Züge an, haben das Beschwerde-Management überarbeitet und ...

**SPIEGEL:** ... wenn ein Zug ausgefallen ist, muss man langatmige Formulare ausfüllen, um sein Geld zurückzubekommen.

Das Gespräch führten die Redakteure Jörg Schmitt und Thomas Tuma.

**Grube:** Das ist aber nicht allein unsere Schuld.

**SPIEGEL:** Sondern?

**Grube:** In der Praxis braucht man zum Ausfüllen weniger als zehn Minuten. Aber mir sind die Vordrucke auch noch zu kompliziert. Auch daran arbeiten wir gemeinsam mit den Fahrgastverbänden und den Privatbahnen.

**SPIEGEL:** Wie ist es mit der Pünktlichkeit der Bahn aktuell bestellt?

**Grube:** Ich bekomme jeden Morgen um sieben Uhr alle Zahlen, Verspätungen, Vorfälle. Unser Ziel ist eine Pünktlichkeit von über 90 Prozent. Die erreichen wir dieser Tage.

**SPIEGEL:** Wo lag die Bahn im Winter?

**Grube:** Leider deutlich schlechter.

**SPIEGEL:** Auch bei der Berliner S-Bahn bekommen Sie die technischen Probleme nicht in den Griff.

**Grube:** Mein erster Arbeitstag war am 1. Mai vergangenen Jahres. Um 17 Uhr erhielt ich die Meldung, dass bei Kauls-

**SPIEGEL:** Und trotz all des technischen Ärgers mit S-Bahnen und ICE wollen Sie wieder Züge von Siemens kaufen?

**Grube:** Tatsache ist, dass wir bis zu 300 neue Züge für den Fernverkehr brauchen und auch bestellen werden in einem Gesamtwert von bis zu fünf Milliarden Euro. Es ist der wohl größte Auftrag, den je ein Bahnbetreiber der Industrie vergab. Eine endgültige Entscheidung für einen bestimmten Hersteller ist noch nicht gefallen. Unabhängig davon werden wir ab November für 100 Millionen Euro die jetzigen ICE-2-Züge, das ist rund ein Fünftel unserer ICE-Flotte, von Grund auf erneuern. Zum Beispiel werden Toiletten und Bistros renoviert, die Sitze erneuert ...

**SPIEGEL:** ... und hoffentlich auch ein besserer Mobilfunkempfang und funktionierende Sitzplatzanzeigen installiert?

**Grube:** Wir packen die Dinge an: Stück für Stück, Schritt für Schritt. Das sind viele, auch kleinere Einzelmaßnahmen. Beispielsweise wird eine Million Euro in die

**SPIEGEL:** Paris kann Sie doch nicht fernhalten ...

**Grube:** ... aber die Zugangsvoraussetzungen so absurd gestalten, dass eben nur die französischen Züge sie erfüllen. Es heißt zum Beispiel, die Züge müssten 400 Meter lang sein.

**SPIEGEL:** Hängen Sie doch einfach zwei ICE aneinander!

**Grube:** Dann heißt es aber: Geht nicht, die Passagiere müssten durch die volle Länge des Zuges laufen können. Absurd! Es werden zwar immer neue Gesetze für ganz Europa verabschiedet, was die Liberalisierung angeht, aber sie werden nicht umgesetzt. In Frankreich gibt es nicht mal eine Wettbewerbsbehörde, bei der wir uns beschweren können. Das ist Diskriminierung. So kann man nicht wachsen.

**SPIEGEL:** Wollen Sie deshalb den britischen Verkehrskonzern Arriva kaufen?

**Grube:** Das Grundgesetz schreibt mir vor, dass ich die DB nach privatwirtschaftlichen Maßstäben führen muss. Im Inland haben wir im Regionalverkehr rund 20 Prozent Umsatz an Wettbewerber abgegeben. Das war politisch gewollt. Also kann ich nur im europäischen Ausland wachsen. Europa steht in unserer Branche vor einer Konsolidierungswelle. Am Ende werden voraussichtlich wohl nur fünf bis sechs große Anbieter übrig bleiben. Zudem: Immer weniger Reiseketten enden an den nationalen Grenzen.

**SPIEGEL:** Arriva ist mit 2,7 Milliarden Euro nicht billig. Warum stecken Sie das Geld nicht in Ihre deutschen Strecken?

**Grube:** Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. In den nächsten fünf Jahren investiert die Bahn hierzulande 41 Milliarden Euro. Das sind pro Jahr bis zu zwei Milliarden mehr als bisher. So etwas gab's noch nie. Daneben müssen wir aber auch in anderen Ländern gut aufgestellt sein. Man muss das eine tun, ohne das andere zu lassen. Abgesehen davon haben uns zwei Investmentbanken die Angemessenheit des Kaufpreises bestätigt. Und wir wurden von den Wirtschaftsprüfern von KPMG unterstützt.

**SPIEGEL:** Woher soll all das Geld eigentlich kommen? Immerhin hat die Bahn noch 15 Milliarden Euro Schulden.

**Grube:** Zum einen aus unseren eigenen Mitteln. Zum anderen durch die Platzierung von Anleihen am Kapitalmarkt. Das ist eine Investition in die Zukunft. Die wird sich in den nächsten Jahren amortisieren, weil wir mit dem Erwerb von Arriva die großen Chancen durch die Öffnung der Märkte nutzen.

**SPIEGEL:** Ihre Strategie unterscheidet sich nicht von der Ihres Vorgängers. Auch er wollte einen globalen Mobilitäts- und Logistikkonzern zimmern.

**Grube:** Warum auch? Seine Strategie war ja nicht verkehrt, letzten Endes wurde lediglich der Börsengang zum damaligen Zeitpunkt falsch eingeschätzt, denn die Welt war schon eine ganz andere.



DOMINIQUE ECKEN / KEYSTONE

**ICE im Instandsetzungswerk:** „Bis 2013 sollen alle Radachsen ausgewechselt sein“

dorf eine S-Bahn entgleist ist. Das war mein erstes Bahnerlebnis. Es hieß, ich solle mich nicht weiter beunruhigen, das werde nach Schema F alles erledigt.

**SPIEGEL:** Schema F hieß in Berlin gern ignorieren und verarmlosen.

**Grube:** Wir haben in der Zwischenzeit die gesamte Geschäftsführung ausgewechselt und arbeiten auch wieder vertrauensvoll mit dem Betriebsrat zusammen. Persönlich ärgere ich mich, dass für die technischen Fehler eigentlich der Hersteller verantwortlich ist. Aber weil wir quasi obendrauf eigene Wartungsfehler gemacht haben, die bis ins Jahr 2004 zurückgehen, bleibt die Gesamtverantwortung auch mit an uns hängen. Bisher hat uns das S-Bahn-Thema 222 Millionen Euro gekostet. Ende des Jahres werden es wohl 300 Millionen sein. Bis 2017 werden wir dort keinen Cent verdienen. Aber die Verhandlungen mit dem Hersteller Bombardier sind noch nicht beendet.

Überholung unserer Kaffeemaschinen in den IC investiert. Verbesserungen dauern, aber sie werden kommen.

**SPIEGEL:** Kann man sich aus industriepolitischen Gründen überhaupt vorstellen, dass der Chef der staatlich dominierten Deutschen Bahn am Ende für Milliarden in Frankreich oder gar Japan Züge kauft?

**Grube:** Warum denn nicht? Obwohl es wirklich vernünftig wäre, wenn alle Beteiligten endlich mal eine echte europäische Eisenbahn hinkriegten – mit gleichen Standards, Wettbewerbs- und Zugangsbedingungen. Zum Beispiel gibt es nach unseren Studien rund 1,2 Millionen Menschen, die aus dem Raum Köln gern mal mit dem Zug nach London fahren würden. Wir kommen aber mit unserem ICE nicht in den Eurotunnel, weil die Betreiber aus Frankreich und England die Strecke mit dem TGV blockieren. Der ICE ist für jeden Alpentunnel zugelassen, nur witzigerweise nicht für den Eurotunnel.

**SPIEGEL:** Wie ist denn Ihre persönliche Bilanz nach einem Jahr als Bahn-Chef?

**Grube:** Dass der Job leicht wird, habe ich nie gedacht, aber dass es im ersten Jahr so dolle kommen würde ... Wir wurden mit gleich mehreren wirklich schweren Krisen konfrontiert: der Finanz- und Wirtschaftskrise, den ICE-Problemen, dem harten Winter, der S-Bahn Berlin, der internen Datenaffäre ...

**SPIEGEL:** ... der Sie letztlich den Job verdanken. Jahrelang hat die Bahn unter Mehdorn die Belegschaft ausgespäht. Ist die interne Vertrauenskrise beendet?

**Grube:** Es gibt da sicher noch Ressentiments und Argwohn. Vertrauen kann man nicht wie einen Lichtschalter aus- und wieder anknipsen. Da versuche ich aber, mit gutem Beispiel voranzugehen. Ich gehe auf die Menschen zu, gerade auch im Unternehmen, das wirklich tolle Mitarbeiter hat.

**SPIEGEL:** Ihren Vorgänger nervten vor allem die Einmischungen der Politik.

**Grube:** Das Verhältnis zwischen Bahn-Vorstand und Verkehrsministerium ist sicher besser geworden. Das muss man doch auch mal positiv sehen.

**SPIEGEL:** Vielleicht müssen Sie für dieses Verhältnis auch gelegentlich die eine oder andere Kröte schlucken. Zum Beispiel das Multimilliardenprojekt Stuttgart 21, für das die halbe Innenstadt unterkellert werden soll.

**Grube:** Der Finanzierungsvertrag dafür wurde vier Wochen vor meinem Jobstart unterzeichnet. Ich konnte das also gar nicht mehr stoppen. Aber da es das größte Infrastrukturprojekt des Konzerns überhaupt ist, wollte ich es mir zumindest noch mal ganz genau anschauen.

**SPIEGEL:** Die Kosten steigen weiter an.

**Grube:** Eben. Deshalb wollte ich alle Einzelposten noch mal prüfen lassen, um Sparpotentiale zu finden. Meine „Sollbruchstelle“ liegt heute bei 4,53 Milliarden Euro. Man muss aber auch sehen: In den Stuttgarter Bahnhof wurde sehr viele Jahre lang gar nichts investiert. Wenn ich das ganze Projekt heute abfackeln würde, müsste ich dennoch nach ersten Schätzungen bis zu zwei Milliarden Euro in die Renovierung von Objekten und des Gleisvorfelds stecken – und hätte dennoch keinen der jetzigen Vorteile! Eigentlich ist Stuttgart 21 das schönste Geschenk, das die Stadt bekommen kann.

**SPIEGEL:** Der Politik werfen Sie wie Ihr Vorgänger vor, sie tue zu wenig für die Bahn. Was sagen Sie der FDP, die noch immer Netz und Betrieb trennen will?

**Grube:** Ich bin ein großer Anhänger von Wettbewerb. Aber ein integrierter Bahnkonzern macht einfach Sinn. Wenn man das deutsche Netz so privatisieren würde wie etwa in England, stünde ich als Bahn-Chef nicht mehr zur Verfügung.

**SPIEGEL:** Herr Grube, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Foxconn-Angestellte im Labor in Shenzhen: Größe garantiert niedrige Kosten und hohe Gewinne

ARBEITNEHMER

# Die Monster-Fabrik

Eine Serie von Todesfällen hat die Manager von Foxconn verunsichert. Der taiwanische Konzern lässt in China Hunderttausende Menschen Geräte für westliche Hightech-Firmen fertigen.

Es ist kurz nach sieben, in knapp einer halben Stunde beginnt die Morgenschicht. Nacheinander gehen die chinesischen Arbeiter an den grauuniformierten Wachen vorbei, reflexartig drücken die jungen Frauen und Männer ihre Firmenausweise auf die elektronischen Sperren und warten, bis die Geräte grün aufleuchten. Dann eilen sie weiter in das große Labyrinth aus grauen Werkshallen und Wohnheimen.

Rund 300 000 Menschen arbeiten hier, im südchinesischen Shenzhen an der Grenze zu Hongkong, in einer gigantischen Fabrikanlage des taiwanischen Konzerns Foxconn. In einem Zweigwerk ein paar Straßen weiter sind es noch mal 120 000 Kollegen: Sie fertigen digitale Kultprodukte für globale Elektronikmarken wie Apple, Nintendo oder Dell, vom iPhone bis zum Notebook. Viele von ihnen opfern dafür ihre Gesundheit, einige sogar ihr Leben.

Ma Xiangqian, 18, war Teil dieser eigenen Foxconn-Welt, in der alles nummeriert ist: die Gebäude, die Maschinen, das Zubehör, die fertigen Produkte und natürlich auch die Menschen. Für einen Lohn von bis zu 1940 Yuan im Monat (230 Euro) schob der Arbeiter aus der Provinz Henan meist zwölf Stunden pro Tag Kunststoffteile in eine Maschine, die Gehäuse für Apple-Computer fertigte. Nach getaner Arbeit schlief er mit neun Kollegen im Zimmer eines der vielen Wohnblocks auf dem Fabrikgelände.

Eines Morgens im Januar lag Ma tot am Fuß eines der Gebäude. Die amtliche Todesursache lautete: „Sturz aus der Höhe“. Mit ähnlichen Befunden wurden dieses Jahr insgesamt neun Foxconn-Beschäftigte aufgefunden, zwei davon überlebten schwerverletzt. Schon im Juli 2009 war hier ein Techniker in den Tod gesprungen – Wächter hatten ihn zuvor unter dem Verdacht verhört, den Prototyp eines iPhone gestohlen zu haben.

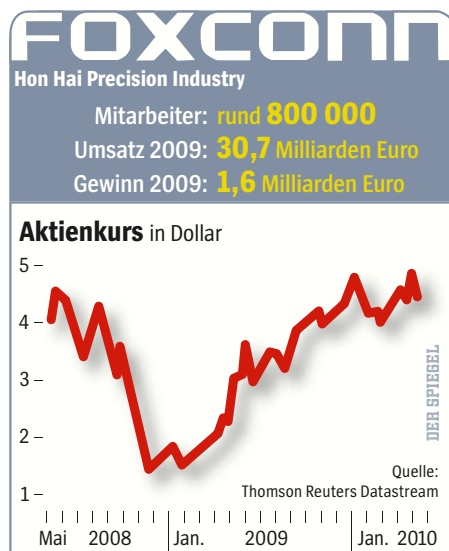
Die Serie angeblicher oder versuchter Selbstmorde hat die Manager von Chinas größter Elektronikschmiede tief verun-

sichert. Liu Kun, 40, trägt ein nassgeschwitztes Hemd, er nennt sich Mediendirektor. Das Wort „Fabrik“ vermeidet er, stattdessen lädt er in den „Campus“ ein – als handle es sich um eine Universität. In einem batteriegetriebenen Golfkarren – gesteuert von Chen Hongfang, dem Vizechef der Betriebsgewerkschaft, die von der Kommunistischen Partei kontrolliert wird – lässt Liu den Besuch durch die von Palmen gesäumten Straßen des Werks fahren. Die beiden wollen zeigen, wie gut es Arbeiter hier haben.

Stolz deutet Liu auf die zahlreichen Läden. Große Fastfood-Ketten haben hier ihre Filialen; es gibt eine eigene Post bei Foxconn, ein Fabrikhospital, in dem sich Arbeiter ambulant behandeln lassen können, ein Fußballstadion, ein Fitnesszentrum, Internetcafés, einen Übungsraum für die firmeneigene Tanztruppe, eine Art Volkshochschule zur Weiterbildung. Und auf Monitoren am Straßenrand oder in Kantinen sorgt der fabrikeigene TV-Kanal für Unterhaltung.

Doch die Freizeitangebote ändern nichts daran, dass Menschen ihr Leben fast ständig in der Fabrik verbringen – nach den Gesetzen der Billigproduktion: Ein Lkw nach dem anderen liefert Zubehör an, transportiert fertige Waren in Containern ab. Bei Foxconn gibt es kein Lager: Ist ein Handy oder ein Laptop fertig montiert, wird das Gerät an die Kunden verschickt. Der Warenfluss darf nicht stocken: Auf den Straßen dürfen Arbeiter nur zu zweit nebeneinander gehen. Sind sie zu dritt, müssen sie in einer Reihe hintereinander marschieren.

Ordnung und Organisation sind alles, auch in der Werksküche. Von außen gleicht der graue Kasten den übrigen Fabrikgebäuden, und auch drinnen geht es industriell zu: Über eine riesige Wand aus Monitoren wachen Foxconn-Manager darüber, wie ein Heer von Köchen in wei-



ßen Kitteln und Gummistiefeln die Speisung der Arbeiter vorbereitet. Alle Abläufe sind penibel geregelt, die Anlieferung der Zutaten, das Waschen, Braten, Frittieren und Kochen – pro Tag drei Tonnen Schweinefleisch, drei Tonnen Hühner, 60 000 Eier, 20 Tonnen Reis.

Wer die Fabrikküche verlassen will, muss sich die Hände waschen – erst dann öffnet sich die Außentür. Auch in den fünf- oder zwölfstöckigen, grauverblenden Wohnheimen müssen die Arbeiter ihre Ausweise auf Kontrollgeräte drücken, bevor sie die Gebäude verlassen.

Ob das Ausmaß der Fabrik die Psyche ihrer Bewohner nicht überfordert – mit dieser grundsätzlichen Frage können die Foxconn-Manager nicht viel anfangen. Denn Größe garantiert niedrige Kosten und hohe Gewinne. So sieht das jedenfalls Steve Chu, 49. Der Taiwaner beaufsichtigt eines der mehrstöckigen Werke; allein auf einer Etage arbeiten rund 900 Menschen.

Die Frauen und Männer in den weißen Uniformjacken und Hauben dürfen sich nicht persönlich unterhalten, diese Anweisung steht auf der Rückseite der Firmenausweise. Hörbar ist nur das Zischen und Pfeifen der Maschinen, in die sie die grünen Platinen für Laptops oder Lesegeräte für Kreditkarten schieben: An acht Montagebändern fertigen sie hier acht Produkte für mehrere Weltmarken.

Manager Chu und seine Bandaufseher spornen die Arbeiter unermüdlich an, noch effizienter, noch präziser zu sein. Selbst die Stufen im Treppenhaus haben sie mit Mahnsprüchen verziert wie: „Monsters lauern im Detail!“ oder „Gelegenheiten warten auf jene, die vorbereitet sind!“.

Die Durchhalteparolen sind inspiriert von Terry Gou, dem 59-jährigen Gründerchef von Hon Hai Precision Industry, der Muttergesellschaft von Foxconn auf Taiwan. Die Arbeiter nennen den charismatischen, aber pressscheuen Milliardär respektvoll „Lao Gou“, den „alten Gou“. Seine Familie floh 1949 vor den Kommunisten nach Taiwan.

Vor 36 Jahren baute Gou sein Imperium mit einer Fabrik für Programmschalter von Schwarzweißfernsehern auf, einen Teil des Startkapitals von 7500 US-Dollar ließ er von seiner Mutter. Später stellte er Anschlussbuchsen für Computer her, und 1988 eröffnete er seine erste Billiglohnfabrik in Festland-China.

Inzwischen teilt sich Foxconn mit anderen taiwanischen Giganten einen Großteil der Zulieferindustrie für Elektronik. Teilweise entwerfen sie auch Handys und Laptops im Auftrag von Weltmarken. In ganz China beschäftigt Foxconn 800 000

Menschen. Im Frühjahr stockte der Konzern sein Personal noch um 150 000 Arbeiter auf.

Doch die jüngste Serie von Todesfällen und schweren Verletzungen weckt nun selbst in der Volksrepublik Zweifel an den Methoden, mit denen globale Marken dort ihre Glitzer-Elektronik produzieren lassen. Die Familie des toten Ma Xiangqian jedenfalls will Foxconn gerichtlich zwingen, den Tod des Arbeiters vollkommen aufzuklären.

Es ist ein ungleicher Kampf. Bis Anfang dieses Jahres züchteten Ma Zishan, 58, und seine Frau Gao Chaoyin, 49, in der Provinz Henan noch Bäume. Jetzt teilen sie sich mit zweien ihrer drei Töchter ein Zimmer nahe der Foxconn-Fabrik; sie nächtigen auf Strohmatten. Der einzige Wandschmuck ist ein Bild des Toten, auf ihm, dem männlichen Nachwuchs, ruhten in strenger konfuzianischer Tradition alle Hoffnungen der Familie. „Foxconn, sag uns die Wahrheit“, hat der Vater in schwarzer Kalligrafie auf den Rahmen gepinselt. „Mein Leben“, sagt er, „hat seinen Sinn verloren.“

Auch die jüngste Tochter Liqun, 22, und ihr Freund arbeiteten bis vor kurzem

Auf einem Überwachungsvideo von Foxconn, aufgenommen um den Todeszeitpunkt des Arbeiters, würden längere Passagen fehlen.

Ma und seine Töchter drücken sich vorsichtig aus, sie wirken schüchtern, sie vermeiden es, dem mächtigen Foxconn direkte Schuld zuzuweisen. Aber sie pochen auf Aufklärung, sie wollen den Todesbefund vor Gericht anfechten.

Fabricsprecher Liu reagiert ungehalten auf Fragen nach dem Fall Ma. Für ihn scheint die Sache seit dem amtlichen Todesbefund längst abgeschlossen. „Wem glauben Sie?“, fragt er: „Foxconn oder der Familie Ma?“

Kein Arbeiter müsse bei Foxconn Klos putzen, sagt Liu, dafür beschäftige man spezielles Reinigungspersonal. Natürlich könnten sich bei einer Zahl von insgesamt 420 000 Foxconn-Arbeitern hier in Shenzhen tragische Vorfälle ereignen. Viele Arbeiter litten unter persönlichen Problemen – Liebeskummer, Heimweh, ungewohnt gewürztes Essen. „Oder an geistigen Krankheiten“, sagt Liu und zeigt mit dem Finger in die Höhe: Ein Arbeiter, der sich gerade zwei Tage zuvor vom Balkon dieses Gebäudes stürzte, sei an Verfolgungswahn erkrankt gewesen. Hinzu komme, dass die meist knapp über 20-jährigen Arbeiter verweichlichter seien als frühere Generationen bei Foxconn.

Doch im chinesischen Internet sorgte kürzlich ein Video für Aufregung, auf dem angeblich Wachmänner einer Foxconn-Fabrik bei Peking Arbeiter traten und schlugen. Wang Tongxin, Vizechef der chinesischen Einheitsgewerkschaft in Shenzhen, mahnt, der Zulieferer müsse die Lebenswelt junger Chinesen stärker berücksichtigen. Und nach dem Tod

des iPhone-Technikers im vergangenen Jahr meldete sich Großkunde Apple besorgt zu Wort: „Wir verlangen von unseren Zulieferern, dass sie alle Arbeiter mit Würde und Respekt behandeln.“

Firmensprecher Liu legt deshalb Wert darauf, seinem Besuch das fabrikeigene Zentrum für „mentale Gesundheit“ vorzuführen. Eine Therapeutin ist gerade dabei, einen Arbeiter zu beraten. An den Fassaden einiger Wohnheime hängen rote Spruchbänder, die zu gegenseitiger Fürsorge aufrufen.

Doch in ihren Wohnheimen leben die Billiglöhner weiter nach der Logik des Schichtbetriebs: In den Zehnbettzimmern dämmert die Hälfte der Bewohner erschöpft auf den Betten. Einige, denen es hier zu eng ist, strecken sich vor den Fernsehern aus, die in jedem Treppenhaus stehen. Jede Pause ist kostbar, bald müssen sie wieder antreten zur nächsten Zwölf-Stunden-Maloché.

WIELAND WAGNER



Eltern von Ma Xiangqian: „Sinn verloren“

bei Foxconn. Ihre Jobs haben sie aufgegeben, sie kämpfen jetzt gemeinsam gegen den taiwanischen Fabrikenkoloss.

Zuletzt traf Liqun ihren Bruder sechs Tage vor seinem Tod. „Er war guter Dinge“, sagt sie, „denn er hatte gerade gekündigt.“ Ein Produktionsleiter habe ihn brutal schikaniert, weil ihm die Bohrvorrichtung seiner Maschine kaputtgegangen sei. Zur Strafe habe Xiangqian das Klo putzen müssen.

An die Wände ihres Zimmers haben die Ma Plakate gelehnt, mit denen sie vor dem Werkstor von Foxconn protestieren. Mit vergrößerten Fotos von Xiangqians Leiche wollen sie auf Ungerechtigkeiten seines Todes aufmerksam machen. Schwester Liqun berichtet von Wunden, die sie am Kopf der Leiche bemerkt habe – sie hätten Bohrlöcher geahnt. Auch am übrigen Körper hätten sie merkwürdige Verletzungen entdeckt, die sich nicht durch Selbstmord erklären ließen.

INTERNET

# Geldstapel in der Blechhalle

Verschwörungstheoretiker richten sich auf die Wiedereinführung der D-Mark ein. Späher wollen allenorten Signale für eine Währungsreform ausgemacht haben.

Nur die wirklich dramatischen Dinge des Lebens haben das Potential zu einer „Breaking News“, einer Eilmeldung. Erdbeben, Flugzeugabstürze, Entführungen, Kriegausbrüche. Und manchmal auch Geldcontainer in der deutschen Provinz. Seit dem 11. Mai hält eine obskure Kiste die Verschwörer-Gemeinde in Atem. Ein Anonymus, der sich als Mitarbeiter der Deutschen Bank bezeichnet, erklärte per Eilmeldung auf einer amerikanischen Homepage, er habe gerade einen Container mit neuen D-Mark-Scheinen und -Münzen verschickt. In der Nacht zum 16. Mai werde in Deutschland die Mark wieder eingeführt, die Kanzlerin werde die Sensation zuvor in einer Rede an die Nation verkünden.

Knapp daneben ist auch vorbei. Angela Merkel verabschiedete am Tag der angeblichen Erklärung den Präsidenten des Bundesverfassungsgerichts, reiste zum Kirchentag in München und zahlt ihre Rechnungen noch immer in Euro. Alles eine Ente? Ja, aber im Netz überschlagen sich dennoch die Hinweise auf die baldige Rückkehr der Mark.

Da wird aus Kaufbeuren berichtet, dass die neu aufgestellte Telefonzelle drei Bezahlvarianten zulasse: Euro, Karte und DM. Dass Geldautomaten außer Betrieb seien, Gebrauchtwagenhändler würden keine Autos mehr verkaufen, um nicht auf den Euro sitzenzubleiben. Deutsche Kreditkarten mit Euro-Guthaben hätten in England reihenweise Fehlermeldungen verursacht. Bei einer großen Bank in Sachsen herrsche Urlaubssperre, es gebe reihenweise Personalversammlungen. Und der kürzliche Ausfall deutscher Webseiten hänge selbstverständlich mit der Geheimoperation zur Wiedereinführung der D-Mark (Deckname „Balthasar“) zusammen.

Walter K. Eichelburg zählt sich zu den Opfern dieses geldpolitischen Staatsstrechs. Der Mann, der als „Consultant und Investor“ in Wien residiert und regelmäßig Marktkommentare verfasst, hatte die Leser seiner Seite Hartgeld.com vergangene Woche in einem dramatischen Aufsatz auf die „überfallartige Einführung einer neuen Währung“ vorbereitet. Es habe eine Attacke auf seinen Server gegeben, als Links zu Fotos der angeblich neugedruckten Mark angelegt wurden, sagt Eichelburg. Man habe offenbar einen „Info-Blackout“ erreichen wollen.

Einen Blackout hat es wohl gegeben. Doch bei wem genau, ist noch unklar. Auf der amerikanischen Internetseite, die vor allem bei Verschwörungstheoretikern beliebt ist, tauchten tatsächlich Bilder von angeblich neuen Mark-Scheinen auf. Hochgestapelt in einer Blechhalle. Die

ausgesagten Wochenende sei bei ihm verkaufsoffener Sonntag, das würde doch nicht gehen. Auch Eichelburg verfügt über hochbrisantes Insiderwissen, warum die Währungsreform zunächst scheiterte. Im Kanzleramt habe es vor der geplanten Währungsumstellung ein „wildes Schreiduell“ zwischen Deutsche-Bank-Chef Josef Ackermann und Kanzlerin Merkel gegeben. Doch neue Termine gebe es längst: „Man ist bereit.“ Überzeugte Jünger springen dem selbsternannten „Goldautor“ bei seiner Prognose bei. Der deutsche Angriff im Westen sei 1940 wetterbedingt auch mehrfach verschoben worden. Am Ende hätten die Engländer nicht mehr daran geglaubt.

Im Hartgeld-Forum werden derweil schon wegweisende Tipps an Euro-Skeptiker gegeben, wie sie ihre letzten Euro unter das Volk bringen könnten. Auszüge: „Spenden Sie für Ihre Kirchengemeinde“,

„Unterstützen Sie nahe Familienangehörige“, „Warum mieten Sie nicht Ihre Grabstelle auf 15 bis 20 Jahre an und kaufen Sie gleich einen Grabstein?“ Eichelburg selbst hat nicht so viel übrig für Steine. Er rät seinen Jüngern, wie seit Jahren schon, zu Gold und Silber. Da trifft es sich gut, dass auf seiner Seite zahlreiche Werbebanner von Gold- und Silberhändlern prangen („Jetzt kaufen!“).

Längst ist der Hype um die Mark aus der virtuellen Welt in die Wirklichkeit übersprungen. Vernünftig klingende Menschen in der Druckerbranche senken mitten im Gespräch plötzlich die Stimme und verkünden eine Sensation. Der traditionelle Gelddrucker der Bundesbank, das Münchner Unternehmen Giesecke & Devrient, drucke bereits Mark, und auch die Bundesdruckerei habe reihenweise neue Maschinen geordert.

Giesecke lässt den Verschwörern ihre Theorien. „Wir sind zur Geheimhaltung verpflichtet und geben keine Auskünfte

zu Banknoten“, sagt eine Sprecherin. Auch von der Bundesbank gibt es keinen Kommentar. Wobei inoffiziell zur Sicherheit darauf hingewiesen wird, dass die alten D-Mark-Druckplatten längst vernichtet seien.

Eichelburg ist ohnehin auf alles vorbereitet. Er lädt aktuell zu „Euro-Crash/Währungsreform-Seminaren“ ein. In der Einladung verkündet er, die Mark werde in Deutschland bereits gedruckt. Für die drei Stunden zahlt der Teilnehmer 119 Euro – beziehungsweise die „zum Seminarzeitpunkt gültige Währung“.

Als neuer Termin für die D-Mark-Ausgabe gilt nun Pfingsten. STEFFEN WINTER

D-Mark-Hype im Netz: Geldpolitischer Staatsstreich

Auflösung war miserabel, was sich mit einem Blick auf die Originale erklären lässt. Die finden sich auf der Homepage der Bundesbank, im Bildarchiv für die Presse. Unter dem Stichwort „sicheres Bargeld“ ist dort jenes Bild aus dem Jahr 1991 abrufbar. Die gute Auflösung dort gibt den ungetrübten Blick auf die Banderole frei: 25. Oktober 1990.

Die ausgefallene Reform vom Wochenende hat die Netzgemeinde nur kurz gehalten. Natürlich hatten kritische Zeitgenossen auch dies vorausgesehen. Etwa jener Surfer aus Dingolfing, der frühzeitig Zweifel am Termin anmeldete. Am vor-

ARD

## Verärgerte Rundfunkräte

Als die ARD Ende April auf einer Pressekonferenz ankündigte, einen großen Teil ihrer Angebote im Internet zu löschen, war das wohl als Signal gedacht, wie ernst man es mit den Auflagen der Politik nimmt. Doch jetzt regt sich Kritik an diesem Vorgehen bei den für die Kontrolle zuständigen Rundfunkräten der ARD. Die „medienwirksam verkündeten“ Löschungen seien „bei den Gremien auf Unverständnis und Verärgerung gestoßen“, beschwert sich der Vorsitzende der Konferenz der Gremienvorsitzenden Harald Augter in einem Brief an den ARD-Vorsitzenden Peter Boudgoust. Es sei der „falsche und unseres Erachtens verfahrensgefährdende Eindruck“ entstanden, über die Internetangebote der ARD sei schon abschließend entschieden – trotz der „laufenden Verfahren“ und der „noch nicht abgeschlossenen Beratungen der Gremien“. Augter schreibt weiter: „Ich hätte es für sinnvoll gehalten, die Gremien zuvor einzubeziehen und ihre maßgebliche Rolle auch der Presse gegenüber deutlich zu machen.“ Diese Vorbehalte gebe es „auch in anderen Rundfunkräten“. Boudgoust wies die Kritik in seiner Antwort zurück. Die frühe Löschung habe praktische Gründe gehabt. Zudem habe er bei der Pressekonferenz „die wichtige Arbeit der Gremien“ betont.



Beitrag in der ARD-Mediathek

INTERNET

## Verleger fordern Steuerprivileg

Die deutschen Zeitschriftenverleger fordern, dass auch für ihre Publikationen im Internet der ermäßigte Umsatzsteuersatz von sieben Prozent fällig wird. Die derzeitige Regelung sei



Sonneborn

JENS KALAE / DPA

SATIRE

## Verwirrung um das „heute“-Label

Im ZDF gibt es Ärger mit der Satiresendung „heute-show“. Einer der Autoren, Lex-„Titanic“-Chefredakteur Martin Sonneborn, hatte einen Pharmalobbyisten zum Interview vor die Kamera gelockt und vor allem die Teile des Gesprächs gesendet, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. So erzählte der Pro-Generika-Funktionär Peter Schmidt freimütig, was er alles lieber nicht sagen wolle, weil es den Interessen seines Verbands zuwiderlaufe. Nach der Ausstrahlung des Beitrags sieht sich Schmidt hintergangen. Der Satiriker habe unter der Flagge von „heute“ und „heute-journal“ sein Vertrauen erschlichen, weshalb er davon ausgegangen sei, dass die Interviewpausen nicht gesendet würden. „Das war eine echte Schweinerei“, sagt Schmidt. „Allerdings haben wir selbst eine Mitschuld, weil wir nicht misstrauisch genug waren.“ Tatsächlich hatte Sonneborns Team den Pharmamann mit der trickreichen Formulierung gelockt, man bitte „um ein Interview für das ZDF“ und wolle es „nach Möglichkeit in einer der ‚heute‘-Sendungen, bevorzugt im ‚heute-journal‘, platzieren.“ ZDF-Programmdirektor Thomas Bellut untersagte den Autoren der „heute-show“ daraufhin, auf irgendeine Weise mit den Marken „heute“ und „heute-journal“ zu operieren. Sonneborn sagt: „Wir werden uns daran halten, obwohl es ja stimmt: Wir hätten unseren Beitrag tatsächlich am liebsten im ‚heute-journal‘ gesehen.“

„absurd“, so der Verband Deutscher Zeitschriftenverleger (VDZ). Während auf gedruckte Presseerzeugnisse eine ermäßigte Umsatzsteuer erhoben wird, muss derzeit für inhaltlich identische elektronische Zeitschriften, die im Internet heruntergeladen werden, der volle Steuersatz von 19 Prozent entrichtet werden. „Es entbehrt jeder inneren Logik, gleiche Inhalte unterschiedlich zu besteuern“, sagt VDZ-

Geschäftsführer Wolfgang Fürstner. Bundeskanzlerin Angela Merkel habe bereits 2009 dem VDZ gesagt, sie wolle diese Frage prüfen. Seitdem habe man nichts mehr gehört. Die Verleger fordern seit langem, dass hierzulande wie in England auf die Umsatzsteuer für das Pressewesen verzichtet wird. „Unabdingbar“ sei, wenigstens elektronische Zeitschriften und gedruckte Presse gleich zu besteuern.



Apple-Chef Jobs bei der iPad-Präsentation: Soll Journalismus jetzt zu einem Videogame werden?

VERLAGE

# Ein iPad für ein Halleluja

In der nächsten Woche bringt Apple seinen Mini-Computer auch in Deutschland auf den Markt, und mit ihm kommen die ersten Angebote deutscher Verlage. Doch bei aller Euphorie gibt es auch Zweifler: Keiner weiß so recht, wie das Wundergerät den Journalismus verändern wird.

**M**athias Döpfner war außer sich. Am Wochenende hatte er mit seinem Sohn den Apple-Store in Miami aufgesucht und sich ein iPad gekauft. Nun saß er in der US-Talkshow „Charlie Rose“ und ließ seiner Euphorie freien Lauf. Der Springer-Chef klang aufgekratzt.

Die Verleger auf der ganzen Welt sollten „sich einmal am Tag hinsetzen, beten und Steve Jobs danken“, empfahl er. Deswegen iPad sei, „worauf wir alle gewartet haben“. Döpfner blickte ernst.

Es klang, als sei eine uralte Verheißung endlich in Erfüllung gegangen. Als sei Steve Jobs der ersehnte Messias der Medienbranche. Als sei das iPad endlich der Anlass für ein Halleluja nach Jahren des permanenten Jammerns.

Es war eine bizarre Szene. Döpfner jubelte mit seinem Auftritt ja nicht einfach nur ein neues technisches Gerät, er adelte Jobs zugleich als eine Art neuen Überverleger.

In den nächsten Wochen und Monaten wird sich zeigen, ob Döpfner richtig liegt

mit seiner Euphorie. Vom kommenden Freitag an wird das angebliche Wundergerät auch in Deutschland ausgeliefert, und ab dem ersten Tag werden zumindest einige deutsche Verlagshäuser – auch der SPIEGEL – ihre journalistischen Produkte dort anbieten.

Die Branche knüpft riesige Hoffnungen an das Ding. Vor allem erwartet sie, dass die Leser bereit sind, an diesem Ort für Journalismus, anders als bei Online-Portalen, auch angemessen zu zahlen – doch von der medialen Revolution wird der

Leser so sehr viel erst einmal nicht merken. Die Verlagsbranche übt sich in Vorsicht. Ihr Motto: Kommt Zeit, kommt Pad.

Denn auch wenn der Erfolg des iPad sicher scheint: Ob es auch für die Verlage einer wird, ist längst nicht entschieden.

Viele Häuser lassen sich erst einmal Zeit. Der „Stern“ bringt voraussichtlich im Sommer eine Tablet-Version heraus, mit der sich immerhin die Fotos per Fingertipp vergrößern lassen, ein paar Videos abgerufen werden können oder das Kreuzworträtsel sich auf dem Schirm lösen lässt. Burda hält sich fürs Erste zurück. Eine multimediale „Bild“-App soll erst kommen, wenn sie ausgereift ist. Ob es die „FAZ“ rechtzeitig zum Start schafft, ist fraglich. Sieht so der Aufbruch aus?

In den USA ist das iPad nun schon fast zwei Monate auf dem Markt. Und das Einzige, was sich für Verlage dort lernen lässt, ist: Das iPad ist kein Selbstläufer.

Vor allem die Tageszeitungen tun sich schwer. Das „Wall Street Journal“ wurde mit negativen Kommentaren zu seiner iPad-Ausgabe geradezu überschüttet. Von mehr als 8700 Bewertern im App Store haben 6000 die niedrigstmögliche Note vergeben. „Das ist doch eine einzige Abzocke, da lese ich lieber die Printausgabe, die es umsonst im Büro gibt“, wettet ein Käufer im App Store.

Die Leser – ohnehin rasch aufgebracht, wenn sie für Digitales überhaupt bezahlen müssen – sind sauer auch wegen eines Bezahl-Wirrwarrs. Das iPad-Abo ist aktuell teurer als das Print-Abo. Und Online-Abonnenten, die nur für die Web-Seite zahlen, sollen für die iPad-Nutzung zum großen Ärger der Leser extra zahlen.

Das „Wall Street Journal“ („WSJ“) rückte Anfang Mai immerhin – anders als „New York Times“ und „USA Today“ – die Zahl der aktiven Nutzer der iPad-Ausgabe heraus: 64.000. Das klingt erst einmal ordentlich. Aber angesichts von gut zwei Millionen verkauften Printexemplaren relativiert sich die Zahl – zumal jeder Print-Abonnent den iPad-Zugang bislang kostenlos bekommt.

Dabei ist die „WSJ“-App sogar noch einigermaßen gelungen: Die Zeitung ist abgebildet, und zwischen Geschichten und Sektionen lässt sich schnell hin und her blättern. Die „New York Times“ dagegen bietet nicht einmal den gesamten Inhalt der täglichen Ausgabe, sondern nur ausgewählte Geschichten – noch dazu in wenig erfrischender Aufmachung.

Auch bei den Magazinen sind viele iPad-Ausgaben bislang kaum mehr als einfach auf den Bildschirm gebrachte Teile der Printausgaben, die nicht mit den visuellen und interaktiven Möglichkeiten des iPad spielen. Die zwei aus dem Condé-Nast-Verlag stammenden opulenten Lifestyle-Magazine „GQ“ und „Vanity Fair“ etwa wirken in der iPad-Ausgabe schlichter als in gedruckter Form. Auch

hier zeigen die Nutzerreaktionen, dass die Verlage sich so wohl kaum große neue Käuferschichten erschließen werden. „GQ“ hat es echt versaut“, lamentiert etwa ein Käufer. „Das sieht aus, als hätten sie einfach ein PDF gemacht, es gibt keine Interaktivität und nichts.“

Mittlerweile schwant auch deutschen Verlagsmanagern, dass die Leser sehr anspruchsvoll geworden sind. „Man fragt sich doch als Nutzer, wofür brauche ich eine App, wenn ich auch ins Web kann“, sagt etwa Ulrich Hegge, Chef von Burdas Media Innovation Lab.

Das große Zögern liegt auch daran, dass viele Verlagsmanager und Journalisten zwar begeistert sind vom neuen Apple-Rechner, sich zugleich aber schwer tun, die verschiedenen Medienwelten zusammenzudenken: Online-Journalismus, Magazinanmutung, Computerspiel-dramaturgie, Filmoptik, Touchscreen-Haptik.

In vielen Häusern herrschte lange das Missverständnis, das iPad an sich sei



Verlagsboss Döpfner, Marvel-App  
Medienwelten zusammendenken



schon die Lösung für alle Probleme der Printbranche. Erst allmählich setzt sich die Erkenntnis durch, dass es nicht ausreichen wird, einfach die üblichen Inhalte, die man sonst in Zeitungen und Zeitschriften druckt, mit einer Art elektronischem Trichter ins iPad zu kippen – und alles wird gut.

Es muss ein bisschen mehr und anders sein. So viel ist klar. Aber welches Mehr und welches Anders ist das Richtige? Oder ist vielleicht genau das Gegenteil richtig, und ermüdet ein fauler Multimedia-Zauber die Leser am Ende nur?

Der Zeitungs- und Online-Designer Lukas Kircher berät mit seiner Firma gerade mehrere iPad-Projekte deutscher Zeitungen, unter anderem von „Bild“. Er ist einer der wichtigsten Vertreter seiner Zunft. „Es ist ein Mega-Irrtum zu glauben, die Inhalte haben wir sowieso, das iPad ist nur ein weiterer Vertriebskanal“, sagt er. Tatsächlich werde auf Apples Mini-Computer eine „viel stärker visuelle Art des Erzählens“ gefragt sein.

Der Nutzer des iPad, meint er, werde vom Journalismus etwas erwarten, das ihm bisher vor allem Computerspiele bieten: ein Ereignis selbst zu durchforsten, nachzuerleben, beinahe selbst zu spüren. „Das wird den 20-seitigen Essay nicht ersetzen“, sagt Kircher. „Aber daneben wird eine neue Art entstehen, Geschichten zu erzählen.“ Der Leser werde sehr viel mehr als bisher erwarten, zu Informationen und Wissen geschickt verführt zu werden. Das Vorbild sei gar nicht mal so sehr im derzeitigen Online-Journalismus zu suchen, sondern in Computerspielen und E-Learning-Programmen. Das, so Kircher, seien für die meisten vermutlich auch die wichtigsten Antriebsgründe, ein solches Gerät zu kaufen – und nicht etwa die Apps von Tageszeitungen.

Einerseits klingt das pausibel. Andererseits, so findet es jedenfalls „FAZ“-Mitherausgeber Frank Schirrmacher, könne gerade da ein Denkfehler liegen. Bei dem zunehmenden multimedialen Dauerbeschuss sei gerade „Beschränkung die Botschaft des iPad“. Zumindest für den Textjournalismus.

Die erwünschte Beschränkung liegt für Schirrmacher etwa auch darin, dass die iPad-Version einer Tageszeitung tatsächlich nur einmal am Tag erscheinen soll – und so für 24 Stunden auch Bestand hat, im Gegensatz zum dauerhaft aktualisierten Journalismus des Internets. „Das Internet war der Fluss, jetzt kommt die Insel“, sagt Schirrmacher. Daher seien diejenigen im Vorteil, die Hintergründe und Analysen liefern.

Das iPad ist ein flacher Mini-Computer, der im Grunde nur aus dem Bildschirm besteht und auch über das Berühren des Bildschirms gesteuert wird. Der Nutzer kann das Gerät über-

allhin mitnehmen und überall nutzen. Es ist die endgültige Loslösung des Internetzugangs vom Schreibtisch. Es soll transportabel sein wie eine Zeitschrift und so multimedial wie ein Laptop.

Es ist ein extrem verführerisches Ding. Und es verlockt dazu, die Antwort auf die Frage, was der Journalismus der Zukunft ist, allzu sehr von einem Lesegerät abhängig zu machen. Soll Journalismus jetzt zu einem Videogame werden, nur weil sich das iPad dazu anbietet?

Derzeit projiziert erst einmal jeder in die angebliche Wunderflunder hinein, was er ohnehin selbst am schönsten findet am eigenen Journalismus. Schirmmacher sucht und findet eine Plattform für Tiefe



**iPad-Nutzerin**

*Extrem verführerisches Ding*

und Ausgeruhtheit. Beim „Stern“ lobt man die Brillanz großer Fotos. Designer Kircher hebt die optische Opulenz hervor. Und Verlagsleute finden ohnehin am besten, dass am Ende Geld in der Kasse ist.

Den innovativen Durchbruch will Springer mit einem eigens fürs iPad entworfenen Magazin landen. Unter dem Titel „The Iconist“ soll dem Leser ein Lifestyle-Magazin angeboten werden (Preis zwischen drei und sechs Euro), erste animierte Werbeanzeigen inklusive.

Eine Art iPad-Blase und Panikmache in deutschen Verlagen beobachtet Carsten Osius, Manager bei der Digitaltochter des Bauer-Verlags. „Bei uns stellen sich jede Woche mehrere Firmen vor, die uns alle möglichen Apps zu völlig überhöhten Preisen programmieren wollen“, sagt er. Er sei zurückhaltend, was die aufgeregte Geschäftigkeit anbelange. Auch Burda-Mann Hegge gibt sich nüchtern: „Wir sind nicht von Euphorie getrieben.“

Und dann ist da noch das Problem Apple. Der Weltkonzern baut seinen Mini-Computer iPad nicht nur. Er kontrolliert auch die Inhalte, die über Apps darauf abgespielt werden. Er vertreibt sie, kassiert für sie mit und, wenn es der Firma gefällt, zensiert Apple auch mal die Inhalte. Wie wenig Widerstand es dagegen gibt, wundert beispielsweise Schirmmacher: „Wenn die Druckmaschinenhersteller 1985 plötzlich gesagt hätten, wir

entscheiden, was ihr drucken könnt, hätten wir doch bloß gelacht.“

Immerhin mag sich Döpfners Vorschlag, Steve Jobs jeden Tag zu danken, kaum ein anderer Verlagsmanager anschließen. Im Gegenteil: Überall suchen sie auch nach Alternativen zum iPad.

„Wir wollen auf möglichst allen Plattformen präsent sein und uns nicht auf Apple festlegen“, sagt Christian Hasselbring, Geschäftsführer von stern.de. Sein Haus Gruner + Jahr arbeitet derzeit eher im Verborgenen an einer verlagsübergreifenden Kiosk-Plattform. Auf einer solchen Plattform sollen, ähnlich einem Bahnhofsbuchladen, möglichst alle digitalen Zeitschriften zum Kauf angeboten werden. Bislang kommt das Projekt jedoch kaum voran, es gibt Bedenken, große Verlage zögern. Es liegt vor allem am Geld. „Die Gewinnaufteilung ist nach dem bisherigen Konzept für die einzelnen Partner völlig unattraktiv“, sagt ein Springer-Verlagsmanager. Ein Shop, über den Zeitschriftenkunden für alle Arten von Endgeräten digitale Magazine kaufen können, muss wohl trotzdem her.

Denn der Markt der Lesegeräte wird schnell wachsen, das von der Berliner Firma Neofonie entwickelte WeTab soll im Spätsommer auf den Markt kommen, Aldi-Lieferant Medion hat offenbar ein Gerät in Vorbereitung, und auch Google will sein Stück vom Markt.

Neofonie-Chef Helmut Hoffer von Ankershoffen, auf den Fluren von Gruner + Jahr „Hoffnungsanker“ genannt, sieht in seinem WeTab ein Art Überlebenskonzept für Verlage. Der Vertrieb der Geräte soll auch mit Hilfe der Verlage erfolgen, dafür dürfen diese ihre eigenen Angebote prominent auf dem Gerät platzieren und sollen an Verkaufserlösen beteiligt werden. Schaut man sich die Rechnung genauer an, bleiben mehr Fragezeichen als Antworten. Bislang konnte Ankershoffen noch nicht mal ein voll funktionstüchtiges Gerät in der breiten Öffentlichkeit präsentieren.

Wie groß die Möglichkeiten des iPad, ein neues Medienerlebnis zu schaffen, tatsächlich sind, zeigt in den USA dagegen ausgerechnet ein Comic-Verlag. Der zu Disney gehörende Marvel-Verlag hat eine aufsehenerregende Applikation entwickelt. Die Comics lesen sich tatsächlich auf dem iPad besser als auf Papier. Die Comic-Panels laufen als eine Art animierte Slideshow ab, die Geschichten wirken lebendiger und intensiver.

Die sich in zahllosen Internet-Blogs widerspiegelnde Begeisterung unter Comic-Fans ist offenbar so groß, dass viele sich ein iPad kaufen, nur um die Marvel-App nutzen zu können.

So weit jedenfalls ist der Journalismus auf dem iPad nicht.

MARKUS BRAUCK,  
MARTIN U. MÜLLER, THOMAS SCHULZ

USA

## Seltsame Allianzen

Bei den Kongresswahlen im November werden die US-Republikaner eine Rekordzahl schwarzer Kandidaten aufbieten: 32 sind es bislang – eine Kulturrevolution für die Konservativen, die seit sieben Jahren im Kongress keinen einzigen schwarzen Vertreter mehr haben. Der offensichtliche Grund für die Trendwende heißt: Barack Obama. „Die Wahl des Präsidenten war und bleibt eine große Inspiration für viele“, sagt Michael Steele, seit vergangem Jahr zwar der erste schwarze Republikaner-Parteichef, selbst aber weder Abgeordneter noch Senator. Obamas Wahlsieg hat afroamerikanischen Kandidaten gezeigt, dass auch sie gewinnen können. Zudem haben die republikanischen Parteiführer begriffen, dass sie Aufgeschlossenheit gegenüber Minderheiten zeigen müssen, um politisch erfolgreich zu sein: Bei der letzten Präsidentschaftswahl stimmten nur rund fünf Prozent der Afroamerikaner für die Konservativen. Unterstützung für Obama bedeutet der Bewerbertrend nicht, im Gegenteil, die meisten schwarzen Kandida-



Republikaner-Parteichef Steele

ten der Republikaner kritisieren den Präsidenten scharf – was zu seltsamen Allianzen führt. So umwerben viele die radikale Tea-Party-Bewegung, deren Anhänger teilweise rassistische Tendenzen aufweisen. Das zeigt auch, dass die afroamerikanische Gemeinschaft politisch vielfältiger wird. Zwar bleibt Obama beliebt, doch die Kritik an ihm wird lauter. Vertreter des Congressional Black Caucus, einer linken Interessenvertretung im Kongress, klagten etwa, Obama kümmere sich nicht genug um Anliegen der Schwarzen.



ERWIN SCHNEIDER / SCHNEIDER-PRESS

Äthiopische Dorffrauen an einer Wasserpumpe

ROHSTOFFE

## Ostafrika will mehr Nilwasser

Afrika steht vor schweren Auseinandersetzungen um die Nutzung seiner Wasserreserven. Vor allem der Streit um die Entnahme von Nilwasser hat sich verschärft. Auf einer Wasser-Konferenz in Entebbe kündigten Äthiopien, Ruanda, Tansania und Uganda Verträge aus den Jahren 1929 und 1959, die Ägypten und dem Sudan mehr als 90 Prozent des Nilwassers garantieren. Auch Kenia hat sich inzwischen angeschlossen. „Wir haben über zehn Jahre ohne Ergebnis verhandelt – wir konnten nicht länger warten“, sagte der ruandische Umweltminister Stanislas

Kamanzi. „Die haben doch jede Menge Regen. Die brauchen das Wasser nicht – anders als wir im Sudan“, empörte sich der sudanesischer Unterhändler. Wegen des Klimawandels und des Bevölkerungswachstums rechnet das Uno-Entwicklungsprogramm damit, dass in 15 Jahren nicht wie heute ein Dutzend, sondern 25 afrikanische Länder unter Wassermangel leiden werden. In Ägypten, Äthiopien und dem Sudan, den drei Hauptanrainern des Nil, wird die Bevölkerung bis 2050 von 190 auf 340 Millionen Menschen anwachsen – mit entsprechend steigendem Was-

TERRORISMUS

## Späte Entschädigung

Über acht Jahre nach dem Attentat auf der tunesischen Ferieninsel Djerba wurden den deutschen Opfern am vergangenen Dienstag Schmerzensgelder zugesprochen. Ein Pariser Schwurgericht urteilte, dass den Deutschen, die Angehörige verloren hatten oder die verletzt wurden, insgesamt 2,4 Millionen Euro zustehen – zu zahlen von Deutschland. Paris war Gerichtsort, weil dort die Drahtzieher des Attentats, darunter der deutsche Konvertit Christian Ganczarski, verurteilt worden sind. Bei dem Anschlag am 11. April 2002 starben 21 Menschen, 14 davon waren Deutsche. Die

französischen Opfer sind schon seit langem entschädigt. Frankreich hatte bereits nach einer Anschlagsserie 1986 reagiert und Regelungen für die Entschädi-



Explosion vor der Synagoge in Djerba



serbedarf. Äthiopien etwa, von wo das meiste Wasser des Blauen Nil stammt, will seine Flüsse künftig intensiv nutzen: Sechs gigantische Wasserkraftwerke sollen gebaut werden, eines, gelegen am Nilzufluss Tekeze, arbeitet bereits. Gerade lässt die Regierung zudem am südlichen Omo den Staudamm Gibe III bauen, der eines der größten Wasserkraftwerke Afrikas speisen soll. Das Projekt könnte die Lebensgrundlage von Hunderttausenden Bauern gefährden und das verletzte Ökosystem schädigen. So wird womöglich der Wasserspiegel des Turkana-sees, in den der Omo mündet, sinken – worüber das angrenzende Kenia erobert ist. Der nächste Wasserstreit ist damit absehbar, auch wenn Äthiopiens Regierung nur „kleine Probleme“ und höchstens „für kurze Zeit“ erwartet.

gung von Terroropfern erlassen. In Deutschland wurde ein entsprechendes Gesetz erst im vergangenen Jahr aufs Ausland ausgedehnt. Noch steht nicht fest, ob ein Opferentschädigungsfonds der deutschen Regierung die festgesetzten Zahlungen leisten wird. Den Prozess verfolgte jedenfalls ein Botschaftsvertreter. Die Pariser Anwälte der Deutschen sind entschlossen, notfalls bis vor den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte zu ziehen, um die Ansprüche durchzusetzen. „Wir sind in Europa, dieses Urteil ist verbindlich“, sagt die Anwältin Maud Arvengas von der Kanzlei Adam-Caumeil-Storp. Es könne nicht sein, dass die deutsche Regierung die Zahlung verweigere. „Dieser Terroranschlag richtete sich gegen westliche Staaten, nicht gegen Einzelpersonen.“

BELGIEN

## Ab ins Schwimmbad

Mit jedem Tag nimmt die Zahl der Bürger zu, die am 13. Juni die vorgezogenen Parlamentswahlen boykottieren wollen. Die Wahlbeteiligung könnte die niedrigste in der Geschichte Belgiens sein, schätzen Experten, die die Internetforen der Wahlverweigerer beobachten. Eine Facebook-Gruppe mit dem Titel „Ich werde nicht wählen können, ich muss ins Schwimmbad“ fand in kurzer Zeit über 14 000 Mitglieder. Ein anderer Boykotteur schlug vor, einen Comic-Zwerg zum Premier zu wählen. Insgesamt trugen sich Zehntausende in solche Listen ein – trotz

gesetzlicher Wahlpflicht. Das ist neu, denn bisher lag die Wahlbeteiligung stets bei etwa 90 Prozent. Doch der Frust ist groß über Premier Yves Leterme und dessen Vielparteien-Koalition, die sich über den Zuschnitt eines Wahlkreises zerstritten hatte und daher im April zurückgetreten war. Nun weigern sich im Brüsseler Umland aus Protest sogar viele Kommunen, die Wahlen zu organisieren. Das Wahlchaos kommt zur Unzeit: Am 1. Juli übernimmt Belgien die EU-Ratspräsidentschaft – womöglich mit einer Führung, die sich mehr mit quälenden Koalitionsverhandlungen und dem flämisch-wallonischen Streit um Stimmbereiche und Pfründen beschäftigt als mit Europa.



Hisbollah-Mitglieder bei einer Parade

NAHOST

## Hisbollah rüstet auf

Israelische Geheimdienste beschuldigen die Hisbollah, eine Kommandoaktion gegen Israel zu planen. Vor vier Jahren hatte ein Überfall auf eine israelische Militärpatrouille im Grenzgebiet den zweiten Libanon-Krieg ausgelöst. Für eine erneute Provokation spreche, dass die Schiiten-Miliz sich offenbar mit iranischer und syrischer Hilfe auf einen Krieg vorbereite. Im Südlibanon soll sie bereits über 40 000 Raketen verfügen – das ist das Zehnfache dessen, was sie 2006 auf das Nachbarland abfeuerte. „Wenn die Hisbollah es wagt, uns mit ballistischen Raketen anzugreifen, werden wir Syrien in die Steinzeit zurückversetzen“, drohte kürzlich ein israelisches Kabinettsmitglied. Die meisten aber, etwa 35 000,

sind wenig zielgenaue Kurzstreckenraketen, mit denen die Miliz jedoch die Menschen im Norden Israels terrorisieren könnte. Größere Sorge bereitet den Militärs allerdings, dass die Hisbollah in letzter Zeit wohl Hunderte iranischer Boden-Boden-Raketen vom Typ Fateh-110 erworben hat. Die Geschosse können ihr Ziel genau anfliegen und bedrohen mit einer Reichweite von rund 200 Kilometern auch den Großraum Tel Aviv. Ihre Raketenstellungen hat die Hisbollah inmitten der Städte im Südlibanon errichtet – so dass die israelische Armee bei einem Angriff den Tod zahlreicher Zivilisten riskieren würde. Der libanesischer Präsident Michel Sulaiman, ein Christ, verteidigte das Waffenarsenal der Hisbollah: Dem „Widerstand“ müsse es angesichts „des täglichen israelischen Kriegsgeschreis“ erlaubt sein, Waffen zu besitzen.

THAILAND

# Rauch über Bangkok

SPIEGEL-Korrespondent Thilo Thielke über den Aufstand der Regierungsgegner, die Schlacht auf den Straßen der Hauptstadt und den Tod seines Freundes Fabio Polenghi



Angriff der Armee auf die Stellungen der Regierungsgegner am 19. Mai: Aus Hochhäusern feuerten Scharfschützen, durch den Qualm schossen

Als die Hubschrauber am vergangenen Mittwoch um sechs Uhr früh über dem Zentrum von Bangkok kreisten, wusste ich, dass der Angriff der Armee kurz bevorstand. Es war der Moment, den alle seit Wochen voller Angst erwarteten. Ich hatte immer daran gezweifelt, dass die Regierung es wirklich so weit kommen lassen würde. Im Viertel der Oppositionellen befanden sich viele Frauen und Kinder. Wollten die Soldaten wirklich ein Blutbad riskieren?

Seit sechs Wochen herrschte in Thailands Hauptstadt schon der Ausnahmezustand: auf der einen Seite die königstreue Regierung von Premierminister Abhisit Vejjajiva und die Armee, auf der anderen eine bunte Koalition von Regierungsgegnern, viele von ihnen aus den

armen Provinzen Nordthailands. Rund 70 Menschen waren in den Straßenkämpfen schon gestorben, mehr als 1700 verletzt worden. Die regierungsnahe Tageszeitung „Bangkok Post“ schrieb von „Anarchie“, die Opposition sprach von „Bürgerkrieg“ (siehe Kasten Seite 78).

Um acht Uhr traf ich in der Roten Zone ein, einem drei Quadratkilometer großen Gebiet um das Geschäftsviertel Ratchaprasong, das die Armee von allen Seiten abgesperrt hatte. Es war auch an diesem Tag kein Problem, über Schleichwege hineinzugelangen, ich hatte das Camp in den vergangenen Monaten viele Male besucht. Die aufständischen Rothemden hatten hinter Barrikaden aus Bambusstöcken und Autoreifen ihre Zelte und eine Bühne errichtet. Aber die kämpferische Party-

stimmung, die hier immer geherrscht hatte, war an diesem Morgen verflogen.

Die Menschen erwarteten die Soldaten stoisch. Das Militär würde von Süden angreifen, über die Silom Road, das wussten sie, und die Mutigeren hatten sich bis auf gut einen Kilometer an die vorderste Linie gewagt. Sie standen dort, aber sie kämpften nicht. Einige trugen Steinschleudern mit sich herum, niemand schoss.

Eine Feuerwand aus brennenden Reifen trennte die Aufständischen von der Armee, dichter Rauch stand über der Straße, und als die Soldaten langsam näher kamen, peitschten Schüsse durch die Straßen. Aus Hochhäusern feuerten Scharfschützen, durch den Qualm schossen die vorrückenden Truppen. Und wir, eine Gruppe von Journalisten, duckten uns



**BRENNENDE BARRIKADEN** Fabio Polenghi (ganz rechts) am Dienstag nahe der Din-Daeng-Kreuzung (fotografiert von Thilo Thielke).



**UNGLEICHER KAMPF** Regierungsgegner bringen sich vor den Kugeln von Scharfschützen in Sicherheit und antworten mit Feuerwerk.



CAREN FIROUZ / REUTERS

die vorrückenden Truppen

hinter Mauervorsprünge, quetschten uns an die Wand, um so wenig Angriffsfläche wie möglich zu bieten. Pick-ups mit Sanitätern rasten an uns vorbei, um die Verwundeten wegzuschaffen.

Es war halb zehn, als der italienische Fotograf Fabio Polenghi zu uns stieß. Fabio hatte die letzten zwei Jahre in Bangkok verbracht, und wir hatten uns in dieser Zeit angefreundet. Fabio, ein verträumter Typ, 45, war Modelfotograf in Mailand gewesen, bevor er nach Bangkok gekommen war, um als Fotojournalist zu arbeiten. Wir waren gemeinsam für eine Reportage nach Burma gefahren, und er hatte seither oft für den SPIEGEL gearbeitet. In den vergangenen Wochen waren wir fast immer zu zweit unterwegs gewesen.

Noch am Vorabend waren wir bis zum Einbruch der Dunkelheit durch die Stadt gezogen. Wir trafen uns an der Din Daeng-Straße nahe dem Victory Monument – Zeichen des thailändischen Stolzes über die Vergrößerung des Staatsgebiets vor 69 Jahren. Nun stand es inmitten einer verwüsteten Stadtlandschaft, die den Verfall der Ordnung im Land sichtbar machte. Dunkler Rauch lag in der Luft, der Obelisk war nur schemenhaft auszumachen. Es herrschte Straßenkrieg. Ein paar Tage zuvor hatte ich hier eine halbe Stunde hinter einer kleinen Mauer gehockt, wo ich Schutz vor dem Kugelhagel der Armee suchte – sie hatte plötzlich das Feuer eröffnet, nur weil ein Angeber mit einer Steinschleuder geprahlt hatte.

Der Tempel Pathum Wanaram, der bei einem Angriff als sichere Zone für Frauen und Kinder dienen sollte, steht nicht weit vom Camp der Rothemden entfernt. Dort trafen wir an diesem Abend Adun Chantawan, 42, einen Aufständischen, der aus dem Dorf Pasana in der nordöstlichen Region Isaan stammte – aus der Reisanbaugegend, in der die Rebellion gegen die Regierung ihren Ursprung genommen hatte.

Er ernte dort als Tagelöhner Zuckerrohr und Reis, sagte Adun, für vier Euro am Tag. Seit Beginn der Besetzung vor zwei Monaten sei er hier. Die Regierung Abhisit müsse zurücktreten, sie sei nicht vom Volk gewählt und werde nur vom Militär gestützt, das den Ex-Premier Thaksin Shinawatra weggeputscht habe, den Helden der Armen. Er wolle Thaksins Rückkehr, sagte Adun, vor allem aber wolle er ein Thailand, in dem nicht mehr nur die Eliten die Macht haben, sondern auch andere am Reichtum teilhaben. Nie hätte er gedacht, dass die Regierung so brutal gegen das eigene Volk vorgehen würde. Er selbst werde für seine Ziele kämpfen bis zum Tod.

Adun Chantawan war ein typischer Anhänger der Rothemden. Längst nicht alle stammten aus den armen Nordprovinzen, auch Banker aus Bangkok waren darunter, die abends nach der Arbeit zu den Aufständischen gingen, aber auch jugend-

liche Radaubröder. Den meisten ging es nicht in erster Linie um Thaksin. Es ging ihnen um die soziale Ungerechtigkeit im Land, viele wünschten sich, in einer demokratischeren Gesellschaft zu leben. Die Behauptung der Regierung, dass die Rothemden von Thaksin gekauft seien, konnte ich nie nachvollziehen – niemand lässt sich für ein paar Baht erschießen.

Als wir am nächsten Tag nach Adun Chantawan suchten, fand ich ihn nirgends mehr. Es herrschte Chaos. Fabio Polenghi und ich sahen, wie der Qualm und dahinter die Soldaten näher rückten, wir hörten immer häufiger Schüsse. Scharfschützen aus einer Nebenstraße hatten uns ins Visier genommen.

Der Sturm brach los. Ich wollte mich nicht weiter vorwagen, aber Fabio lief weiter voraus, über die Straße, durch die regelmäßig geschossen wurde, etwa 50 Meter, und suchte in einem verlassenen Rot-Kreuz-Zelt Schutz. Es markierte den Beginn des Niemandslandes zwischen uns und den heranrückenden Truppen. Ich sah seinen hellblauen Helm mit der Aufschrift „Presse“ hervorstechen. Er winkte mich noch zu sich hin, aber dort vorn war es mir zu gefährlich.

Ich habe die thailändische Armee seit Beginn des Konflikts als dilettantische Truppe erlebt. Hätte sie den Straßenprotest zu Beginn aufgelöst, wäre der Konflikt niemals derart eskaliert. Und seit die Soldaten versuchten, Demonstranten zu verscheuchen, hinterließen sie reihenweise Tote. Auf kaum bewaffnete Rothemden feuerten sie mit scharfer Munition.

Es waren absurde, ungleiche Kämpfe, die ich in diesen Tagen verfolgte: Hinter Sandsäcken kauerten Jugendliche und schossen mit selbstgebastelten Silvesterraketen und Steinschleudern auf die Soldaten. Die Soldaten feuerten zurück, mit Pumpguns, mit Scharfschützengewehren und M-16-Sturmgewehren.

Die Rothemden hatten in ihrem Camp Fotos von Leichen mit Kopfschüssen an einer Wand aufgehängt – so wollten sie beweisen, dass Scharfschützen von Hochhäusern aus gezielt Demonstranten liqui-



FOTOS: THILO THIELKE / DER SPIEGEL

**IN DECKUNG** Weil sie Barrikaden aus Autoreifen errichtet haben, werden Regierungsgegner mit scharfer Munition beschossen.



**AUF DER FLUCHT** Ein Oppositioneller rennt um sein Leben, nachdem Scharfschützen der Armee ihn ins Visier genommen haben.



WALLY SANTANA / AP

**Erschossener Fotograf Polenghi vor dem Polizeikrankenhaus:** „Er winkte mich noch zu sich“

dierten. Auch Generalmajor Khattiya Sawasdipol, ein übergelaufener Militär und einer der radikalsten Anführer der Regierungsgegner, war vor sechs Tagen durch einen Schuss in den Kopf niedergestreckt worden und starb kurz darauf.

Die Regierung behauptet, sie habe mit diesen Liquidierungen nichts zu tun und die Demonstranten würden sich gegenseitig erschießen. Das ist nicht wahr. Ich habe in den vergangenen zwei Jahren, während der ich über die Roten berichtete, kaum je eine Schusswaffe gesehen – abgesehen von dem einen oder anderen Revolver in der Hand eines Leibwächters.

An diesem Morgen durchbrachen die ersten Soldaten die Rauchmauer. Sie waren von meinem Standort aus nur sche-

menhaft auszumachen, aber das Pfeifen von Kugeln war zu hören. Es waren die Scharfschützen, die sich Haus für Haus vorarbeiteten. Einige schienen jetzt direkt über uns zu sein. Fabio war nirgends mehr zu sehen.

Ich machte mich auf den Weg zum Tempel Pathum Wanaram, ein paar hundert Meter westlich in der Roten Zone. Die Besetzer hatten verloren, das war klar, sie hatten nicht einmal gekämpft. Es war 11.46 Uhr, und sie spielten die Nationalhymne. Frauen und Kinder flüchteten vor den nahenden Truppen auf den Tempelhof. Sean Boonpracong, einer der Anführer, saß noch im Hauptzelt der Rothenenden herum. Er sagte, auch nach dem Angriff der Armee wollten sie den Widerstand fort-

setzen. Er selbst werde versuchen, in den Untergrund zu gehen, statt sich verhaften zu lassen.

Um 11.53 Uhr versuchte ich, Fabio telefonisch zu erreichen. Es sprang nur die Mailbox an, das war nicht ungewöhnlich. Der Empfang funktionierte nur sporadisch. Gegenüber vom Tempel, vor dem Polizeikrankenhaus, warteten einige Journalisten auf die Sanitäter mit den Verwundeten. Eine Schwester notierte die Eingänge auf einer Tafel. Es war 12.07 Uhr, und sie war schon bei Nummer 14 angekommen. Neben mir stand ein ausländischer Reporter. Er sagte mir, sie hätten einen Italiener erschossen. Direkt ins Herz. Vor gut anderthalb Stunden. Er habe ihn fotografiert. Er kannte sogar den Namen: Fabio Polenghi.

Rauchsäulen stiegen an diesem Nachmittag auf in der Stadt. Die abziehenden Rothenenden steckten alles in Brand, das riesige Central-World-Einkaufszentrum, die Börse, ein Imax-Kino. Die Menschen stürmten die Lebensmittelläden und die Geldautomaten. Als ich endlich zu Hause war, brannten auf der Straße aufgetürmte Reifen.

Am Abend des Tages, an dem die Regierung die Ordnung wiederherstellen wollte, war Bangkok ein apokalyptischer Ort. Und Fabio, mein Freund, ist tot.

## Das gespaltene Land

Die Hintergründe der Proteste

**W**as als Protest der Armen begann, ist zur Massenbewegung geworden. Nicht nur Bauern und Arbeiter aus dem Norden gehen als „Rothenenden“ auf die Straße. Auch Geschäftsleute, Studenten und Mitglieder der Mittelschicht lehnen sich jetzt auf gegen Thailands politische Kultur, gegen den Einfluss der Militärs und der städtischen Eliten.

Die Roten haben keine klaren Befehlsstrukturen, sie sind ein Sammelbecken für die Unzufriedenen, die oft noch Ex-Premier Thaksin Shinawatra nachtrauern und sich ausgeschlossen fühlen von den Netzwerken der Macht in Bangkok. Von einem System, in dem Absolventen von Privatschulen und Militärakademien sich die einflussreichen Posten sichern.

Sie alle eint die Wut auf die jetzige Regierung unter Premier Abhisit Vejjajiva, der nicht vom Volk, sondern nur vom Parlament gewählt wurde – nach dubiosen Machenschaften des Militärs. Und sie eint der gemeinsame Gegner: die Gelben, die zum Establishment gehören, einer Allianz von Beamten und

Bangkoks Bürgertum, die als die Königstreuen auftreten.

Doch Thailand ringt nicht nur um mögliche Neuwahlen, Thailand ringt mit sich selbst. Gespalten ist die Bevölkerung, die Armee, sogar das Königshaus. König Bhumibol, seit 1946 im Amt, alt und krank, schweigt in der Öffentlichkeit, seine Frau gilt als Freundin der Gelben. Der Kronprinz, heißt es, soll wiederum mit den Rothenenden sympathisieren.

Der Riss, der auch durch die Armee geht, zeigte sich spätestens, als Generalmajor Khattiya Sawasdipol suspendiert wurde, weil er auf Seiten der Regierungsgegner stand. Der Tod durch einen Heckenschützen machte ihn für seine Getreuen zum Märtyrer. Unschlüssig agierte selbst Thailands Armeechef Anupong Paochinda, er plädierte erst für Neuwahlen – im Sinne der Demonstranten. Dann stellte er sich bei einem Fernsehauftritt öffentlich an die Seite des Premiers Abhisit.

Geteilt ist das Land auch deshalb, weil Thailands Parteien von starken

Männern dominiert werden, die auf Seilschaften in ihrer Heimatprovinz bauen. Das war auch bei Thaksin so, dem Multimillionär aus dem Norden, der jetzt aus dem Exil vor einem landesweiten Guerillakrieg warnt.

Es sind die strukturellen Probleme, die Thailands Zukunft düster erscheinen lassen: eine Armee, die selbst Politik macht, 18 Putsche zählt Thailand seit 1932; ein Verfassungsgericht, das sich neutral gibt, doch sich einspannen lässt für politische Zwecke; eine Bevölkerung, die zu loyalen Untertanen erzogen wird, loyal gegenüber dem König, nicht gegenüber der Verfassung. Eine Presse, die als vierte Gewalt versagt. Auf Majestätsbeleidigung steht Gefängnisstrafe, das lässt Kritiker verstummen.

Überwunden ist die Krise nicht, sie verlagert sich nur. Die Roten legten Ende der Woche Dutzende Feuer in Bangkok, randalierten in den Provinzen im Norden und zündeten dort Rathäuser an. In einem Tempel in Bangkok wurden am Donnerstag 9 Tote gefunden, 16 waren es am Tag zuvor bei der Niederschlagung des Aufstands.

Käme es dieses Jahr wirklich noch zu Neuwahlen, hieße das wohl einfach: die Roten an der Regierung, die Gelben auf der Straße.

JEMEN

# Doppeltes Spiel

Nach elf Monaten Geiselhaft sind zwei deutsche Kinder wieder frei. Hinter den Kulissen lief ein Geschacher ohne Wissen der deutschen Regierung.

Das Wiedersehen war ein kleiner Schock. Als Manuela-Anett T. am Dienstagabend in einem Krankenhaus von Riad ihre Nichten Lydia, 6, und Anna, 4, traf, schienen die Kinder wie ausgewechselt. Sie hießen jetzt Fatima und Sarah, sagten die Mädchen schüchtern. Die Fragen auf Deutsch beantworteten sie auf Arabisch.

Elf Monate waren die beiden Kinder aus Sachsen in der Hand jemenitischer Geiselnnehmer im umkämpften Norden des Landes. Am Montagmorgen endete das Martyrium friedlich an der jemenitischen Grenze. Eine Spezialeinheit des saudi-arabischen Geheimdienstes nahm die in festliche jemenitische Landestracht gehüllten Mädchen in Empfang und fuhr sie in die Hauptstadt Riad. Körperlich gehe es den beiden gut, diagnostizierten die Ärzte. Sie seien leicht dehydriert, das Gewicht normal.

Die Frage ist, wie tief die seelischen Wunden sind.

Die beiden Mädchen sind vermutlich schon kurz nach der Entführung von ihren Eltern getrennt worden. Wahrscheinlich ist, dass die aus einer streng christlichen Familie stammenden Kinder bei einem jemenitischen Stamm untergebracht waren und dort gut behandelt wurden, nach der Befreiung spielten sie wie selbstverständlich mit Kochtöpfen. Von Johannes und Sabine H., den Eltern, fehlt dagegen jede Spur seit jenem Freitagnachmittag im Juni 2009, als die Familie in einem Wadi nahe der Stadt Saada von Bewaffneten verschleppt wurde.

Der Überfall auf die deutsche Familie, die vor Jahren als Entwicklungshelfer in den Jemen gegangen war und dort in einem Krankenhaus arbeitete, gehört zu den rätselhaftesten Entführungsfällen. Mit der Familie wurden auch ein Brite, zwei Krankenschwestern aus Wolfsburg und eine Arzthelferin aus Südkorea gekidnappt. Hirten fanden die beiden Frauen aus Wolfsburg und die Südkoreanerin Tage später in einem Flussbett, hingerichtet durch Schüsse in den Kopf (SPIEGEL 26/2009).

Nach wochenlangen Misserfolgen gelang es dem Bundesnachrichtendienst im August, einen ersten indirekten Kontakt zu den Entführern herzustellen. Ein jemenitischer Scheich bot sich den Geheimdienstlern an und berichtete, er habe einen Kontakt in die Qaida-Szene und Zu-



Saudi-arabische Eliteeinheit Den Druck erhöht

gang zu den Geiseln. Tatsächlich lieferte der Scheich im August eine CD mit Videoaufnahmen, die die beiden Mädchen erschöpft, aber gesund zeigten.

Ein paar Wochen später, im September, übergab die jemenitische Regierung eine zweite CD, wieder ein Video, diesmal auch mit Bildern des dritten Kindes, des kleinen Simon. Sie zeigten den abgemagerten Jungen, der bei seiner Entführung erst elf Monate alt war, dehydriert und erschöpft, mit durchsichtiger Haut wie aus Pergament. Wenn nicht innerhalb von zwei Wochen medizinische Hilfe und Wasser eintreffe, analysierte das Bundeskriminalamt, drohe Simon der Tod. Doch alle Versuche, Medikamente zu liefern, scheiterten. Auch der Scheich, der die erste CD geliefert hatte, verlor seinen Kontaktmann. Nichts passte zusammen.

In Berlin ließ sich die Bundeskanzlerin persönlich unterrichten, zweimal flog Jürgen Chrobog, der ehemalige Staatssekretär im Auswärtigen Amt, nach Sanaa. Chrobog ist selbst Geisel im Jemen gewesen, er kennt das Land wie kaum ein anderer deutscher Beamter. Im Gepäck hatte er persönliche Briefe von Angela Merkel an den jemenitischen Staatspräsidenten Ali Abdullah Salih, die Kanzlerin bat darin um Hilfe, und tatsächlich: Es

schien sich etwas zu bewegen im Januar, als Außenminister Guido Westerwelle (FDP) Salih im Präsidentenpalast der Hauptstadt Sanaa besuchte.

Während des Gesprächs ließ sich Salih Informationen reichen, angeblich brandaktuell. Demnach habe ein Waffenhändler die Deutschen entführt und später an al-Qaida weitergegeben. Die Lösegeldforderung betrage zwei Millionen Dollar, dazu sollten Gefangene freikommen. Man sei „sehr optimistisch“, sagte Salih noch. Es sah aus, als ginge es jetzt nur noch um Tage.

Wochen später behaupteten die Jemeniten, es gebe drei Gefohfte, auf denen die Geiseln versteckt seien. Ein Anwesen durchsuchte die Armee – erfolglos.

Anfang Mai mehrten sich in Berlin die Hinweise, dass im Hintergrund geheime Verhandlungen geführt wurden – ohne Wissen der Deutschen. Mehrere jemenitische Männer forderten für alle Geiseln ein Lösegeld von sechs Millionen Dollar, später reduzierten sie die Summe auf eine Million. Ihr Gesprächspartner war ein Mann, der offenbar von saudi-arabischem Territorium aus operierte.

Wer der große Unbekannte ist und ob die Mädchen auf diesem Weg gerettet wurden, darüber kann die Bundesregierung nur spekulieren. Nur Tage vor der Befreiung hatten die Deutschen ihre saudi-arabischen Kollegen gefragt, ob es Kontakte zu den Entführern gebe. Nein, da sei nichts, hieß es. Als wahrscheinlich gilt, dass die Saudis vor der Golf-Reise von Merkel nach Pfingsten den Druck auf die jemenitischen Stämme erhöht haben, um eine Lösung präsentieren zu können. Die Details des Deals halten sie geheim.

Dass eine Partei womöglich ein doppeltes Spiel spielt, macht die ohnehin verworrene Lage noch schwieriger. Die Jemeniten, die die beiden Mädchen in ihren Händen hatten, hätten erzählt, der kleine Simon sei tot, die Leiche müsse aber noch geborgen werden, berichteten die Saudis. Das Schicksal von Johannes und Sabine H., den Eltern, ist völlig ungewiss. Da die Familie so früh getrennt worden sei, heißt es in Berlin, bedeute die Freilassung der Kinder „für die Lage der Eltern gar nichts“.

HOLGER STARK



Familie H. 2009

Nach der Verschleppung getrennt



Präsident Lula, Orchester der Präsidentengarde in Brasília: Trompetensolo vom „Tintenfisch“

RICARDO STUTCKERT / PICTURE-ALLIANCE/ DPA

DIPLOMATIE

# Lula Superstar

Mit immer neuen Vorstößen verschafft Brasiliens Präsident seinem Land größeres Gewicht in der Welt. Sein jüngster Coup: Er überredete Irans Machthaber zu einem umstrittenen Atom-Deal – eine Chance, Sanktionen und Krieg zu vermeiden?

**W**as haben sie ihm früher alles für Schimpfwörter an den Kopf geworfen: Ein Kommunist sei er, ein ungehobelter Prolet, ein Trinker. Doch damit ist es längst vorbei. Mit dem Aufstieg Brasiliens zur neuen Wirtschaftsmacht ist auch sein Ansehen kometenhaft gestiegen; vielen gilt Brasiliens Präsident inzwischen als Held der südlichen Hemisphäre, als wichtigstes Gegengewicht zu Washington, Brüssel und Peking. Das amerikanische Nachrichtenmagazin „Time“ ging noch einen Schritt weiter, kürte ihn vor zwei Wochen zum „einflussreichsten politischen Führer der Welt“, noch vor Barack Obama. Und in seiner Heimat sieht man ihn schon als Friedensnobelpreisträger.

Jetzt hat dieser Luiz Inácio da Silva, 64, Spitzname „Lula“ („Tintenfisch“),

Sohn von Analphabeten und aufgewachsen in einem Slum, erneut einen politischen Coup gelandet: In einer Marathon-sitzung verhandelte er mit der iranischen Führung einen Atom-Deal. Am Montag zeigte er sich in Teheran triumphierend an der Seite des türkischen Premiers Recep Tayyip Erdogan und des Präsidenten Mahmud Ahmadinedschad. Gemeinsam war man sich einig, nun sei das Thema Uno-Sanktionen gegen Iran wegen dessen möglichen Atomwaffenprogramms vom Tisch. Der Westen, der so sehr auf eine Verschärfung internationaler Strafmaßnahmen gedrängt hatte, wirkte überumpelt und düpiert.

Doch schon am folgenden Tag kam der Konter aus Washington, ein neues Kapitel im schwelenden Atomstreit, bei dem sich vor allem Peking lange gegen eine härtere

Gangart gesträubt hat. US-Außenministerin Hillary Clinton verkündete: „Wir haben in Zusammenarbeit mit Russland und China eine Einigung auf einen starken Entwurf erzielt.“ Die geplante Sanktionsresolution würde allen Sicherheitsratsmitgliedern zugeleitet – auch Brasilien und der Türkei. Sie sitzen als für zwei Jahre gewählte Mitglieder derzeit in dem 15er-Gremium, das mit neun Stimmen die Resolution annehmen muss, bevor sie in Kraft treten kann.

Clinton dankte Lula ausdrücklich für dessen „aufrichtige Bemühungen“. Doch es war ihr anzusehen, dass sie dessen Initiative eher als störend empfand: „Harte Sanktionen werden eine unzweideutige Botschaft für das sein, was wir von Iran erwarten.“ Aber ist Lulas wenig konfrontativer Ansatz im Atomstreit nicht viel-

versprechender? Lässt sich Lula Superstar, mit der Rückendeckung des Nato-Staats Türkei ausgestattet, so leicht ausbremsen? Wer seinen Lebensweg verfolgt hat, mag das kaum glauben: Dieser Mann hat sich immer gegen alle Widerstände – und alle Wahrscheinlichkeiten – durchgesetzt.

Der Vater hatte die Familie bald verlassen, die Mutter zog mit ihren acht Kindern vom Nordosten Brasiliens in den industrialisierten Süden, um überhaupt eine Überlebenschance zu haben. Der Kleine lernte erst mit zehn Jahren Schreiben und Lesen. Unterstützte die Familie als Schuhputzer und Obstverkäufer. Schuftete in einer Farbenfabrik. Er kämpfte sich dann einen Ausbildungsplatz als Werkzeugmacher. Er war 25, als seine Frau Maria und ihr gemeinsames ungeborenes Kind starben, weil die Familie sich keine ausreichende medizinische Versorgung hatte leisten können.

Schon in jungen Jahren wurde Lula dann politisch aktiv, organisierte als Gewerkschafter in den Zeiten der Militärdiktatur illegale Streiks und wurde in den achtziger Jahren mehrfach verhaftet. Unzufrieden mit der klassischen Linken, gründete er seine eigene Arbeiterpartei, die er schrittweise von einer marxistischen in eine sozialdemokratische umwandelte. Dreimal scheiterte er bei Präsidentschaftswahlen. 2002 aber gewann er mit klarem Vorsprung. Es waren die Armen und Ärmsten, die in dem Land der extremen wirtschaftlichen Gegensätze ihre Hoffnungen auf den charismatischen Arbeiterführer setzten. Die Superreichen tankten aus Angst vor der Entzignung schon mal ihre Privatjets auf.

Doch wer in Brasilien eine Revolution erhofft oder gefürchtet hatte, wurde überrascht. Lula führte nach seinem Amtseintritt Kabinettsmitglieder in ein Elendsviertel, und er linderte durch sein großangelegtes „Fome Zero“- („Null Hunger“-) Programm die Not der Unterprivilegierten. Aber er verschreckte die Märkte nicht. Gestiegene Rohstoffpreise und eine gemäßigte, auf ausländische Investitionen wie auf heimische Ausbildungsressourcen setzende Wirtschaftspolitik halfen Lula

dabei, 2006 seinen Wahlsieg zu wiederholen.

Im Dezember läuft Lulas Amtszeit aus, noch einmal wiedergewählt werden kann er nicht. Innenpolitisch hat er sein Haus bestellt, eine mögliche Nachfolgerin selbst mitaufgebaut. Sein Vermächtnis aber sieht der selbstbewusste Präsident wohl eher in der Außenpolitik: Er meint, Brasilien mit seinen 196 Millionen Einwohnern in eine Großmachtrolle führen zu müssen, in den Uno-Sicherheitsrat.

Lula hat erkannt, dass es bei der Verfolgung dieses Ziels hilft, gute Beziehungen zu Washington, London und Moskau zu pflegen. Aber dass enge Kontakte zu Staaten wie China und Indien und zu denen in Nahost wie in Afrika womöglich

### „Durchbruch“ oder „Luftnummer“ – an diesem Abkommen scheiden sich die Geister.

noch wichtiger sind. Er fühlt sich als Mann des „Südens“, als Führer der Armen und Ausgeschlossenen. Und er sieht natürlich auch, wie sich die Gewichte verschieben: Im vergangenen Jahr hat die Volksrepublik China erstmals die USA als größten Handelspartner Brasiliens überholt.

Lula ist das einzige Staatsoberhaupt, das sowohl beim exklusiven Weltwirtschaftsforum in Davos als auch beim globalisierungskritischen Weltsozialforum in Porto Alegre aufgetreten ist. Rastlos reist er durch die Welt, 25 Länder hat er allein in Afrika besucht, in Asien viele, in Lateinamerika so gut wie jedes – immer mit einer Wirtschaftsdelegation im Schlepptau. Er predigt unermüdlich sein Credo von einer multipolaren Welt. Und weil Lula ein charismatischer Redner und ein „authentischer“ Arbeiterführer ist, jubeln ihm weltweit die Massen zu wie einem Popstar. „I love this guy“, schwärmte auch US-Präsident Barack Obama beim G-20-Treffen in London 2009.

Inzwischen kann sich Obama ganz und gar nicht mehr sicher sein, ob Lula „sein Mann“ ist. Immer selbstbewusster geht

der Brasilianer auf Distanz zu Washington – und manchmal sucht er geradezu die Konfrontation.

Zum Beispiel in Honduras. Die USA sehen Mittelamerika von jeher als ihren Hinterhof an. Umso erstaunter waren sie, als Lula dem gestürzten Präsidenten Manuel Zelaya im vergangenen Jahr Unterschlupf in der brasilianischen Botschaft von Tegucigalpa gewährte und ein Mitspracherecht bei der Lösung des Konflikts einforderte. Brasília verweigerte dem neuen Staatschef die Anerkennung und stellte sich damit offen gegen Obama.

Dann ging es Schlag auf Schlag: Lula reiste nach Kuba, traf sich mit Raúl und Fidel Castro und forderte das sofortige Ende des amerikanischen Wirtschaftsembargos. Regimekritiker, die in Havannas Gefängnissen darben, verglich er zur großen Freude seiner Gastgeber mit gewöhnlichen Verbrechern. Demonstrativ zeigte sich Lula auch mit Hugo Chávez, der gegen Washington Gift und Galle spuckt und die Presse seines Landes immer weiter knebelt; „den besten Präsidenten Venezuelas der vergangenen hundert Jahre“ nannte Lula den Autokraten gegenüber dem SPIEGEL (20/2008).

Und als er Ahmadinedschad vor einigen Monaten in Brasília empfing, pries er dessen angeblich einwandfreien Wahlsieg und verglich die persische Oppositionsbewegung mit frustrierten Fußballfans. Auch Brasilien lasse sich nicht in sein – „selbstverständlich friedliches“ – Atomprogramm hineinreden.

Trotz dieses Schulterschlusses waren viele skeptisch, als Lula Richtung Teheran aufbrach, um mit der iranischen Führung einen Nuklear-Deal auszuhandeln – die Iraner hatten in den vergangenen Monaten so gut wie keine Kompromissbereitschaft erkennen lassen. Bei einer gemeinsamen Pressekonferenz mit dem Reise-Diplomaten in Moskau bezifferte Präsident Dmitrij Medwedew die Chancen einer von Brasilien vermittelten Einigung denn auch mit allenfalls 30 Prozent. Lula dagegen: „Ich sehe sie bei 99 Prozent.“ Da war es wieder, das ausgeprägte Ego des Aufsteigers. „Er glaubt, er ist ein



US-Außenministerin Clinton in Washington, Partner Lula, Ahmadinedschad, Erdogan in Teheran: Erlösung durch den „Wunderheiler“?

Wunderheiler, der Dinge vollbringt, bei denen die anderen gescheitert sind“, urteilt der amerikanische Lateinamerika-Experte Michael Shifter.

Ob nach 17 Stunden Verhandlung in Teheran wirklich ein „Durchbruch“ erreicht wurde oder ob die Vereinbarung nur eine „Luftnummer“ („Frankfurter Allgemeinen“) ist, mit der die in der Vergangenheit oft trickreichen Iraner die Welt wieder einmal hinhalten wollen – noch lassen sich dafür nur Indizien finden.

Jede Entwicklung in Richtung Nuklearkompromiss sei ein Fortschritt, heißt es vorsichtig bei der Internationalen Atomenergiebehörde in Wien. Die IAEA-Inspektoren sind im Uno-Auftrag weltweit für die Überprüfung von Nuklearanlagen zuständig. Sie haben in letzter Zeit immer mehr Anhaltspunkte für ein illegales iranisches Kernwaffenprogramm gefunden und forderten sehr eindringlich mehr Kooperationsbereitschaft von Teheran. Das Urteil der Wiener Experten, deren Gesprächsfaden mit Teheran nie abgerissen ist und die nie etwas unterstellten, das sie nicht beweisen konnten, wird nun gro-

pflücken die Schwachpunkte in den bisher bekannten Vertragsformulierungen:

Die Iraner verpflichten sich lediglich, 1200 Kilogramm ihres niedrig angereicherten Urans in die Türkei zu schaffen, wofür sie im Gegenzug Brennstoff für ihren Teheraner Forschungsreaktor geliefert bekommen wollen. Das entspricht zwar in den Größenordnungen einem von der IAEA im vergangenen Oktober vorgeschlagenen Deal, wonach damals mehr als drei Viertel des in Iran bereits produzierten Urans außer Landes geschafft worden wären und ein Bombenbau so unmöglich gemacht worden wäre – eine vertrauensbildende Maßnahme, eine Atempause für Verhandlungen. Der jetzige Deal aber lässt außer Acht, dass Iran durch seinen hochgefahrenen Zentrifugeneinsatz in Natans inzwischen wohl über 2300 Kilogramm Uran verfügt, Teheran also nun fast die Hälfte seines Bombengrundstoffs behalten kann und damit weiterhin über genügend Rohstoff zum „Ausbruch“ Richtung Atomwaffe verfügt.

Das Abkommen bietet Teheran zudem noch ein entscheidendes Schlupfloch: Den iranischen Machthabern wird das Recht eingeräumt, sich das Uran aus der Türkei zurückzuholen – falls irgendeine Klausel des Abkommens nach ihrer Ansicht „nicht eingehalten“ worden ist. Und am wichtigsten: Der Vertrag verpflichtet Teheran nicht, die Urananreicherung einzustellen – „daran denken wir nicht im Traum“, sagte ein Offizieller. Genau das aber fordert die Uno in nun schon drei Sanktionsrunden unmissverständlich.

Lula dürfte all das nicht weiter anfechten. Er hat gezeigt, dass auf der Weltbühne kaum mehr ein Weg an ihm vorbeiführt. Am Dienstag ließ sich Brasiliens Präsident von seinen Freunden beim Lateinamerika-EU-Gipfel in Madrid für seinen Friedenseinsatz noch einmal umjubeln. Seht her, sollte sein Auftreten zeigen – der „Tintenfisch“ hat viele Arme. Und er hat bewiesen, dass er im Haifischbecken der Großen mitschwimmen kann.

Hinter den Kulissen erzählt Lula Superstar gern, wie er Brasiliens Diplomaten das „Straßenkötter-Syndrom“ abgewöhnt hat; so nennt er den tief verwurzelten Minderwertigkeitskomplex, den viele seiner Landsleute noch vor kurzem gegenüber Amerikanern und Europäern empfunden haben.

Es war 2003, Lulas erster großer internationaler Auftritt beim G-8-Gipfel im französischen Evian. Man saß im Tagungshotel und wartete auf George W. Bush. Als der Amerikaner schließlich den Saal betrat, standen alle auf – nur Lula blieb sitzen und befahl seinem Außenminister, es ebenso zu halten. „Diese Unterwürfigkeit mache ich nicht mit“, sagte Brasiliens Präsident. „Als ich hereinkam, ist schließlich auch keiner aufgestanden.“

ERICH FOLLATH, JENS GLÜSING



**Volkstribune Castro, Lula in Havanna**  
Gemeinsam gegen die US-Hegemonie

ßes Gewicht haben. Dass die Iraner den Wortlaut der Verträge erst „in einer Woche“ der IAEA zugänglich machen wollen, fördert das Misstrauen.

Sehr skeptisch äußern sich westliche Regierungen, die von Clinton so unmittelbar nach der Teheraner Vereinbarung publik gemachte Uno-Resolution solle wohl auch die Israelis beruhigen. Einige Mitglieder der Hardliner-Regierung von Benjamin Netanjahu schimpfen offen über den „faulen Kompromiss“. Handelsminister Benjamin Ben-Elieser meint, Teheran wolle wohl „wieder einmal die ganze Welt an der Nase herumführen“.

Eine aufschlussreiche Beurteilung des Lula-Ahmadinedschad-Erdogan-Papiers stammt vom amerikanischen ISIS-Institut, das immer für eine Verhandlungslösung eingetreten ist und die „militärische Option“ der iranischen Atomfrage für undenkbar hält. Penibel listen die unabhängigen Atomexperten ihre Bedenken auf und zer-



**Touristenziel Agios Nikolaos auf Kreta: Leere**

GRIECHENLAND

## Das Ende des Sirtaki

Ausgerechnet die Branche, die den Aufschwung garantieren soll, gerät in die Krise. Hunderte Hotels stehen zum Verkauf, Urlauberzahlen brechen ein.

**D**as Geschäftsjahr hat spät angefangen, es ist Mitte Mai, die Sonne brennt vom griechischen Himmel, und Dimitris Fassoulakis steht auf der verwaisten Terrasse seines Hotels an der Südküste von Kreta. Die Rezeption ist leer, der Speiseraum ist leer, der Pool ist leer. „Suchen Sie sich einen Platz aus“, sagt der Manager und breitet die Arme aus.

Fassoulakis Bungalow-Hotel „Valley Village“ am grünen Rand der ehemaligen Hippie-Hochburg Matala hat 70 Zimmer und mehr als 200 Betten, gerade mal acht davon sind zurzeit belegt. Eigentlich beginnt die Urlaubssaison auf Kreta Anfang April, manchmal auch schon Ende März. Dieses Jahr hat der Hotelier gerade erst aufgemacht, 50 der 210 Tage langen Saison sind vorbei, bevor sie überhaupt angefangen hat.

„Ein Hotel zu haben ist kein gutes Geschäft mehr“, sagt Fassoulakis. Er ist jetzt 41, sein Vater Manolis hat das Haus einst gebaut, seine beiden Brüder hängen mit drin im Betrieb, und wenn das nicht so wäre, hätte er wohl schon längst verkauft. Erst im vergangenen Jahr hatte Fassoulakis mit Renovierungsarbeiten begonnen, Architekten beauftragt, Baugenehmigung-



JÜRGEN RICHTER / LOOK (L.); HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS (R.)

Pool zur Hochsaison

**Hotelmanager Metaxas:** „Du brauchst Geld, um Qualität und Angebot zu sichern“

gen eingeholt. Nun fehlt das Geld, Kredite werden nicht mehr bewilligt. „Wie soll das weitergehen?“, fragt er. Auch die kommende Hauptsaison verheißt nichts Gutes: Die Auslastung liegt bisher bei gerade mal 50 Prozent, mitten in den Sommerferien.

„Man sieht die Krise, und man hört sie“, sagt ein anderer Hotelier, „normalerweise knattert es um diese Zeit hier die Straße hoch und runter.“ Jetzt zwitschern die Vögel. Es ist Sommer in Griechenland, und keiner will hin.

Um etwa 30 Prozent sind die Buchungszahlen seit dem vergangenen Sommer im Landesschnitt gesunken, Experten gehen sogar von sehr viel höheren Ausfällen aus. Allein in den ersten 24 Stunden nach dem Generalstreik Anfang Mai wurden in 28 Athener Hotels an die 5800 Übernachtungen storniert, meldete der Tourismusverband Sete, mindestens 300 000 Deutsche werden laut Sete-Berechnungen in diesem Jahr nicht wie sonst nach Griechenland kommen.

Dutzende Kongresse und Großveranstaltungen wurden abgesagt, in Athen und Thessaloniki, aber auch auf Kreta und Chalkidiki. Manche Länder, wie Rumänien, haben nach den Ausschreitungen in der Hauptstadt Reisewarnungen für Athen ausgegeben.

Über 400 Hotels stehen derzeit offiziell zum Verkauf: 81 auf den Ionischen Inseln, 48 auf Rhodos, 50 auf den Kykladen, 44 auf Kreta. Paros, Naxos, Andros, Milos, Santorin, Korfu, Kos, der griechische Urlaubsatlas liest sich wie ein einziges Ramsch-Angebot. Die Athener Tageszeitung „Kathimerini“ schätzt das Verkaufsvolumen aller angebotenen Häuser auf über fünf Milliarden Euro. Auch Luxus-hotels gehören dazu, deren Namen niemand öffentlich nennt.

Generalstreiks, Massendemonstrationen, brennende Banken, Tote – das Urlaubsparadies sieht seit Wochen nicht mehr aus wie eines, zumindest nicht in den Nachrichten. Die Griechen selbst haben weniger Geld für den Urlaub, die Touristen haben Alternativen.

Hinzu kommen immer neue Geschichten von Korruption, Filz und Betrug wie die der abenteuerlichen Steuerschuld des Schlagersängers und Schauspielers Tolis Voskopoulos. 17 Jahre lang hatte er sich mit Tricks und Finten geweigert, insgesamt 5,5 Millionen Euro nachzahlen.

5,5 Millionen! Die Frau des Sängers war bis vergangenen Montag Vizeministerin für Tourismus in der Regierung Papandreou, eine Sozialdemokratin. Wegen ihres Mannes trat sie zurück.

### „Stornierungen klingen wie ein ewiges Alarmsignal, wie: Besucht auf keinen Fall Griechenland.“

Jeder fünfte Arbeitsplatz hängt direkt oder indirekt vom Fremdenverkehr ab sowie, zumindest bisher, 18 Prozent des Bruttoinlandsprodukts. 850 000 Menschen arbeiten in Griechenland in der Tourismusbranche.

„Tourismus ist unsere Schwerindustrie“, sagt Andreas Metaxas, „der entscheidende Wirtschaftszweig neben Landwirtschaft und Schifffahrt.“ Auch letztere leidet unter der globalen Krise.

Hotelchef Metaxas, 49, sitzt im Garten seines Hotels bei Heraklion, fünf Sterne, 285 Zimmer. „Unser Hotel ist zur Hälfte gebucht, halbvoll, nicht halbleer“, sagt er, das ist ihm wichtig, denn „Stornierungen klingen wie ein ewiges Alarmsignal, wie: Besucht auf keinen Fall Griechenland“.

Metaxas ist Vizepräsident des griechischen Hotelverbands, er kennt die Probleme seiner Branche, und im Gegensatz zu anderen spricht er auch über sie. Über die Fluglotsen, die immer wieder den Luftverkehr lahmlegen. Oder die Gewerkschaft der Seeleute, die am 1. Mai den gesamten Fährverkehr auf die Inseln bestreikten und Ende April rund tausend Passagiere eines Kreuzfahrtschiffes im Hafen von Piräus nicht an Bord ihres Luxusliners ließen.

2,5 Millionen Euro hat Metaxas im vergangenen Winter in seine weitläufige Anlage investiert, fünf Millionen im Winter zuvor, für neue Badezimmer, einen neuen Swimmingpool, mehr Grün, bessere Freizeitangebote. „Du brauchst Geld, um Qualität und Angebot zu sichern, gleichzeitig musst du Kosten reduzieren und Preise senken, um alte Kunden zu halten und neue zu gewinnen“, sagt er. „Das grenzt an Zauberei.“

Er weiß, dass beides zusammen nicht geht. Und auch, dass die Krise auf Kreta noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht hat, für die Insel eine Katastrophe: 43 Prozent des lokalen Bruttoinlandsprodukts sind vom Tourismus abhängig.

Die Branche hofft nun auf Unterstützung von Seiten der überforderten Regierung. Und zugleich auf neue Konzepte der staatlichen Fremdenverkehrsorganisation EOT, die eigens einen Krisenstab eingerichtet hat. Eine Imagekampagne im Ausland könnte helfen. Bilder, die das andere, gastfreundliche Griechenland präsentieren, die Heimat von Sirtaki und Tsatsiki.

Aber dafür brauchte man ein Budget, das könnte zum Problem werden. Für die letzten Anzeigenkampagnen schuldet die EOT griechischen und ausländischen Medien bis heute Geld, rund 100 Millionen Euro.

MANFRED ERTTEL

DEBATTE

# VOR DEM ENDSPIEL

AMERIKAS FATALE FEHLER IN AFGHANISTAN

VON AHMED RASHID



Egal wie oft Barack Obama und seine Berater der Welt noch sagen mögen, dass die Amerikaner sich nicht in 13 Monaten zurückziehen werden, so glauben doch die meisten Afghanen und die Nachbarländer, die sich notorisch in diesem Land einmischen und dort Einfluss ausüben, dass die Endphase jetzt schon begonnen hat.

Deshalb haben sie alle, von den afghanischen Warlords über die Taliban und al-Qaida bis hin zu den Geheimdiensten, ihren Einsatz in diesem großen Spiel erhöht, um ihre Rivalen zu untergraben, ihre eigenen Ziele voranzutreiben und ihre Einflussphäre auszudehnen. Die Gefahr besteht jetzt darin, dass Afghanistan wieder zum „Kampfplatz Asiens“ wird, ein Begriff, den der Brite Lord Curzon, eine imperiale Figur im 19. Jahrhundert, geprägt hat.

Obama hat das Spiel im vorigen Dezember aus der Hand gegeben. Da kündigte er an, dass 30 000 zusätzliche Soldaten nach Afghanistan verlegt würden, um die Taliban zurückzuschlagen, und er fügte hinzu, ab Juli 2011 würden die US-Streitkräfte mit dem Abzug beginnen und das Land den Afghanen übergeben. Im Oktober werden also 100 000 amerikanische und 40 000 Soldaten überwiegend aus anderen Nato-Ländern in Afghanistan stehen und dann von Juli 2011 an wieder abziehen.

Mehr als 25 Milliarden Dollar sind bislang nach Afghanistan geflossen, um Armee und Polizei aufzubauen. Noch immer handelt es sich meistens um Analphabeten, um unausgebildete und verantwortungslose Kräfte, die in keiner Weise imstande sind, ihr eigenes Land zu übernehmen. Von den 5200 Ausbildern aus dem Westen, die nach dem Willen der USA und der Nato die Afghanen unter ihre Fittiche nehmen sollten, ist allenfalls die Hälfte ins Land gekommen. Trotz zahlloser Versprechen haben die Europäer lediglich 300 Ausbilder geschickt.

Für die Afghanen und ihre Nachbarn wie Pakistan, Indien und Iran ist völlig klar, dass die europäischen Nato-Länder, in denen der Krieg an Legitimation und Popularität verloren hat, zum Ausgang rennen werden, sobald der erste amerikanische Soldat das Land verlässt. Die Niederländer haben schon lange ihre Absicht bekundet, dass sie sich in diesem Sommer aus Uruzghan, der umkämpften Provinz im Süden, zurückziehen werden. Die Kanadier verlassen die Provinz Kandahar im nächsten Jahr, gefolgt von den Dänen. Die Briten sollen auf Wunsch der Amerikaner die Provinz Helmand aufgeben und Kandahar übernehmen.

Obamas Entschluss, die Truppen aufzustocken, war wohlüberlegt, abgesehen vom selbstauferlegten Zeitplan, der die US-Kommandeure in Schwierigkeiten bringt. Mit der Aufstockung ging die neue Strategie zur Bekämpfung der Taliban einher, die weniger darauf aus ist, Aufständische zu töten, als die Zivilbevölkerung zu beschützen und die Entwicklung des Landes voranzutreiben. Aber auch solche Vorhaben brauchen Zeit, sie sind nicht binnen einiger Monate zu verwirklichen.



Strategen Obama, Petraeus

## Der selbstauferlegte Zeitplan bringt die US-Kommandeure in Schwierigkeiten.

Die neue militärische Strategie wurde erstmals in Marjah angewandt, einem Ort in der Provinz Helmand, die das Zentrum des Drogenhandels bildet. Die 15 000 westlichen und afghanischen Soldaten sind allerdings nicht imstande zu verhindern, dass die Taliban nachts zurückkommen, Minen auf den Straßen legen, die Bevölkerung einschüchtern und überdies verhindern, dass die afghanische Regierung die Stadt unter ihre Kontrolle bekommt.

Jetzt planen die USA und die Nato die größte Offensive dieses Sommers. Dann sollen Zehntausende Soldaten zusammengezogen werden, um Kandahar und die umliegenden Bezirke den Taliban zu entreißen und afghanischen Kräften zu übertragen. Bei seinem Besuch in Kandahar warnte General David Petraeus die Bewohner davor, dass die Taliban Rache üben und zu schrecklichen Handlungen übergehen könnten, um die Offensive aufzuhalten. Am helllichten Tag haben die Taliban eine Serie von Morden in Kandahar verübt und dabei ein Dutzend hoher Beamter getötet, darunter den stellvertretenden Bürgermeister.

In Afghanistan schlägt sich die internationale Gemeinschaft mit drei dauerhaften Problemen herum, ohne eine Lösung zu finden. Das erste Problem liegt darin, dass sie keinen verlässlichen afghanischen Partner findet. Ein neuer Bericht aus dem Pentagon kommt zum Ergebnis, dass Hamid Karzai lediglich in 29 der 121 Schlüsselbezirke Rückhalt findet. Die meisten Afghanen sitzen auf ihren Händen und warten ab. Der Druck, den die USA zuletzt auf den Präsidenten ausübten, damit der etwas fürs Regieren und gegen die Korruption tut, lässt Karzai kalt.

Seit neun Jahren verhalten sich amerikanische Regierungen im Umgang mit Karzai naiv und unstet. Über die ganze Zeit hat sich dieser Präsident nicht um sauberes Regieren bemüht, warum sollte er jetzt damit anfangen? Die Entfremdung zwischen Karzai und Washington nimmt zu. Zuerst hat ihn Ame-

rika beschuldigt, er habe die Wahlen manipuliert, dann hat Amerika das Ergebnis hingenommen, um danach wieder mit ihm übers rechte Regieren zu streiten. Davon ließ die Regierung Obama plötzlich wieder ab, um Karzais Besuch in Washington in der vorigen Woche nicht zu gefährden.

**D**as zweite Problem besteht darin, dass die USA zwar etliche Soldaten für weitere fünf Jahre in Afghanistan belassen mögen, die Europäer aber dabei nicht mitmachen werden. Nach Umfragen ziehen es 72 Prozent aller Briten vor, die Truppen heimzuholen, in Deutschland sind es 62 Prozent. In ganz Europa, von Spanien bis Schweden, haben die Menschen genug von diesem Krieg.

So schlägt sich die Krise in Afghanistan in der Nato in Brüssel und in den europäischen Hauptstädten nieder. Keine Regierung kann es sich auf längere Dauer leisten, an einer Außenpolitik festzuhalten, die daheim zutiefst unpopulär geworden ist und so viel Geld und Blut kostet. Kein Wunder, dass die Nato am 23. April in Tallinn übereinkam, den Afghanen die Kontrolle über einige Bezirke bis Ende des Jahres zu übergeben. Generalsekretär Anders Fogh Rasmussen meinte frohgemut, „in diesem Jahr reißen wir die Initiative zunehmend an uns“. Das klingt erstaunlich zuversichtlich und deshalb hohl. Die Afghanen halten solche Beschlüsse für einen Rückschritt und nicht für einen Fortschritt.

Deutschland hat seinen Kopf noch mehr als andere Europäer in den Sand gesteckt, anstatt seine Strategie, Absichten und Ziele zu erklären, seitdem rund 4500 Soldaten in den Norden und nach Kunduz verlegt wurden. Der Grad an Täuschung und Selbsttäuschung, den sich Deutschland geleistet hat, ist bemerkenswert.

Kanzlerin Merkel hat wenig Interesse für Afghanistan aufgebracht und erst kürzlich an ihrer ersten Trauerfeier für einen getöteten Soldaten teilgenommen. Bald werden rund 5000 US-Soldaten in den Norden verpflanzt, um die Deutschen in einer größeren Offensive gegen die Taliban zu unterstützen.

Das dritte Problem besteht darin, dass die Taliban und andere extremistische Gruppen nach wie vor Zuflucht in Pakistan finden. Das pakistanische Militär ließ zu, dass die Taliban und ihre Verbündeten im Jahr 2003 ihren Feldzug gegen die US-Streitkräfte wieder aufnahmen. Präsident Bush scherte sich nicht darum, solange Pakistan hinter al-Qaida her war, wofür das Militär auch sorgte. Präsident Obama drängt entschiedener, aber Pakistan, von jeher fixiert auf Indien, das seinen Einfluss in Kabul ausgedehnt hat, denkt gar nicht daran, seine Option preiszugeben. Darin fühlt sich Pakistan bestätigt, seit Amerika von Rückzug redet. Pakistan will eine herausgehobene Rolle im Endspiel um Afghanistan einnehmen. Dafür hält es sich die Taliban in Reserve.

Allerdings haben auch die pakistanischen Taliban an Gewicht gewonnen. Diese Paschtunen waren ursprünglich wenig mehr als Hilfskräfte für die afghanischen Taliban und für al-Qaida in den Stammesgebieten. Doch seit 2007 fordern sie die Regierung in Islamabad heraus und lösen Chaos mit ihren Selbstmordattentaten im ganzen Land aus. Erst seit etwas mehr als einem halben Jahr geht die Armee gegen die Taliban in sechs der sieben Stammesgebiete vor.

Die Armee weigert sich allerdings, ins siebte Stammesgebiet vorzudringen, nach Nordwaziristan oder weiter südlich in die Grenzregion von Belutschistan, wo die Taliban und ihre Alliierten wie Jalaluddin Haqqani und Gulbuddin Hekmatjar Stützpunkte besitzen.

Auch al-Qaida und etliche Gruppen aus Zentralasien haben Trainingscamps in Nordwaziristan. Dazu gehören ein halbes Dutzend Möchtegernbomber verschiedener Nationalität, die Anschläge in Amerika ausführen wollten, und auch etliche Militante aus Deutschland. Seit Faisal Shahzad, US-Bürger pakistanischer Herkunft, eine Autobombe auf dem Times Square in New York hochgehen lassen wollte, steht Pakistan unter ernsthaftem Druck, etwas zu tun. Doch die Armee hat sich noch nie zwingen lassen, gegen ihre eigenen strategischen Interessen zu handeln.

Obama versprach, er wolle die Länder der Region zu einem Pakt überreden, damit Afghanistan nicht wieder zum Spielball seiner Nachbarn wird. Nichts ist daraus geworden. Die Beziehungen zwischen den USA und Iran, zwischen Indien und Pakistan sind schlechter denn je. Die sechs direkten Nachbarn – Iran, Pakistan, China, Usbekistan, Tadschikistan, Turkmenistan – und die nahen Nachbarn Indien, Russland und Saudi-Arabien streben allesamt nach Einfluss in einem Afghanistan

nach Abzug der USA. Die besten Karten in diesem großen Spiel besitzt Pakistan mit seinem Zugriff auf die Taliban-Führung.



Taliban in Afghanistan

### Sie ließen wissen, dass sie direkt mit den Amerikanern und der Nato verhandeln wollen.

ließen unter der Hand wissen, dass sie direkt mit den Amerikanern und der Nato verhandeln wollen.

Die amerikanische Regierung macht zur Bedingung, dass die Taliban jede Verbindung zu al-Qaida lösen müssen, und sie will die Taliban erst militärisch schlagen, um dann mit einem geschwächten Gegner zu verhandeln. Es sieht nicht so aus, als ließe sich dieses Ziel noch erreichen.

Bei anderen Aufständen gingen Kampfhandlungen und Verhandlungen miteinander einher. Die Bedingungen aber, die der Westen den Taliban auferlegen will, lassen sich nur im Dialog erreichen.

Die Macht mit den Taliban zu teilen ist nicht die beste aller Lösungen, am allerwenigsten für die Afghanen, aber sie ist die einzige wirklichkeitsnahe Option, wenn der Westen mit dem Truppenabzug beginnt und Afghanistan ein schwaches, politisch zerklüftetes Land bleibt, umzingelt von raubgierigen Nachbarn.

*Der pakistanische Journalist und Buchautor Rashid, 61, gehört zu den besten Kennern der Region. Er schrieb ein Standardwerk über die Taliban und veröffentlichte zuletzt „Descent Into Chaos. How the war against Islamic extremism is being lost in Pakistan, Afghanistan and Central Asia“.*



**Surui-Männer im Reservat:** Vor 41 Jahren wurden sie entdeckt, jetzt jagen sie Holzdiebe per Satellit

BRASILIEN

# Der globale Indianer

Das Volk der Surui kämpft gegen die Abholzung seines Regenwaldes: nicht mit Pfeil und Bogen, sondern mit Internet, GPS und Google Earth. Demnächst will es in den weltweiten Emissionshandel einsteigen.

**D**er Chief dreht die Erde vor sich. Kopenhagen, Bristol, Washington, er liebt es, mit Google Earth von einem Kontinent zum anderen zu springen, es ist wie eine Sucht. Was er in Bristol macht? „Ich weiß es nicht“, sagt der Chief. „Ich schaue nur.“ Die Erdkugel dreht sich weiter, dreht sich bis Brasilien, und Chief Almir Narayamoga Surui, 35, geboren auf dem Boden einer Hütte im Regenwald, zoomt auf ein plumpes grünes Dreieck mitten im Braun,

die Grenzen sind wie mit dem Lineal gezogen.

„Das hier ist unser Land, 2428 Quadratkilometer Regenwald“, sagt er, fast dreimal so groß wie New York City, Heimat von 1300 Menschen vom Volk der Surui: Terra Indígena Sete de Setembro. Benannt nach dem Tag des ersten offiziellen Kontakts mit der Welt der Weißen, am 7. September 1969. Nur 250 von 5000 der Surui überlebten das, was sie bis heute noch immer nur „contato“, den Kontakt,

nennen, sie starben an Hunger, an der Zivilisation, vor allem an Windpocken. Bis die Moderne zu ihnen kam, hatten sie zurückgezogen in ihrem Reservat gelebt und den Wald nicht verlassen.

41 Jahre später sitzt Chief Almir in einem hellgrünen Häuschen am Ort des ersten Kontakts, inzwischen ein Vorort der Stadt Cacoal am Highway BR-364, Bundesstaat Rondônia im Nordwesten Brasiliens. Ein kleiner, stämmiger Mann mit einem Kopf, der wie ein Felsbrocken zwi-

PHIL SPENCER

schen seinen Schultern sitzt, darin kleine, wache Augen. Vor ihm steht ein schwarzes Mini-Notebook, hinter ihm an der Wand hängt ein Pfeil mit Vogelfedern.

Von hier führt der Chief seinen Kampf gegen die Abholzung des Waldes der Surui, er führt ihn mit Hilfe des Internets, mit Google Earth und GPS. Er redet von Satellitenbildern, von einer Million Bäumen, die er pflanzen, und von 16,4 Millionen Tonnen Kohlendioxid, die er am globalen Emissionsmarkt zu Geld machen will.

Die Surui werden eines der ersten indigenen Völker sein, die die Welt bezahlt, damit sie ihren Wald erhalten. NGOs und Investmentbanker, Anwälte und Manager beraten sie dabei, aber entscheiden werden am Ende sie selbst: 1300 Eingeborene in einer großen Versammlung. Almir Surui glaubt, dass sie die Moderne brauchen, um das Alte zu erhalten, dass sie nur so ihren Wald retten können, ihre Kultur, ihr Volk. Es ist ein Experiment mit offenem Ausgang, für die Surui und für die Welt.

40 Prozent des tropischen Regenwalds liegen im brasilianischen Amazonasgebiet, hier wird sich zuerst zeigen, ob der Kampf gegen Abholzung und Klimawandel gewonnen werden kann. Und auch, was passiert, wenn das nicht gelingt.

130 000 Quadratkilometer Wald wurden im vergangenen Jahr abgeholzt oder abgebrannt, davon mindestens 10 000 Quadratkilometer in Brasilien, das ist die niedrigste Zahl seit Jahrzehnten, aber immer noch zu viel. 20 Prozent des Amazonas-Regenwalds sind bereits verschwunden, genauso viel beschädigt. Im Verhältnis zur Waldfläche ging hier am meisten verloren, im Bundesstaat Rondônia.

Das Reservat Sete de Setembro überlebte, ein grüner Keil zwischen Farmen, Dörfern und Straßen. Es blieb, weil die Surui Siedler und Holzfäller vertrieben, Eisenketten über die Straßen spannten und ihre Dörfer verlegten, um die Einfallsschneisen in ihr Reservat kontrollieren zu können. Aber 2428 Quadratkilometer sind zu groß, als dass 1300 Indios sie dauerhaft hätten beschützen können. Die Surui verloren 7 Prozent des Waldes. Sie retteten 93 Prozent. Es ist der letzte Wald in diesem Teil von Rondônia, wo noch immer 4000 Menschen vom Holz leben.

Aber fangen wir von vorne an, sagt der Chief. Fahren wir nach Lapetanha.

Er steigt in seinen Pick-up und fährt vorbei an Tankstellen, Schrottplätzen und Stundenhotels, dann an Sojafeldern, an Bananenplantagen, schwarzweißen Holstein-Rindern, sie stehen auf Weiden voller verkohlter Baumstümpfe. „All das war einmal unser Land“, sagt er, bescheiden, leise, in weichem Portugiesisch. Wie es früher aussah, das weiß er nicht mehr, der Wald war schon verschwunden, als er mit 14 das Dorf zum ersten Mal verließ. Auch an die Kämpfe kann er sich kaum erinnern, an den Vater, der die Siedler aus

dem Reservat vertrieb. Er mit Pfeil und Bogen, sie mit Gewehren. „Ich erinnere mich nur an die Angst“, sagt Almir Surui.

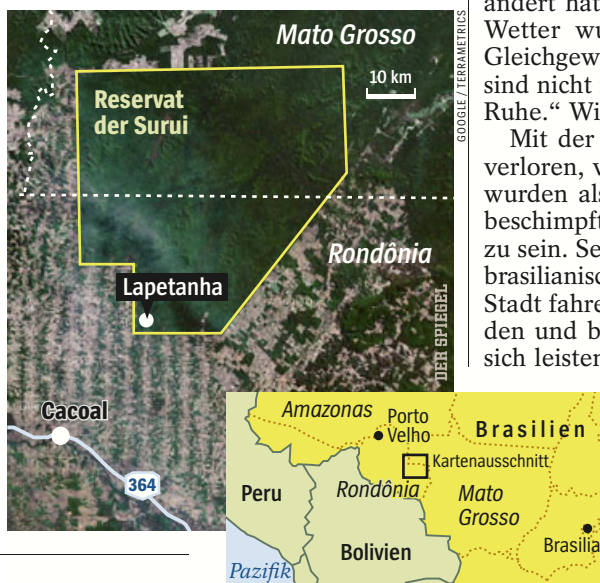
Die Angst ist das, was geblieben ist. Die Menschen am Straßenrand starren Almir's Wagen hinterher, immer feindseliger, je näher er dem Reservat kommt. Viele sind Holzfäller, sie haben früher im Reservat gelebt. Vor drei Jahren haben sie 100 000 Dollar für seinen Kopf geboten, die Holzfäller und Sägemühlenbesitzer, der Chief floh, bis nach Amerika.

Eine Stunde dauert die Fahrt, es ist eine Reise in die Vergangenheit, von einer Welt in die andere.

Die eine Welt ist die, in der er zwei Frauen hat, eine in Cacoal, eine in Porto Velho, zusammen fünf Kinder, ein Haus mit Garten und Dackel. In dieser Welt ist er so etwas wie der Außenminister der Amazonasvölker. Er hat 26 Länder bereist, er war bei der Uno in New York, beim Klimagipfel in Kopenhagen und bei Prinz Charles in London, bald will Al Gore ihn



Chief Almir im Dorf Lapetanha  
„Ich verehere die moderne Technik“



besuchen. Im Dezember wurde er von der brasilianischen Zeitschrift „Época“ unter die hundert wichtigsten Brasilianer gewählt, zusammen mit dem Fußballer Kaká, dem Model Gisele Bündchen und dem Schriftsteller Paulo Coelho. Er ist Mitglied in zwei Regierungskommissionen, bei den Wahlen im Sommer kandidiert er als Abgeordneter der Grünen.

Die andere Welt ist Lapetanha, das Dorf im Reservat, in dem er geboren wurde, in dem sie ihn mit 17 Jahren zum Chief gewählt haben, weil sein Vater schon Häuptling war und vielleicht auch, weil sie ahnten, dass er etwas Besonderes ist. In dieser Welt gibt es Würmer zu essen und erst seit vier Jahren Elektrizität, dort malt er sich an Festtagen mit Pflanzenfarbe die Striche und Punkte auf den Körper, die auch jetzt noch blassblau auf seiner Haut schimmern.

Es ist eine Welt, in die erst vor 41 Jahren die Moderne eindrang, Arbeiter schlugen damals eine Schneise durch den Wald und begannen eine Straße zu bauen. Mit der Straße kamen Siedler, Rinder, Autos, Telefone; heute steht in vielen Dörfern eine Kühltruhe, in die sie die Nabelschweine legen, die sie mit Pfeil und Bogen erlegen.

Diese andere Welt beginnt am Ende der Felder, wo der Wald plötzlich wieder dicht ist, ein schmaler Weg führt hindurch ins Dorf: mehrere Hütten, eine Schule, eine Kirche, drei Computer, 102 Einwohner. Almir Surui bremst mit seinem Pick-up vor dem Holzhaus seiner Eltern. Marimop, der Vater, liegt in der Hängematte, 87 Jahre alt, er trägt ein Hemd aus grünem Krepp und orangefarbene Shorts. Die Mutter hockt am Boden und bohrt Löcher in den Panzer eines Gürteltiers.

Über die Gesichter der beiden Alten laufen zwei blaue Linien, Symbol der Surui, erklärt der Vater, früher trugen alle Männer und Frauen die Tätowierungen. „Aber die jungen Leute wollen das nicht mehr.“ Fragt man ihn, was sich seit ihrem unfreiwilligen Anschluss an die Welt verändert hat, sagt er: „Der Wald und das Wetter wurden von den Geistern im Gleichgewicht gehalten, aber die Geister sind nicht mehr wie zur Zeit der großen Ruhe.“ Wie vor 1969.

Mit der Ruhe gingen die Traditionen verloren, vor allem der Stolz: Die Surui wurden als Dummköpfe und Faulenzer beschimpft, sie schämten sich, Indianer zu sein. Seither versuchen sie, möglichst brasilianisch auszusehen. Wenn sie in die Stadt fahren, tragen sie faltenfreie Hemden und blank polierte Schuhe. Wer es sich leisten kann, legt weiße Fliesen auf

seine Terrasse, ganz wenige besitzen ein Auto. Und der wichtigste Mensch im Dorf ist nicht mehr der Schamane, sondern ein Mann aus Deutschland. Je-

den Mittwoch kommt der Missionar ins Dorf und predigt, hauptsächlich die Apokalypse und die Genesis, viel mehr ist noch nicht übersetzt.

Wenn man den Chief so sieht, zwischen seinen Eltern, dann ahnt man, wie weit sein Weg war, als er aufbrach in die andere Welt. Er war der erste Surui, der studierte, Biologie, er ging nach Goiânia, eine Stadt mit 1,2 Millionen Einwohnern, wo seine Kommilitonen ihn schnitten, weil er nicht redete, nicht aussah, nicht aß wie sie: nur weich gekochtes Fleisch, am besten Schwein, kein Gemüse, keine Sauce. Die Surui haben sich in vielem angepasst, im Essen nicht.

Er flüchtete ins Internet, schloss sich dem Kampf gegen die Weltbank und deren Entwicklungsprojekt Planaflo an, das neue Straßen, Staudämme und Siedlungen in den Stammesgebieten vorsah, aber die Ureinwohner ignorierte. Sie kämpften, Indianer gegen Weltbank, und sie gewannen. Als der Chief zurückkam ins Dorf, brachte er einen Computer mit und eine Idee: dass die Surui nur überleben, wenn sie beide Welten vereinen, Technik und Tradition. Es war der Beginn einer neuen Ära.

Sein Vater jagt noch immer mit Pfeil und Bogen, Almir Surui besitzt jetzt ein iPhone. „Ich verehere die moderne Technik“, sagt er, es klingt wie ein Glaubensbekenntnis. Er hält das iPhone in der Hand, ohne Empfang, er lässt es trotzdem nicht los. Der Blick wandert auf das stumme Display, er würde jetzt gern seine E-Mails lesen, im Internet surfen, er würde sich dann googeln, wie er es oft tut, wenn er sich langweilt. Gestern hatte er 49 600 Treffer, das beruhigt, sagt der Häuptling, wer 49 600 Treffer hat, stirbt so schnell nicht aus. Er hat fünf verschiedene E-Mail-Adressen und 324 Facebook-Freunde, einer davon ist Evo Morales.

Almir Surui, der Mann aus dem Wald, ist jetzt berühmt.

Es war 1997, das Jahr des Kyoto-Protokolls, als alles anging. Almir Surui war 22, und er machte einen 50-Jahres-Plan, so einfach und doch so besonders: Die Surui sollten die Narben, die die Holzfäller in ihr Reservat geschlagen hatten, selbst wieder schließen. Damit ihr Wald in 50 Jahren wieder so sein würde wie früher. Nur so, sagte Almir Surui, wird unser Volk überleben. Denn es gab auch immer die anderen, die Surui, die mit der Holzmafia zusammengearbeiteten. Manche aus Armut, manche aus Gier.

Die Worte des Chief überzeugten fast alle, sie begannen, Setzlinge zu züchten und zu pflanzen. Langsam wuchs der Wald. Sie pflanzen noch immer, auch an

diesem Tag, trotz Regen und Hitze. Açai, Ipé, Paranuss, Mahagoni. Kinder, Frauen, Alte, alle sind dabei. Sie schlagen eine Schneise in das Dickicht, das aussieht wie ein Wald, aber keiner mehr ist, nur Gestrüpp, Palmen, Farne.

Mittendrin steht Thomas Pizer, ein Schweizer von der Organisation Aquaverde, die Arme zerstoßen von Mücken. Almir Surui habe ihm eine E-Mail geschrieben, erzählt er, vor sechs Jahren war das. Almir schrieb: „Auf deiner Website heißt es, du würdest Aufforstung am Amazonas machen. Wenn das stimmt, dann hilf uns.“ Er hatte Word-Dokumente und Excel-Tabellen angefügt. „Excel-Tabellen, mitten aus dem Regenwald“, sagt der Schweizer, er lacht. Er überwies Geld für 500 Setzlinge an die Surui, sie pflanz-

Erst vor einer Woche haben sie wieder illegale Holzfäller ertappt. Drei Lastwagen, bis oben voll beladen mit Mahagoni; Lastwagen, die der Gemeindeverwaltung im Nachbarstaat Mato Grosso gehören. „Der Bürgermeister macht da mit, das ist hier üblich“, sagt Almir. Er glaubt nicht mehr an den Staat, nicht an dessen Plan, bis 2020 die Abholzung um 80 Prozent zu senken. Almir Surui, der Häuptling aus dem Regenwald, glaubt nur noch an die Macht des Wissens.

Und so wandte er sich vor drei Jahren an die Firma mit dem meisten Wissen der Welt: Google Inc. Er betrat das Raumschiff, 1600 Amphitheatre Parkway in Mountain View, Kalifornien, mit einem Federkranz auf dem Kopf und verlangte nach einem Termin. Sie gaben ihm 30 Minuten und re-



**Brandrodung im Regenwald:** 120 Millionen Dollar dafür, dass der Wald nicht abgeholzt wird

ten 1900. „Es gibt in ganz Brasilien kein anderes indigenes Volk, das sich so für die Wiederaufforstung seiner Wälder einsetzt“, sagt er.

120 000 Bäume haben die Surui inzwischen gepflanzt, 40 000 sollen in diesem Jahr dazukommen. Aber von einer Million neuen Bäumen, dem Traum von Almir Surui, sind sie trotz allem weit entfernt. Auch weil die Holzdiebe noch immer kommen. Almir nimmt ein Blatt Papier, er malt das Reservat auf, daneben einen Kreis. „Die Behörden stellen den Holzfällern eine Lizenz aus, dass sie da fallen dürfen“, erklärt er und deutet auf den Kreis. „Aber da gibt es keine Bäume mehr. Also dringen sie in unser Reservat ein und behaupten, das Holz sei legal gefällt worden.“

Einige Monate später kam Google nach Lapetanha. Mit Laptops und Satellitentelefonen, mit Kameras und Videobeamern. Und die Surui tippten ihre ersten Fragen an die Welt in die Google-Suchmaske: Desmatamento Amazônia, Abholzung in Amazonien.

Sie drehten ein YouTube-Video, bauten eine Website, lernten die Wörter Blog, Lay-over und 3 D. Sie erfanden sogar ein eigenes Wort für Google in ihrer Sprache Tupi-Monde: Ragomakan – der Bote. Weil Google die Botschaft über die Surui und ihren Plan in die Welt trägt.

Der Chief möchte das Reservat eines Tages vollständig digitalisieren. Am ersten Schritt arbeiten sie schon, sie wollen eine selbsterstellte Karte ihres Waldes in Google Earth zeigen, man soll sich Fotos

angucken können, wenn man am Bildschirm über das Reservat fliegt, und Videos, in denen die Stammesältesten von ihren Traditionen erzählen. Und unten im Wald sollen dann Surui in einer Hütte aus Palmblättern an ihren Computern sitzen und Zentimeter für Zentimeter die Satellitenbilder nach Eindringlingen absuchen, die der chinesisch-brasilianische Satellit CBERS III bald funken wird, in Höchstaufklärung, kostenlos.

Bis dahin müssen sie sich mit den Satellitenbildern von Google Earth zufriedengeben, deren Auflösung ist gering. Aber es hat gereicht, um Dutzende Stellen ausfindig zu machen, an denen Holzdiebe und Goldsucher eingedrungen sind, sie haben sie vertrieben und tonnenweise Holz beschlagnahmt. Es war ein Vorge-

Sprache, für die Surui würde Business as usual bedeuten, dass innerhalb von 50 Jahren 30 Prozent ihres Waldes verschwunden wären. Und bis Ende des Jahrhunderts womöglich alles.

Deswegen schaukelt Almir Surui jetzt in seiner Hängematte, nagt an einer Nabelschweinrippe und nennt eine ungeheure Zahl: 120 Millionen Dollar. Das ist der Preis für 44 Jahre Waldschutz, für 16 475 469 Tonnen Kohlendioxid weniger in der Atmosphäre. Mögliche Käufer sind Firmen, die sich freiwillig am Emissionshandel beteiligen, aber auch Investmentbanken, Broker, Regierungen. Kalifornien wäre ein Kandidat, weil dort Emissionsenkungen vorgeschrieben sind.

Der Chieft kennt die Kritik an Redd, dass es zu kompliziert sei, dass sich damit

soll in einen Fonds fließen, mit dem sie Firmen kaufen und Jobs in der Region schaffen, nicht nur sie sollen profitieren, sondern auch ihre Feinde, die Holzdiebe.

Der Chieft redet von einem Businessplan, von Surui-Kaffee, Rendite und einem wachsenden Kapitalstock, er redet wie ein Unternehmer, und er wird auch bald einer sein: Als CEO wird er mit anderen Surui den Aufsichtsrat des Fonds leiten. 15 Surui studieren derzeit, Betriebswirtschaft, Biologie, Tourismus, sie sollen demnächst die Geschäfte führen.

Die Jungen hoffen, dass der Emissionshandel die Zukunft ins Dorf bringt. Die Alten hoffen, dass der Emissionshandel die Tradition ins Dorf zurückbringt.

Almir ahnt, dass es ein Balanceakt wird. Er hat die Surui zu Hightech-Indianern gemacht, gleichzeitig will er, dass sie ihre Kultur bewahren. Manchmal, sagt er, da verzage er, da fürchte er, es gehe beides nicht zusammen. „Aber welche Alternative haben wir?“ Er zuckt mit den Achseln: Es gibt keine.

Die alte Welt und die neue, beides miteinander kann man am Abend im Dorf beobachten. Der Regen fällt, dicht wie ein Vorhang, und in einer der Hütten steht ein Laptop auf einem Stuhl, darauf läuft ein Video, aufgenommen beim Mapimai, dem Fest der Entstehung der Welt. Zwei Clans treten dabei gegeneinander an, sie bemalen sich, schmücken sich mit Federn, und dann geht es darum, wer am meisten Maisbier trinken kann. Männer torkeln herum, lachen, schunkeln, kotzen, und vor dem Laptop sitzen jetzt die Kinder des Dorfs und lachen. Es folgt ein Video von Almir bei seiner Rede auf dem Gipfel in Kopenhagen.

Der Chieft sitzt daneben, nachdenklich, die Euphorie aus Kopenhagen ist verflogen. Der Chieft denkt daher schon weiter, er denkt

an Abu Dhabi in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Ein Wüstenland, schon richtig, sagt Almir. Aber da am Golf haben sie das höchste Gebäude der Welt, eine Insel in Palmenform und eine Skipiste, warum nicht einen Regenwald? Eine Firma aus Abu Dhabi hat ihn angerufen, gefragt, ob das ginge: einen Regenwald aufbauen, mitten in der Wüste.

15 Millionen Dollar brauchte er, hat Almir Surui den Scheichs gesagt, und eine Halle außen herum natürlich. Die Verwaltung würden die Surui übernehmen, vom Gewinn aus den Eintrittsgeldern würden sie das Land um ihr Reservat zurückkaufen, das ihnen einst gehörte. Almir Surui lächelt. Es ist das Jahr 13 seines 50-Jahres-Plans. Er hat gerade erst angefangen.

JULIANE VON MITTELSTAEDT



**Häuptlinge Almir, Tashka Yawanawa mit Prinz Charles:** 324 Facebook-Freunde, 49 600 Google-Treffer

schmack auf die Zukunft, die im Oktober beginnen soll. Dann steigen die Surui in den globalen Emissionshandel ein.

Vor drei Jahren hat Almir Surui zum ersten Mal dieses Wort gehört: Redd. Rettung, sagt er. Übersetzt heißt das: Reduktion von Emissionen aus Entwaldung und Schädigung von Wäldern. Er lernte, dass Wälder Kohlenstoffspeicher sind und die Welt bereit ist, Geld dafür zu zahlen, wenn dieser Kohlenstoff in den Bäumen bleibt. Beahlt wird nicht dafür, dass irgendwo ein Wald steht, sondern dafür, dass seine Zerstörung verhindert wird.

Die Surui haben deshalb eine Simulation in Auftrag gegeben, um zu sehen, was passieren würde, wenn sie ihr Reservat nicht schützen würden. Business-as-usual-Szenario heißt das in der Redd-

die Natur der Finanzmarktlogik unterordne, dass viel Geld bei der Transaktion verlorengehe, und auch, dass nicht einmal gesichert sei, ob Redd tatsächlich helfe, das Klima zu schützen.

Aber wenn es gut läuft, dann könnte Redd den indigenen Völkern ihren Stolz zurückgeben, sie zu Leuten machen, die die Welt künftig ernst nehmen muss. Dann könnten die Surui ein Modell sein dafür, wie Indigene von und mit ihrem Wald leben können.

Die Surui wollen mit einem Teil des Geldes neue Häuser bauen und noch mehr Bäume pflanzen, es soll ein Krankenhaus geben, eine bessere Schule, Computer für alle, Renten für Alte und Kranke. Ein Mini-Wohlfahrtsstaat für die Surui. Der andere Teil der Emissionsmillionen



# Lästige Freunde

**Global Village:** Während Chinesen den afrikanischen Kontinent aufkaufen, zieht es viele Afrikaner nach China – als Arbeitsmigranten.

Sani sitzt auf einem Hocker in Guangzhou und wartet. Aus Nigeria ist er gekommen, vor ein paar Monaten, und jetzt wartet er darauf, dass sein Handy klingelt. Ist ein Chinese dran, glaubt Sani, wird er reich. Ist ein Afrikaner dran, verdient er wenigstens beim Warten Geld.

Denn Sani handelt zwar mit Textilien, wie die meisten Afrikaner hier in Guangzhou, der Hafenstadt Kanton, im Süden Chinas. Aber er will auch dabei sein bei dem anderen, großen Deal: China braucht Rohstoffe aus Afrika, und Sanis Bruder arbeitet in Nigeria im Minengeschäft. Neue Kunden will Sani nach Afrika locken, deswegen ist er hier. Zwei Interessenten hat er schon, aber die Chinesen zögern, wollen Beweise sehen, Materialproben, und die sind noch unterwegs auf dem Schiff. Also verhökert Sani so lange Herrenbekleidung an Afrikaner.

Für China ist Afrika das große Geschäft, für die Afrikaner ist China das kleine Geschäft. Natürlich, Europa wäre der Traum, doch sie alle kennen die Geschichten vom Tod im Meer. China ist der sichere Weg. 300 Euro zahlte Sani einer chinesischen Firma, damit die ihm einen Einladungsbrief schickte, und schon hatte er sein Visum. Seit August lebt er in Guangzhou, so wie 20000 andere Afrikaner. Vielleicht sind es sogar über 100000, die einreisen aus Guinea, Kamerun oder Mali und einfach bleiben mit ihren Touristen-, Studenten- oder Geschäftsvisa, die sich eingerichtet haben rund um das „Canaan Export Kleiderhandelszentrum“. „Chocolate City“ nennen die Chinesen dieses Viertel, in dem selbst die Schaufensterpuppen schwarz sind.

Hier kochen chinesische Muslime für Araber gemäß den Speisevorschriften des Koran. Im Schuhladen „Göttlicher Wille“ feilschen eine Ghanaerin und eine Chinesin um ein Paar Pumps. Und chinesische Wanderarbeiter verdienen ihr Geld, indem sie Afrikaner vor Schnellstraßen knipsen.

Auch in Afrika haben oft Chinesen die Schnellstraßen gebaut, sie bauen ja viel dort, Krankenhäuser in Benin, Sportzentren in Kenia, Brunnen im Sudan, denn sie brauchen auch viel, Öl aus Angola,

Uran aus dem Niger, afrikanische Unterstützung bei Klimagipfeln.

Sie leben voneinander, nur miteinander wollen sie nicht leben in Guangzhou. Die Afrikaner sind laut, sie stinken, sie betrügen, sagen die Chinesen. Die jagen uns, schlagen uns, betrügen uns, sagen die Afrikaner. Die Freundschaft zwischen China und Afrika zu stärken, sagt Chinas Staatschef Hu Jintao, sei eine noble Mission. Er redet viel von Freundschaft, das Handelsvolumen zwischen Afrika und China lag im letzten Jahr bei 91 Milliarden Dollar.

Zum ersten Mal wird China bei der nächsten Volkszählung im November auch Ausländer erfassen. Es gebe, heißt es ganz offiziell, einen sozialen Wandel, einen Trend zur Arbeitsmigration. Doch

nicht, und Aufträge haben sie auch für Sani: Besorg uns Fußballtrikots, Jeans, T-Shirts, Uniformhemden! Uniformen gehen immer gut in Afrika. Das Muster kommt per Luftfracht, und dann bestellt Sani 1000 Teile in der chinesischen Fabrik. Zehn Tage Produktion, einen Monat Schiffsreise, zwei Wochen Schmuggeln nach Nigeria, der Ablauf ist reibungslos, Sanis Gewinn pro T-Shirt: 60 Cent. Die nigerianische Regierung will die heimische Textilindustrie schützen, deshalb das Importverbot.

Riesig muss die Blume sein auf dem Hemd, bunt der Stoff, Größen bis zu XXXXXL, längst produzieren einige chinesische Fabriken nur für den afrikanischen Markt, längst gibt es Flüge von Guangzhou nach Nairobi oder Addis Abeba. Doch wenn Sani eine Fabrik in der Provinz besucht, dann berühren die Chinesen seine Haut und gucken, ob die schwarze Farbe abgeht, kleine Kinder laufen davon.

Sani hat selbst einen Sohn in Lagos, für ihn betet er jeden Sonntag, in einem der Hochhäuser in Guangzhou, wo sich die Schwarzen zum Gottesdienst treffen, illegal.

„Ihr kennt alle Fabriken Chinas“, ruft der Prediger. „Ihr habt keine Zeit für Gebete. Doch Gott sollt ihr preisen! Halleluja!“, donnert er. 30 Hallelujas die Stunde schleudert er ihnen entgegen, doch keines dringt hinaus hinter die verschlossenen Türen,

eingesperrt bleibt Gottes Wort, während nebenan Fernseher verkauft werden. Nur in diesem Raum sind die Afrikaner dem Blick des chinesischen Staates entzogen.

Den ganzen Tag laufen in einer Wohnsiedlung in Guangzhou Namen über den Monitor, rot leuchtend, Mambu Lelo, Amadou Bah, dazu die Wohnungsnummer, das Datum, wann ihr Visum ausläuft, und am Schluss die Anweisung: „Wenn Sie jemanden finden, der China nicht rechtzeitig verlässt, melden Sie es bitte der Polizei.“ 100 Dollar hat Sani schon gespendet für Afrikaner in Haft, die erst ihr Visum überziehen und dann die Geldstrafe nicht zahlen können.

Sein Handy klingelt, Nigeria ist dran: „Hi Bruder!“ Sani wartet noch auf das ganz große Geschäft. Er hofft, dass endlich ein Chinese anruft. SANDRA SCHULZ



Kleiderhändler Sani in Guangzhou: Sein Büro sind zwei Handys

die Chinesen tun sich schwer mit diesen neuen Ausländern. Es sind nicht die reichen, weißen Geschäftsleute, mit denen man bei Banketts über Millioneninvestitionen plaudert. Es sind Menschen, die aus jenem Kontinent kommen, der China die Rohstoffe liefert für sein Wirtschaftswachstum, die wissen, dass Guangzhou die „Fabrik der Welt“ genannt wird, und glauben, ein wenig Profit müsse auch für sie drin sein.

Sani, 37, hat kein Büro und keinen Laden, denn dafür müsste er sich registrieren lassen. Er lungert lieber im Kosmetikgeschäft seines Freundes herum, zwischen Shampoo und Viagra-Pillen. Sein Büro sind zwei Handys, zweimal die Woche kommt ein Anruf aus Nigeria: „Hi Bruder, wie geht's?“ Bruder nennen sie sich immer, ob sie einander kennen oder

UMWELT

## „Aus den Augen, aus dem Sinn“



Larry McKinney vom Harte Research Institute for Gulf of Mexico Studies an der Texas A&M University über die Folgen der Ölpest am Golf und deren Bekämpfung mit Chemikalien

**SPIEGEL:** Wie schlimm ist die Ölpest?

**McKinney:** Wir haben bisher Glück gehabt. Noch hat wenig Öl die Küste erreicht. Allerdings sorgen wir uns um das, was unter der Wasseroberfläche geschieht. Niemand kann abschätzen, welche Folgen die riesigen Mengen an Dispergiermitteln haben, die ins Wasser gepumpt werden, um das Öl aufzulösen.

**SPIEGEL:** Was könnte geschehen?

**McKinney:** Solche Chemikalien bilden zusammen mit dem Öl kleine Tropfen, die von Fischen und Plankton aufgenommen werden. Im schlimmsten Fall werden all jene Tiere sterben, die normalerweise später im Jahr in den Küstenbiotopen auftauchen.

**SPIEGEL:** Sie hätten die Chemikalien nicht so massiv eingesetzt?

**McKinney:** Nein. Aber der Einsatz des Mittels hat eben zur Folge, dass man das Öl auf dem Meer kaum sieht: aus den Augen, aus dem Sinn.

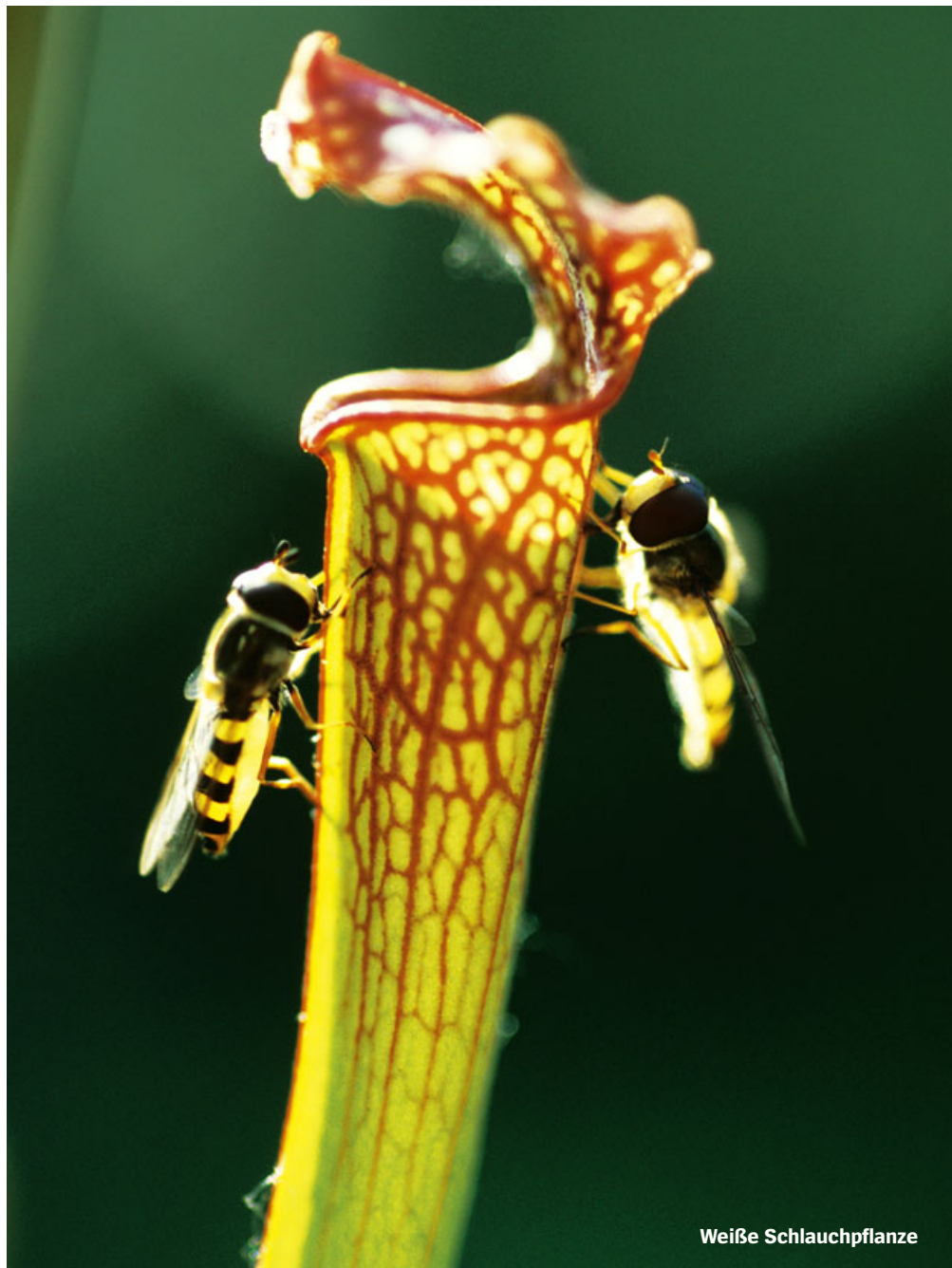
**SPIEGEL:** Wie lange wird es dauern, bis sich der Golf wieder erholt?

**McKinney:** Das Ökosystem dort ist recht widerstandsfähig, weil auch natürli-



Öl-Leck im Golf von Mexiko

cherweise Öl aus dem Meeresgrund austritt. Es gibt Bakterien, die Öl abbauen können. Deshalb kann sich das Meer durchaus von so einer Ölpest erholen – die Frage ist nur, wie schnell. Gegenwärtig fließen riesige Ölmengen in großer Tiefe ins Wasser – das gab es noch nie.



Weißer Schlauchpflanze

BLICKWINKEL

BOTANIK

## Gieriges Grünzeug

Auch fleischfressende Pflanzen können zum Endlager von Umweltgiften werden. Das haben Forscher gezeigt, als sie Exemplare der in einigen amerikanischen Südstaaten beheimateten Weißen Schlauchpflanze (*Sarracenia leucophylla*) 35 Tage lang mit Schmeißfliegenmaden fütterten, die erhöhte Cadmium-Mengen enthielten. Das gierige Grünzeug nahm das Schwermetall mit den Maden auf und lagerte es in den röhrenförmigen Blättern ab – die daraufhin nicht mehr recht wuchsen. Das Cadmium stört die Photosynthese oder die Verdauung, vermuten Christopher Moody und Iain Green von der Bournemouth University in England. Diese Vergiftung könnte den Botanikern zufolge das Überleben der Weißen Schlauchpflanze gefährden, zumal sie es in der freien Wildbahn mit Beuteinsekten zu tun bekommen kann, die oft deutlich mehr Cadmium enthalten als die Fliegenmaden aus den Fütterungsexperimenten.

## NEUROWISSENSCHAFT

### Jungbrunnen fürs Hirn?

Die Leistung des Gehirns schwindet vom vierten Lebensjahrzehnt an, und André Fischer und seine Kollegen vom European Neuroscience Institute in Göttingen glauben jetzt auch erklären zu können, warum dies so ist: Gene, die fürs Lernen eine Rolle spielen, werden mit zunehmendem Alter immer dichter verpackt und können schließlich nicht mehr abgelesen werden. Das geht aus Versuchen an Mäusen hervor: Wenn drei Monate alte Mäuse lernten, sich an eine Gefahrensituation zu erinnern, dann wurden in Nervenzellen des Hippocampus 1539 Gene abgelesen, die mit dem Lernen zusammenhängen. In 16 Monate alten Nagern dagegen waren diese Gene derart dicht verpackt, dass nur noch zwei von ihnen abgelesen werden konnten; entsprechend schlecht schnitten diese alten Tiere beim Lern-test ab. Die DNA-Verpackung wird von Enzymen gesteuert, berichten die Forscher in der Zeitschrift „Science“. Als sie eines von ihnen mit einem Wirkstoff hemmten, konnten alte Mäuse wieder so gut lernen wie junge. Mit einer Pille, das hoffen die Forscher aus Göttingen, könnten in der Zukunft auch die Nervenzellen von Menschen verjüngt werden.

## LUFTFAHRT

### Fliegender Geländewagen für US-Bodentruppen

Amerikanische Militärs suchen nach einem neuartigen Beförderungsmittel für ihre Truppen – einem Vehikel, das über den Boden fahren, aber auch fliegen kann. Laut Ausschreibung der US-Rüstungsagentur Darpa soll es Soldaten erlauben, Straßensperren zu überschweben und Hinterhalten himmelwärts zu entkommen: „Eine Einheit könnte in Zukunft an einen bestimmten Punkt fliegen und dort in die Bodenkämpfe eingreifen – wenn sie auf eine feindliche Übermacht stößt, Gefallene hat oder neue Befehle erhält, könnte sie sich sofort wieder nach oben absetzen.“ Einen

Prototyp des Rollfliegers erhoffen sich die Rüstungsplaner bereits in vier Jahren. Anders als bereits existierende Flugautos wie das „Transition“ soll das Vehikel senkrecht aufsteigen und damit ohne Startbahn auskommen können. Der als „Transformer“ bezeichnete Zwitter ist für vier Passagiere nebst 160 Kilogramm Zusatzgewicht geplant und soll eine Reichweite von gut 450 Kilometern besitzen. Die Metamorphose vom Geländewagen zum Flugobjekt darf dabei nicht länger als eine Minute dauern. Piloten sind für den Rollflieger nicht vorgesehen – er soll selbstgesteuert abheben und landen.



Flugauto „Transition“ der US-Firma Terraflugia

## IMKEREI

### Warnung vor Bienendieben

Unter Imkern werden immer häufiger Bienenvölker geklaut. Die Zahl der gemeldeten Diebstähle sei bundesweit von 164 in 2007 auf 306 im Jahr 2008 gestiegen, meldet die Firma Gaede & Glauerdt, die Imker-Versicherungen anbietet. Die Zahlen für die Folgejahre sind noch nicht ausgewertet, allerdings dürften in diesem Frühjahr besonders vie-

le Bienendiebe unterwegs sein. Denn 20 bis 30 Prozent der Bienenvölker haben den strengen Winter nicht überlebt – manche Imker brechen da Gartentore auf und bedienen sich an den Kästen von Kollegen. Der Landesanstalt für Bienenkunde an der Universität Hohenheim sind in den vergangenen Jahren 72 Völker aus verschiedenen Ständen entwendet worden. In Bayern hat ein Honigproduzent Königinnen von seinem eigenen Imkerverein gestohlen. Die Landesanstalt für Bienenkunde hat dieses Frühjahr drei Fotofallen eingesetzt – und kürzlich einen 71 Jahre alten Hobbyimker

aus Nürtingen in Baden-Württemberg auf frischer Tat abgelichtet. Manche Bienenzüchter sichern ihre Bienenkästen inzwischen mit GPS-Geräten, um sie nach einem Diebstahl online orten zu können; andere benutzen ungewöhnliche Waagenmaße, damit ihre Bienen nicht mehr so einfach in andere Kästen umgesetzt werden können.



Fotofallen-Aufnahme eines Bienendiebstahls, Honigbienen

# Der Rächer der Pharaonen

Heimgesucht von Raubgräbern und Kunsthändlern, verlor Ägypten große Mengen seines pharaonischen Erbes an Europa und die USA. Der Antikenchef des Landes führt einen erbitterten moralischen Feldzug gegen den Westen. Sechs der schönsten Meisterwerke fordert er jetzt zurück.

Es ist fünf Uhr früh, Zahi Hawass sitzt frisch geduscht in seinem Geländewagen, um in die Oase Baharija zu fahren. Ein Pressetermin. Noch sind die Straßen leer. Kairo liegt dämmernd in der rosigen Morgensonne. Also Beilung.

Der Mann hatte schon einen Herzinfarkt. Seitdem raucht er nur noch Waspfeife. Über seinen Fahrer sagt er: „Wenn er abbremst, schmeiß ich ihn raus.“ Seine Gegner nennt er gern „Arschlöcher“.

Das stört hier niemanden. Zahi Hawass darf böse und laut sein. Für ihn gelten eigene Regeln. Er ist Generaldirektor der Altertümerverwaltung und oberster Hüter aller Monumente im Land.

30000 Angestellte unterstehen dem Mann. Hunderte verfallene Tempel, düstere Totengrüfte und nach Harz duftende Schatzkammern, einst gefüllt mit Goldschmuck und Papyruschriften, ziehen sich vom Delta bis zum vierten Nil-Katarakt.

Hawass kann sie allesamt öffnen.

Mit Jeanshemd und Schlapphut wie Indiana Jones, mal am Seil im Grabschacht baumelnd, mal über Särge gebeugt – so präsentierte sich der Schlüsselperson in tausendundeinem TV-Auftritt. Dabei fiel ihm stets der gleiche semantische Salat ein. Die Zutaten: „Mumie – Sand – Geheimnis – Wunder – einzigartig“.

Jetzt ist er „weltbekannt“. Das sagt er über sich selbst. Der Pyramidenflüsterer trinkt 300 Dollar teuren Wein, sein bester Freund ist der Schauspieler Omar Sharif. Manchmal zieht er einen feinen Smoking an und fährt zum Feiern in die Villa von Staatschef Husni Mubarak.

Im Juni war sogar US-Präsident Barack Obama zu Besuch. Die beiden standen am Fuß der Cheopspyramide, ganz cool, mit den Händen in den Taschen.

„Wir waren von der ersten Minute an Freunde“, sagt Hawass. „Ich erzählte ihm, dass George Lucas hierher kam, um herauszufinden, wieso mein Hut berühmter

wurde als der von Harrison Ford.“ Als man ihm das Layout für sein letztes Buch vorlegte, meinte er nur: „Okay, aber ihr müsst meinen Namen größer schreiben.“

„Ich bin nicht nur in den USA berühmt, auch in Japan, eigentlich überall“, erklärt der Narziss ohne Zögern.

Am weltbekanntesten aber ist Hawass in Ägypten. Er hat eine Kolumne in der halbstaatlichen Zeitung „al-Ahram“. Oft sieht man ihn im Fernsehen, wie er locker mit Staatsgästen und Botschaftern plaudert oder Tanzturniere vor der Sphinx eröffnet.

Die Leute mögen das: Hawass redet auf Augenhöhe mit dem Westen. Er hat Ägypten aus der Demut befreit.

seinem Land geschah. Ihn ärgert der Trott seiner Landsleute, der Schmutz, die Armut, die mangelnde Organisation, die schlechte technische Ausstattung seiner Behörde.

„Wir waren schon einmal ganz oben“, sagt er und meint damit die Zeit der Pharaonen. Jungen Leuten sagt er: „Seid stolz auf diese Vergangenheit.“

Hawass spricht oft von Würde, von Ansehen und Ehre. Seine Nation, glaubt er, wurde betrogen. Die Rache für diesen Betrug ist seine Mission.

„Unser Erbe wurde gestohlen“, ruft er, „Menschen haben das Nilreich in den vergangenen Jahrhunderten vergewaltigt.“ Besonders ein Ziel verfolgt er deshalb

verbissen: die Rückführung von Kulturgütern.

Richtig ist: Jahrtausendlang plünderten Fremdherrscher am Nil. Schon die Römer klauten dort Obelisken.

Dann kam Napoleon. „Soldaten, 40 Jahrhunderte blicken auf euch herab“, rief der Korse seinen Männern zu, als er 1798 ins Land einrückte. Schiffsladungen voll Kulturgütern gerieten später ins Abendland und dienten zum Aufbau großer Museen.

Viele dieser Schätze wurden legal und für teuer Geld eingekauft. Doch in Ägypten trieben sich auch Schmuggler und Raubgräber herum, die Gesetze brachen und das goldene Erbe fledderten.

Hawass empört dieser Aderlass. Und er macht keine Unterschiede.

Der Altertümerdirektor erhebt eine generelle Anklage, die unbequem ist für den Westen. Er gleicht der Sphinx. Nur dass er keine Pest verursacht, sondern ein schlechtes Gewissen.

31 000 Schmuggelobjekte hat der Mann in den vergangenen Jahren schon heimgeholt. Es sind überwiegend Stücke aus Raubgrabungen, die in den letzten 50 Jahren über Auktionshäuser wie Sotheby's und Christie's an Museen in die USA verkauft wurden.

Dafür bejubelt man ihn daheim – zu Recht. Selbst die balsamierte Leiche Ramses' I. spürte er auf – im fernen Atlan-



Archäologe Hawass, Gast Obama: Freunde von der ersten Minute an

Zudem ist er ein blendender Redner. Er liebt Anekdoten. Meistens drehen sie sich um ihn selbst und enthalten kleine Unwahrheiten.

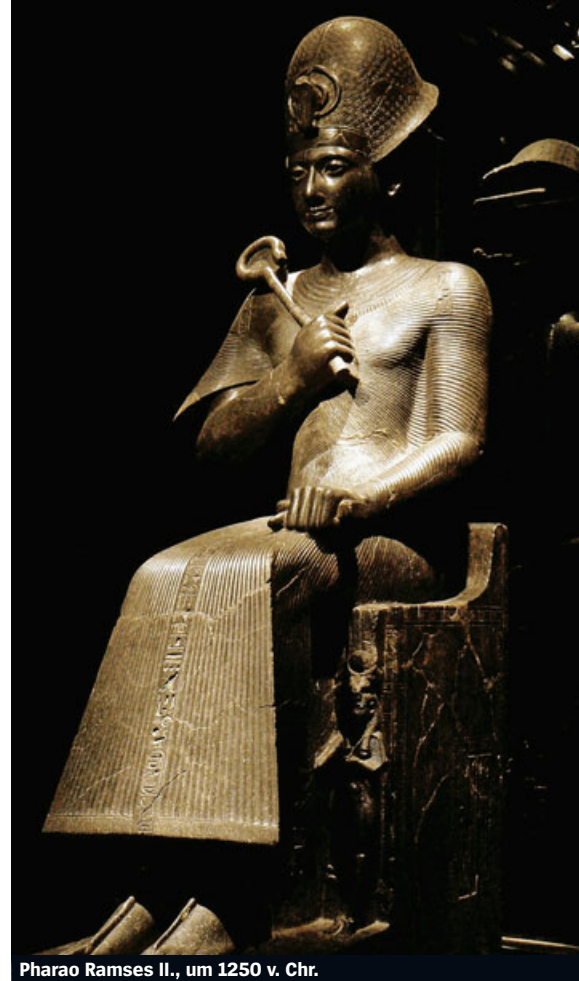
Doch auf Details kommt es diesem Gemütsmenschen nicht an. „Jalla, let's go“, ruft er unwirsch, wenn sein Jeep in den verstopften Häuserschluchten Kairo nicht vorwärtskommt. Mehrere Hühner hat sein Chauffeur schon totgefahren.

Doch der „Kampfelefant der Ägyptologie“ („Hamburger Abendblatt“) duldet keinen Verzug. Er ist ruhelos, ein Getriebener.

Tausend Arme und Beine müsste er haben, um all die Schmach zu tilgen, die



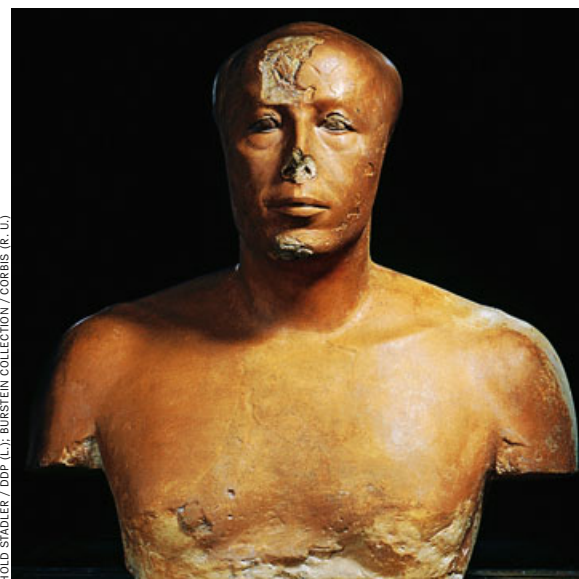
Königin Nofretete, Gattin des Echnaton, um 1350 v. Chr.



Pharao Ramses II., um 1250 v. Chr.



Astrologische Tempeldecke von Dendera, 50 v. Chr.



Ankhaf, Erbauer der Chephrenpyramide, um 2550 v. Chr.

**Zurückgeforderte Meisterwerke:** *Rückt die sechs Spitzenstücke raus, und euer Treiben von einst ist gesühnt*

ta. Hawass beugte sich über die blättrige Gestalt und schnüffelte an ihr. Dann sagte er: „Ich rieche es, das ist Ramses.“ Die Prüfung gab ihm recht.

So kennt man ihn, den Mumienmagier, den Helden aus der Wüste, den Scherben-Showman, der die Pyramide zum Zirkuszelt macht.

Witz hat er, aber eben auch oft schlechte Laune. Neulich, in New York, stauchte er vor der versammelten Weltpresse mehrere Museumskuratoren aus Boston zusammen. Sie besitzen eine Statue, die, wie er findet, seinem Volk gehört. Hawass rollte mit den Augen und ballte die Faust.

Auch der Louvre bekam seinen Zorn zu spüren. Von dort verlangte er fünf wunderschöne Fresken zurück, die das Museum aus illegalem Besitz erworben hatte. Als man die Herausgabe verweigerte, warf er französische Archäologen aus dem Land und beendete die Zusammenarbeit mit dem Schatzhaus an der Seine.

Schließlich, im vergangenen Oktober, rief Präsident Sarkozy kleinlaut bei Mubarak an. Man werde alles abliefen, versprach er. Hawass triumphierte: „Das war ein Sieg für uns.“

Es ist ein schwerer Kampf, den der Antikendirektor da angezettelt hat. Er wird dafür Stehvermögen brauchen, gute Nerven und eine robuste Gesundheit.

Normale Werktage beginnt er deshalb mit Gymnastik. Das hat ihm seine Frau, eine Gynäkologin, geraten.

Ab sieben Uhr morgens sitzt er in seinem Büro im feinen Stadtteil Zamalek und trinkt Kräutertees und Limonade. Erst abends geht er essen. Nach 22 Uhr entspannt er sich in einem Café in der Nähe seiner Wohnung bei einer Partie Backgammon.

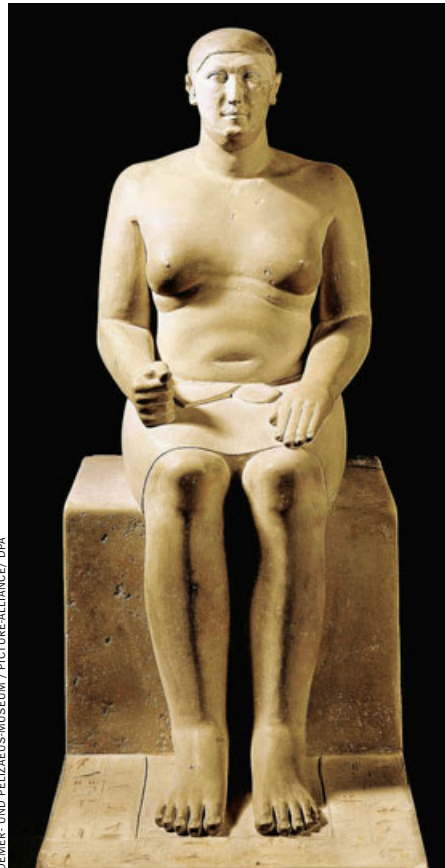
Oft aber muss der Chef morgens ganz früh hoch. Zähneputzen, schnell eine Falafel. Dann saust er mit dem Jeep kreuz und quer durchs Land.

Denn Hawass hat die gesamte PR-Arbeit monopolisiert. 225 ausländische Archäologenteams arbeiten am Nil – alle mit Maulkorb. Kein Professor darf wichtige Funde eigenmächtig vermelden. „Vorher war das hier ein Selbstbedienungsladen“, sagt der Boss, „damit ist jetzt Schluss.“

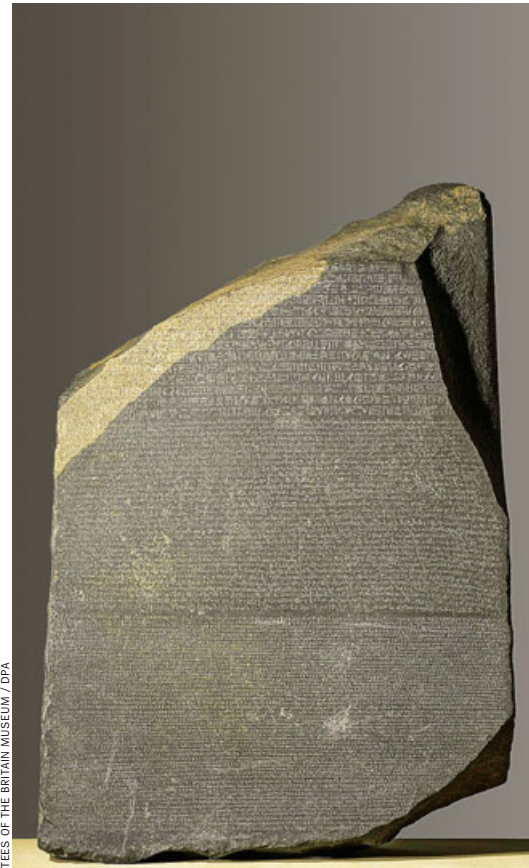
Hawass behält sich vor, alle Entdeckungen selbst anzupreisen. Nicht allen gefällt das. Manche meinen, dass er der seriösen Forschung so nah steht wie Rapunzel dem Friseurhandwerk.

Auf dem Friedhof in Baharija liegen „10000 Goldmumien“, versprach er vollmundig. Gefunden wurden rund 200. Ein schäbiges Depot im Tal der Könige erklärte er aus Versehen zum Grab einer Pharaonin.

Verstiegen muten auch seine eigenen Grabungsbemühungen an. Seit geraumer



Pyramidenbauer Hemiunu, um 2570 v. Chr.



Rosettastein, 196 v. Chr.

Zeit schon sucht der Meister in einem Tempel bei Alexandria nach der Leiche Kleopatras. Die Idee hat ihm eine Rechtsanwältin aus der Dominikanischen Republik eingeflüstert.

„Sind Sie Ihrer Sache sicher?“, wollte ein Journalist wissen. Antwort: „Ganz sicher, sonst hätte ich darüber kein Wort verloren. Schließlich möchte ich mich nicht blamieren.“

Als trotz fieberhafter Buddlei nichts zum Vorschein kam, holte der Chef im vergangenen Jahr den Granitkopf des Kleopatra-Geliebten Mark Anton aus einem Museum und tat so, als hätte er ihn frisch der Erde entrissen.

Ein „gieriger Kerl“ sei er, zudem ein Tyrann, der sich am liebsten mit „Kriechern“ umgebe: Das behauptet Duncan Lees, ein Computerspezialist, der manchmal 3-D-Animationen von Grabschächten macht. Ein Mann aus der dritten Reihe also.

Die großen Ägyptologen dagegen sparen mit Widerworten. Sie wispern nur, man hört sie kaum. Sie wollen ihre Lizenzen nicht verlieren.

Viele Forscher hatten deshalb insgeheim auf den 28. Mai gehofft. Dann wird der Ich-Archäologe 63, seine Pensionsgrenze.

Doch statt eines Abschiedsessens ist nun Amtsverlängerung angesagt. Präsident Mubarak hat Hawass zum Vizeminister für Kultur ernannt. Das bedeutet:

Jetzt kann er bis zum Lebensende weitermachen.

Und doch erschöpft sich diese schillernde Gestalt nicht in der Summe ihrer schlechten Eigenschaften. Denn der Mann bewegt etwas.

Er ganz allein hat mit seiner berserkerhaften Öffentlichkeitsarbeit und seiner unbändigen Eitelkeit unter den 80 Millionen Ägyptern einen Bewusstseinswandel ausgelöst und einen neuen Geschichtsstolz entfacht.

„Für die Kleinbauern fing die Welt früher mit Mohammed und dem Koran an“, erklärt der Ägyptologe Christian Loeben aus Hannover. „Erst Hawass schaffte es, dass heute jeder Fellache die Pharaonen als sein Erbe begreift. Dafür bewundere ich ihn.“

Gerade diese Erfolge sind es, die den Museen in Paris, London, New York und Berlin Ärger bereiten. Sie sind verunsichert von dem hartnäckigen Rachefeldzug des selbsternannten „Hüters“ der Pyramiden.

Vorigen Monat erreichte der Streit einen neuen Höhepunkt. Hawass rief zu einem „Kongress zum Schutz und zur Repatriierung von Kulturgütern“. 25 Nationen kamen nach Kairo, um eine Front zu bilden gegen die alten Ausbeuterstaaten jenseits des Mittelmeers.

Am Ende legte der Gastgeber einen Forderungskatalog vor. Sechs Objekte standen darauf. Es sind allesamt Meisterwerke.



**Antikenchef Hawass im Grab Tutanchamuns**  
„Mumie – Sand – Wunder – einzigartig“

Aus Boston will er die herrliche Büste des Wesirs Anchhaf. London soll den Rosettastein herausrücken, mit dessen Hilfe man die Hieroglyphen entzifferte. Das schwerste Stück, ein astrologisches Relief mit der Darstellung des Tierkreises, befindet sich im Louvre.

Die Deutschen sind gleich doppelt betroffen: Neben der Nofretete-Büste in Berlin erhebt Hawass Anspruch auf eine 4500 Jahre alte Kalksteinstatue, die in Hildesheim ausgestellt ist. Sie zeigt Hemunu, den Erbauer des Cheops-Grabmals.

Der letzte Posten auf seiner Liste schließlich befindet sich in Turin: ein Abbild Ramses' II., gemeißelt von einem unbekannten Nil-Michelangelo.

„90 Minuten lang“ habe er schweigend und wie verzaubert vor diesem Kunstwerk verharret, berichtet Hawass – was übertrieben sein dürfte. Dafür ist er viel zu zappelig.

Man muss ihn sehen, wie er die Augen aufreißt, das „Rrrrr“ rollt und mit den Händen in der Luft fuchtelte, als könne er wie Mose das Rote Meer teilen. „Gott gab mir die Gabe, publikumswirksam zu sprechen“, sagt er.

Bei den sechs Meisterwerken aber will seine Zauberkugel nicht fruchten – im Gegenteil. Boston ist sauer, der Louvre und Turin stellen sich stur.

Die Berliner schickten im vergangenen Dezember einen Emissär mit alten Ver-

tragsunterlagen an den Nil. Sie besagen, dass bei der Fundteilung um die Nofretete im Jahr 1913 „alles legal“ ablief. Seitdem herrscht auch hier Funkstille.

In der Tat steht die wuchtig vorgetragene Anklage auf schwachen Füßen. Einen rechtlichen Hebel hat Ägypten nicht. Einige der geforderten Stücke kamen bereits vor 200 Jahren nach Europa. Da war der Unesco-Kulturgüterschutz noch nicht erfunden.

Mamluken herrschten damals am Nil – eine aus türkischen Sklaven erwachsene Dynastie. Auch der Sultan von Istanbul mischte beim Regieren mit.

Als die Franzosen mit einer riesigen Armee anrückten, demütigten sie den Gegner durch einen Sieg direkt auf dem Pyramidenfeld von Giseh. Den Rosettastein entdeckten die Besatzer nahe einer Festung.

Kurz danach kamen die Briten und jagten ihnen die 760 Kilogramm schwere Kostbarkeit wieder ab. Es folgten heimliche Kutschfahrten und Verfolgungsjagden im Basar – die Details sind noch immer nicht vollständig geklärt.

Die Einheimischen verfolgten die Rängelei eher verwundert. Warum, fragten sie sich, balgen sich die Fremden um alten Pharaonenplunder. An der glorreichen Vergangenheit ihres Landes hatten sie kein Interesse.

Muhammad Ali Pascha, Vizekönig von Ägypten seit 1805, rauchte lieber Wasser-

pfeife in seinem Harem. Seine Untertanen befeuerten derweil ihre Öfen mit Mumien als Brennmaterial.

Die Briten und Franzosen dagegen hatte schon damals das Kleopatra-Fieber gepackt.

Vor allem die Diplomaten Bernadino Drovetti (für Frankreich) und Henry Salt (für England) kauften aus ihren Privatschatullen ungeheure Pretiosen auf. Sie schickten Agenten durchs Land, kungelten mit Dorfältesten, um alte Friedhöfe zu öffnen, und finanzierten Grabungen von Theben bis Giseh.

Später verkauften sie ihre Beute meistbietend an Könige, Fürsten und Museen in Europa.

Verboten war das nicht. „Nulla poena sine lege“ – keine Strafe ohne Gesetz. Diesen Rechtsgrundsatz kennt auch Hawass.

Deshalb begründet der Antikengeneral seine Ansprüche gern wolkig. Es geht ihm um einen moralischen Appell und eine allgemeine Wiedergutmachung: Rückt die sechs Superwerke raus, so seine Botschaft, und euer schlimmes Treiben von einst ist gesühnt.

Doch weil die neuen Besitzer nicht hören wollen, muss Hawass so oft zornig sein. Dann droht und tobt er und erzählt seine berühmten Anekdoten.

Über die Leute vom British Museum in London etwa sagte er jüngst: „Die bewahrten den Rosettastein in einem dunklen, schlecht beleuchteten Raum auf, bis ich kam und ihn zurückforderte. Da erst fanden sie das Stück plötzlich bedeutsam.“

Auch bei der Nofretete vergriff sich der Ankläger im Ton. Die deutschen Archäologen, schimpft er, hätten seinerzeit die Büste der schönen Pharaonin vorsätzlich „mit Lehm“ beschmiert, um die ägyptische Antikenbehörde zu täuschen.

Kein Wort davon ist wahr. Alle Protokolle wurden ordnungsgemäß unterschrieben.

Überspannt der Generaldirektor den Bogen? Verfolgt er echte Ansprüche, oder geht es ihm nur ums Rülpeln? Wer ist dieser Mann überhaupt, der über seine Gegner sagt: „Wer mich angreift, den zerschmettere ich.“

Über seine Herkunft hält sich Hawass eher bedeckt. Geboren wurde er in einem Dorf im Niltal. Der Vater starb früh. Zahi musste die Familie durchbringen.

Über die Mühen des Feldpflügens, den Dreck in den Gassen, die Armut – kein Wort. Als Junge sei er ein „berühmter Fußballspieler“, gewesen, das weiß er noch. Und noch eines: „Alle Frauen liebten mich und wollten mich heiraten.“

Mit 21 Jahren trat der junge Mann in die Altertümerverwaltung ein, damals



Freunde Sharif, Hawass: „Ein ungeheurer Schauspieler“

eine verschlafene Mammutbehörde ohne wissenschaftliche Kompetenz.

Ein bisschen Wache schieben, Depots abschließen, den Westforschern über die Schultern gucken – mehr war eigentlich nicht zu tun.

Im Jahr 1978 lauschte der Inspektor vor der Sphinx einem Rockkonzert von The Grateful Dead. Viele US-Hippies waren angereist und rauchten Dope.

Dann folgte der große Schnitt – Amerika. Hawass studierte an der Universität von Pennsylvania, blieb sieben Jahre und machte seinen Doktor.

Nach der Rückkehr konnte er nun auch auf Englisch dampfplaudern. Seine Landsleute sahen in ihm den Weitgereisten, der in den USA die Weihen einer höheren Daseinsform genossen hatte.

Schnell stieg der so Geadelte auf: Er wurde „General Director of Antiquities“, dann „Undersecretary of State“, schließlich „Secretary General“.

Sein altes Büro, ein Wellblechcontainer mit muffigen Teppichen und drei Telefonen auf dem Tisch, behielt er. Es stand direkt im Schlagschatten der Pyramiden.

Diese Bude wurde Hawass' Einfallstort zur Macht. Milliardäre, Schauspieler und Politiker klingelten im Laufe der Jahre bei ihm an. George Bush, Bill Gates, Gaddafi – sie alle ließen sich von dem Scherpa durch die gigantische Totenstätte führen.

Damals begriff Hawass, dass der Westen Schlange steht und hartes Geld bezahlt, um am Glanz der Pharaonen teilzuhaben.

Bald stürmten auch Fernsehleute herbei, angelockt von den Fähigkeiten des

Rhetors, noch dem erbärmlichsten Scherbenhaufen spannende Geschichten abzugewinnen.

Seinen erstaunlichsten Auftritt legte der Zauberer im Jahr 2002 hin. Live für „National Geographic“ schickte er einen ferngesteuerten Roboter durch einen Luftschacht der Cheopspyramide. 142 TV-Nationen waren zugeschaltet.

Zwar war außer wackeligen Endoskop-Bildern in Schwarzweiß nichts zu sehen. Hawass aber schwelgte unverdrossen: „Was wir heute Nacht gesehen haben, ist völlig einzigartig in der Welt der Ägyptologie.“ Das eben kann der Mann – Traum und Geschichte verspinnen. Einen „ungeheuren Schauspieler“ nennt Omar Sharif seinen Kumpel.

Und doch hat er enorme Verdienste. Sein Wille brachte das Land voran. Er verlieh dem Antikendienst Schlagkraft, schob wichtige Mumienanalysen an und holte Millionen Touristen ins Land.

19 Museen will Hawass nun bauen lassen. Das größte entsteht bereits direkt neben den Pyramiden. Ab 2013 soll es die gewaltigste ägyptische Sammlung der Welt beherbergen.

Auf diesen Triumph arbeitet der Meister hin. Auch die sechs strittigen Spitzenwerke will er dort unbedingt zeigen – es wäre der krönende Abschluss seiner Laufbahn.

Nur, wird das gelingen? Bislang zeigen sich die Museen störrisch. Auch die Kuratoren aus Hildesheim sehen keine Veranlassung für eine Rückgabe: „Der Hemionu ist der Stolz unserer Sammlung“, heißt es von dort.

1913 wurde die herrliche Figur entdeckt. Die Ausgrabungen bezahlte Wilhelm Pe-

lizaeus, ein reicher Geschäftsmann, der für Krupp in Ägypten Eisenbahnteile verkaufte. Pingelig genau hielt sich der Händler an die verabredete Fundteilung „zu gleichen Hälften“. Von Diebstahl und Plünderung kann keine Rede sein.

Dass der Hemionu nach Deutschland kam, erklärt die zuständige Kuratorin mit dem jämmerlichen Erhaltungszustand bei seiner Entdeckung: „Der Kopf war total zersplittert, die Ägypter wollten die Statue nicht haben.“

Ähnlich liegt der Fall in Boston. Das Museum dort besitzt sogar eine Schenkungsurkunde von 1927. Darin steht, dass der Anchhaf mit ausdrücklicher Dankagung Ägyptens in die USA ging.

Der Grund: Der US-Finder entdeckte kurz danach auch das berühmte Schachtgrab der Pharaonemutter Hetepheres. Es war vollgestellt mit zu Staub vergangenen Möbeln. Erhalten waren nur die Goldbleche und Beschläge. Dennoch gelang es, Stühle, Kisten und ein Bett zu rekonstruieren.

Hernach übergaben die Amerikaner den funkelnden Hausrat an Kairo. Weil sie alles aus eigener Tasche zahlten, entlohnte man sie mit der Büste.

Angesichts solcher Fakten schnurrt Hawass' Scherben-Protest plötzlich zusammen. Er ähnelt dem Scheinriesen aus Lummerland. Bedrohlich wirken seine Argumente nur aus der Ferne.

Warum also das Getöse?

Einige Experten vermuten, dass der Mann eine „langfristige Strategie“ verfolge und dabei schwächere wie auf dem Basar. „Zuerst stellt er Höchstforderungen, um die Museen einzuschüchtern“, vermutet Loeben, „so hofft er, die Meisterwerke wenigstens als Leihgabe zur Einweihung seines neuen Großmuseums zu kriegen.“

Ob dieser Plan aufgeht? Ein gewaltiges Tauziehen läuft derzeit hinter den Kulissen. „Ohne bilateralen Staatsvertrag“, erklärt eine Sprecherin aus Hildesheim, „verleihen wir nichts, wir trauen dem Mann nicht.“

Der mault zurück: „Wir sind nicht die Piraten der Karibik.“ In diesem Ton dürfte es weitergehen, eine Einigung ist nicht in Sicht.

Doch selbst eine Niederlage dürfte der Kämpfer verschmerzen. Sein Hauptziel, den Ruhm, hat er längst erreicht.

Wenn der mittlerweile ergraute Chef den staubigen Aufweg zu den Pyramiden hochfährt, wo er vor fast 40 Jahren seine Karriere begann, stehen seine Angestellten stramm und salutieren.

In solchen Momenten erfüllt Freude das Herz des Bauernsohns. Er lächelt dann milde und weiß, dass er es geschafft hat.

„Niemand in Ägypten, der aus einer gewöhnlichen Familie stammt, wird so verehrt wie ich.“

MATTHIAS SCHULZ



**Wolfshund Noomi:** „Viel intensiver und ursprünglicher als ein Rassehund“

TIERE

## Beutegreifer im Wohnzimmer

Räuber, Mythos, Fabeltier – seit je schlägt der Urahn des Haushundes den Menschen in seinen Bann. Zunehmend sind Mischlinge aus Wolf und Hund gefragt.

Auf dem Heimweg muss Jos de Bruin noch kurz beim Kaninchenzüchter vorbei. In dem Großbetrieb fallen immer mal ein paar Kadaver ab. De Bruin packt sie in einen schwarzen Müllsack, dann geht es nach Hause. Seine Wölfe haben Hunger.

In Sonsbeck am Niederrhein kennen sie ihn alle, den Mann mit den wilden Tieren: Schon an der Zufahrt zu seinem Grundstück an der Schwarzen Straße hängt ein Hinweisschild mit Wolfsantlitz; das Haus des Niederländers verschwindet fast inmitten von Zäunen und Gehägen.

Im vorderen Freilauf vermelden die beiden Saarloos-Wolfhunde Ingo und Thira mit lautem Gebell, dass ein Fremdling naht; hinterm Haus verdämmert Lupi, der uralte Polarwolf, seinen Lebensabend. Nebenan hausen zwei Dingos.

Und dann sind da noch Thor, Tessy und die beiden Namenlosen: Vier Tiere in de Bruins Auffangstation sind Mischlinge – eigentümliche Halbwesen, weder Wolf noch Hund. Der Großvater der Geschwister Thor und Tessy war ein Wolf, sie sind Kreuzungen der ersten Nachkommengeneration, sogenannte F2-Hybriden. Die beiden Tiere ohne Namen sind direk-

te Wolfsnachkommen (F1), sie kommen aus einem niederländischen Tierheim.

Schöne, scheue Tiere sind das, die anders als die Hunde nicht den Kontakt zu Fremden suchen. „Sie sind ziemlich vorsichtig“, erklärt de Bruin. Von ihrem Besitzer aber lassen sich Thor und Tessy den dichten Pelz zausen; sie lecken ihm die Hände, beschnüffeln sein Gesicht. „Thor nehme ich auch im Auto mit und gehe mit ihm spazieren“, erzählt de Bruin.

Seit seiner Jugend ist der Niederländer allem verfallen, was nach Wolf aussieht; seinen ersten Mischling schaffte er Mitte der neunziger Jahre an. Seine damalige Frau war nicht begeistert vom Raubtier im Wohnzimmer und setzte das Duo vor die Tür. „Das Leben auf der Straße war nicht einfach“, sagt de Bruin schlicht. Nach guter Wolfsmanier verputzte der Halbwolf ein paar Ziegen aus der Nachbarschaft; schließlich musste er eingeschläfert werden. Ein solches Schicksal will de Bruin anderen herrenlosen Halbwölfen ersparen: „Ich bin es meinem ers-

ten Mischling schuldig, mich um diese Tiere zu kümmern“, sagt er.

Über Jahrtausende mühte sich der Mensch, aus *Canis lupus* einen familien-tauglichen Gefährten zu machen, bestens angepasst an das Leben in Haus und Hof – einen Hund, der möglichst keine Schafe reißt und Herrchen als Rudelboss akzeptiert. Echte Wölfe kannten die Deutschen lange Zeit nur noch aus Tierparks und Märchenbüchern. Erst allmählich kehrt der Räuber zurück in die Wälder, in der Lausitz etwa. Rund 60 wilde Exemplare gibt es in Deutschland, nicht unbedingt zur Freude von Schäfern und Bauern. Und da sucht sich einer wie de Bruin ausgerechnet ein paar Halbwölfe als vierbeinige Freunde?

Wahre Wildnis-Fans finden das offenbar faszinierend. Regelmäßig bekommt de Bruin Anfragen von Leuten, die dringend einen Wolfsmix besitzen möchten. Und nicht nur er: Die Verhaltenswissenschaftlerin Dorrit Feddersen-Petersen etwa leitete über Jahre ein Wolfsprojekt an der Kieler Uni: „Ständig riefen Halter an, die ihren Hund von einem Wolf decken lassen wollten“, erinnert sie sich. Und Matthias Vogelsang, der als einer der wenigen Privatleute in Deutschland ein eigenes Wolfsrudel hält, bekommt 70 bis 80 Anfragen im Jahr.

„Möglichst viel Wolf im Hund finden einige Leute schick“, berichtet auch der Hundetrainer Günther Bloch. „Ein Wolf ist ein mystisches Wesen. Mit einem Mischling wollen manche der Domestikation ein Schnippchen schlagen und ein ursprüngliches, einzigartiges Tier besitzen.“

In den USA sind die Mischlinge Modetiere, mindestens 100 000 von ihnen leben bei privaten Haltern. Züchter werben mit dem hohen Anteil von Wolfsblut ihrer Tiere. Allerdings: „Oft wird da auch geschummelt“, erzählt Monty Sloan vom Wolf Park in Battle Ground im US-Bundesstaat Indiana: Je mehr Wildtier im Welpen, desto mehr Geld können die Züchter verlangen.

Für Wölfe gilt das Washingtoner Artenschutzübereinkommen. In Deutschland brauchen potentielle Wolfsherrchen eine Genehmigung und müssen zudem ein besonderes Interesse an der Haltung sowie eine artgerechte Unterbringung nachweisen. Das gilt auch für die Nachkommen. Erst wenn die Romanze mit Isegrim fünf Generationen zurückliegt, geht der F5-Mischling rein rechtlich als Hund durch.

Offiziell gibt es hierzulande keine Züchter für Wolfskreuzungen, nur ganz wenige Tiere sind bei den Behörden gemeldet. Doch in der regen Szene der Wolfsenthusiasten ist von etwa 50 bis 60 Exemplaren die Rede. Alle wissen: Wer

eine hochprozentige Kreuzung will, holt sie sich aus Holland oder Belgien oder reist gleich in die USA. Die Tiere kommen dann formal als Hundemischlinge ins Land. Einen Test, der zweifelsfrei nachweisen könnte, wie viele Generationen die letzte Einkreuzung zurückliegt, gibt es nicht.

Auch ohne kriminelle Energie indes kann sich in Deutschland jeder einen Hund mit Einkreuzung aus der Wildnis anschaffen: Es genügt ein Ausflug zu einem der Züchter für Saarloos- oder Tschechoslowakische Wolfhunde (TWH). Beide sind anerkannte, wenn auch seltene Hunderassen.

Die eine schuf einst der Niederländer Leendert Saarloos. Er wollte den Deut-



**Wolf mit Beute:** „Dunkle, mysteriöse Aura“

schen Schäferhund aufpeppen, indem er ihn mit einer Wölfin paarte. Der „Tscheche“ dagegen, ursprünglich eine Kreuzung aus Karpatenwolf und Deutschem Schäferhund, sollte den Gehorsam des Hundes mit den feinen Sinnen und der Ausdauer seines Urahnen vereinen und war als Grenzhund vorgesehen.

Die Rassen machten dann eher Karriere als vierbeiniges Accessoire für Individualisten: Anfang der achtziger Jahre wurde in der TWH-Zucht der letzte wahrhaftige Wolf mit einem Schäferhund gepaart, heutige Welpen sind mitunter gerade mal sechs oder sieben Generationen vom wilden Verwandten entfernt. Bei vielen Jagdhundrassen dürften es dagegen mehr als 500 Generationen sein.

„Manche Leute wollen so einen Hund nur wegen der Optik“, berichtet TWH-Züchter Michael Eichhorn, „außerdem gelten die Tiere als unabhängig und schwer zu zähmen, sie haben eine dunkle, mysteriöse Aura – genau so wollen einige Halter selbst gern sein.“

Wer sich aus reiner Romantik einen TWH ins Haus holt, sollte indes nicht allzu sehr an seiner Einrichtung hängen. „Diese Tiere sind viel erfinderischer als normale Hunde“, berichtet Hundetrainer Bloch, „sie können hoch springen und sogar klettern, machen Fenster und Türen an den Griffen auf und graben Ihnen den Garten um.“ Für Hundeanfänger mit Etagenwohnung seien die „Tschechen“ nichts.

„Meine erste TWH-Hündin hat die Sitze von drei Autos zerlegt und zu Hause alles zerbissen, was ihr zwischen die Zähne kam“, berichtet Christian Berge aus Buchholz an der Aller. Auch im Haus von Jos de Bruin ist jede Tür bis tief ins Holz hinein zerkratzt: Wolfshunde sind nicht gern allein. „Man muss schon wissen, was man da am Strick hat“, erklärt Halter Berge. Eigentlich ist er Anwalt, doch für den Job hat er jetzt keine Zeit mehr.

Am Beispiel Berge lässt sich beobachten, wie der Mensch dem Mythos Wolf anheimfällt. Noch immer gerät er ins Schwärmen, wenn er an seine erste Begegnung mit einem der Tiere zurückdenkt: Da waren nur noch „Ehrfurcht und Glücksgefühle“. Seither ist Berge hingebungsvoller Hobbyforscher, er kennt jeden Wolfswissenschaftler und so ziemlich alle Halter. Gegenwärtig verfasst er ein Buch über neue Rassen.

Über die sogenannten Amerikanischen Wolfhunde (AWH) berichtet er dort zum Beispiel, eine Rasse, die es offiziell nicht gibt. Wo sich der letzte Wolf im Stammbaum findet, ist schwer zu sagen. Einige Züchter verkaufen ihre Tiere als direkte Wolfsnachkommen.

Auch in Deutschland gibt es Züchter. Jan Schulze etwa jobbte als Schüler in einem Wildpark und zog Wölfe mit der Flasche auf; heute züchtet er im sächsischen Liebstadt AWH. „Klar wollte ich mir damit auch ein Stück Wildnis ins Haus holen“, erklärt der Polizist. Für die Welpen seiner Hündin Mette meldeten sich fast 200 Interessenten.

„Ein durchgezüchteter Rassehund kam für mich nie in Frage“, erklärt Schulze. „Schauen Sie sich doch zum Beispiel einen Mops an – ich finde es schlimm, was der Mensch aus dem Wolf gemacht hat.“ Seine Hunde, die für den Laienblick kaum von Wölfen zu unterscheiden sind, stammen von Züchtern aus England und den Niederlanden.

Wolfsfan Berge holte seine tiefschwarze Noomi vor knapp drei Jahren aus Kanada. „Sie ist in ihrem Verhalten viel ursprünglicher und intensiver als ein Rassehund“, erklärt Berge. „Sie ist freundlich und loyal, nicht so opportunistisch wie andere Hunde“, schwärmt er, „sie hängt an mir, ohne dass ich ihr Leckerli geben muss.“

Doch der Wildnis-Faktor, der für Halter wie Berge den Reiz der Mischlinge

# Toxisches Paradox

In einigen Regionen Deutschlands belasten hohe Mengen Uran das Trinkwasser. Nun sollen endlich Grenzwerte für das giftige Schwermetall eingeführt werden.

ausmacht, birgt auch Risiken. Denn je hochprozentiger der Wolfsmix, desto unberechenbarer das Verhalten der Tiere, etwa der schwer kontrollierbare Beutetrieb.

In Deutschland sind offiziell keine Angriffe von Wolfsmischlingen auf Menschen gemeldet; in den USA rangieren die Tiere in der Beißstatistik gleich hinter Pitbull-Terrier und Rottweiler – auch tödliche Attacken kommen vor.

„Haushunde haben sich in mehr als 15 000 Jahren dem Menschen und seinen Lebensbedingungen angepasst“, kritisiert Hundeforscherin Feddersen-Petersen, „einen Wolf einzukreuzen ist immer ein Rückschritt.“ Am Institut für Haustierkunde der Kieler Uni hat die Wissenschaftlerin selbst bis Mitte der achtziger Jahre sogenannte Puwos erforscht, eine experimentelle Kreuzung aus Königspudel und Wolf. „Diese Tiere und ihre Nachkommen waren zeitlebens scheu und schreckhaft“, sagt Feddersen-Petersen.

In den ersten Jahren, sagt auch Wolfsfreund Vogelsang, kommen die meisten Halter noch gut mit ihren Tieren zurecht: „Ein Hund kann ohne seinen Menschen nicht leben, er bleibt zeitlebens in einem infantilen Stadium“, erklärt er. „Ein Wolf aber wird erwachsen, und dann kommen die Probleme.“

In seiner Küche im niedersächsischen Einbeck hat Vogelsang gerade für einen Wildpark bei Hannover vier graue Wolfsbabys mit der Flasche großgezogen. Die Handaufzucht soll ihnen die Scheu vor den Menschen nehmen. Für den Streichelzoo taugen die flauschigen Welpen dennoch nicht: „Die bleiben eben immer Beutegreifer“, betont Vogelsang, „und alles, was Hunde können, können sie hundertmal besser.“

Vogelsang warnt vor dem Trend zum Mischling – ein Wolfsverrückter ist er aber trotzdem. Neben seinem Haus, auf einer malerischen Anhöhe, hat er ein 5000-Quadratmeter-Gehege errichten lassen. Dort leben seine Wölfe, acht an der Zahl.

„Ich bin ein Teil meines Rudels“, sagt Vogelsang. Fast jede Nacht geht er durch die Sicherheitstür ins Gehege, mit Vorliebe bettet er sich mit seinen pelzigen Gefährten zur Nacht. Einmal ging er mit einem frischkurierten Hexenschuss zu den Wölfen: Sofort witterte einer die Chance, die Rangordnung neu zu sortieren und sprang den Wolfshalter an: „Ich habe nur noch Zähne gesehen“, erzählt Vogelsang. Seither mischt er sich nur noch unter sein Rudel, wenn er sich vollkommen fit fühlt.

„Für mich gibt es keinen vernünftigen Grund, einen Wolfsmischling als Haustier zu halten“, sagt Vogelsang. Der Haushund der Familie ist da auch ganz unverdächtig: Es ist ein Beagle. JULIA KOCH

**S**tille herrscht in dem Wald, ein Bächlein plätschert durchs Moos. „Romantisch, oder?“, sagt Broder Merkel. „Ich würde Ihnen aber nicht raten, von diesem Wasser zu trinken.“

Der Professor bückt sich und nimmt eine Wasserprobe. Merkel ist Geologe an der Bergbau-Fakultät der Universität Freiberg in Sachsen. Seit 15 Jahren erforscht er Bachläufe auf ihre Uranbelastung. Hier oben am Schneckenstein unweit der tsche-

metall, das weniger durch die radioaktive Strahlung, sondern vielmehr als Gift gefährlich ist. Schon ein 50stel Gramm kann eine Ratte töten, 5 Gramm einen erwachsenen Menschen. In Sachen Giftigkeit rangiert Uran damit irgendwo zwischen Quecksilber und Nickel. Mit einem Unterschied: Alle anderen Schwermetalle werden streng überwacht.

„Wenn ich wollte, könnte ich dies kontaminierte Wasser hier in Flaschen abfül-



**Quellbecken im Wasserwerk:** „Der Staat kommt seiner Vorsorgepflicht nicht nach“

chischen Grenze hat er Rekordwerte gemessen: Bis über 1200 Mikrogramm pro Liter – das sind mehr als das 80fache der 15 Mikrogramm, die von der Weltgesundheitsorganisation (WHO) als Leitwert empfohlen werden. Die hohen Uranwerte hier im sächsischen Bergwald sind wenig erstaunlich: Der Hang, aus dem die Quelle tritt, wurde in DDR-Zeiten aus Abraum einer Uranmine aufgeschüttet.

Doch auch andernorts in Deutschland findet sich Uran im Wasser – ein Schwer-

len und im Supermarkt verkaufen“, sagt Merkel. „Wir haben gesetzliche Höchstwerte für Cadmium oder Blei. Aber ausgerechnet Uran wird nicht erfasst.“

„Der Gesetzgeber setzt fahrlässig die Gesundheit der Bürger aufs Spiel“, sagt Martin Rücker vom Verbraucherschutzverein Foodwatch, der schon seit Jahren eine Kampagne gegen Uran im Wasser führt. Was die Politiker bislang nicht bekommen haben, will er auf dem Umweg über öffentliche Empörung erzwin-

gen. Sein Verein hatte im Herbst Proben aus ganz Deutschland analysiert und in einigen Regionen Bayerns und Sachsens stark erhöhte Werte von teils über 20 Mikrogramm festgestellt (siehe Karte).

Uran im Trinkwasser ist per se kein Grund zur Aufregung – erst die Dosis macht das Gift. Im Schnitt nimmt jeder Mensch täglich über ein Mikrogramm des Schwermetalls mit der Nahrung auf – das meiste davon beim Trinken. Rund ein Zehntel Milligramm Uran trägt jeder Mensch in sich, vor allem in Knochen, Leber und Niere.

Welche Mengen Uran giftig sind, ist strittig, auch die WHO nennt ihre Werte provisorisch. Selbst Uranwerte von über 700 Mikrogramm pro Liter im Wasser einer kanadischen Gemeinde in Nova Scotia haben die Bewohner nicht nachweislich krank gemacht, konstatiert das Bundesamt für Risikobewertung. Ande-

doch Kunden, die bei ihrem Wasserversorger in Deutschland anrufen, um die genauen Uranwerte zu erfragen, bekommen häufig eine Abfuhr. Begründung: Kein Gesetz verlangt, die Uranwerte zu überwachen – geschweige denn, sie zu senken.

„Der Bevölkerung ist es nicht mehr zu vermitteln, dass es diesen Grenzwert nicht schon längst gibt“, hatte Horst Seehofer schon 2008 gewettert. Damals war er Verbraucherschutzminister. Dann herrschte Funkstille.

Nun aber zeichnet sich ein Durchbruch ab: Im Gesundheitsministerium wird an einer „Verordnung zur Änderung der Trinkwasserverordnung“ gearbeitet. Darin sind Uranhöchstwerte von zehn Mikrogramm pro Liter vorgesehen – also deutlich unter dem Leitwert der WHO. Noch vor der Sommerpause soll die Novelle dem Bundestag vorgelegt werden. Man

Bestätigt sieht er sich durch eine Studie der European Food Safety Authority in Parma, die von der EU finanziert wird. Im Mai 2009 kam diese Lebensmittelbehörde zu dem Ergebnis, dass Kleinkinder dreimal so empfindlich auf Uran reagieren wie Erwachsene.

„Der Staat kommt seiner Vorsorgepflicht nicht nach“, sagt auch Martin Rücker von Foodwatch: „Grenzwerte sollten an den Schwächsten orientiert sein, und das sind eben Säuglinge.“

Dabei ist die Absenkung des Urangehalts im Wasser technisch kein Problem – wenn man nur will. Meist reicht es schon, das belastete Wasser mit weniger belastetem zu verdünnen. Wo dies nicht möglich ist, müssen Ionenaustauscher installiert werden. Das erhöht die Wasserrechnung um etwa einen Euro pro Kunde und Jahr.

Doch mit welchem Grenzwert auch immer die Novelle in Kraft tritt, einen Schlussstrich unter die Debatte um Uranwerte dürfte sie kaum bedeuten. Im Gegenteil: Manch toxisches Paradox dürfte sie erst so recht sichtbar machen.

So gilt die Trinkwasserverordnung nur für Leitungs-, nicht aber für Mineralwasser. Ausgerechnet dieses enthält aber durch die lange Verweildauer im Gestein neben besonders vielen Mineralien bisweilen auch besonders viel Uran. Die Folge: Teilweise liegt die Schwermetallbelastung von Mineralwässern weit über den von der WHO empfohlenen Werten.

Die Marke „Bad Griesbacher Natürliches Heilwasser“ etwa senkte erst auf Druck von Foodwatch die Uranwerte auf 14 Mikrogramm pro Liter, was immer noch über dem geplanten Grenzwert für Leitungswasser liegt. Noch weitaus extremer war der Befund in der Heinrichsquelle im schwäbischen Nürtingen: Ihr Wasser galt als besonders mineralreich und heilsam – bis Rekordwerte von 474 Mikrogramm Uran pro Liter nachgewiesen wurden. 2005 wurde die Quelle daraufhin vorsichtshalber geschlossen.

Noch pikanter aber könnte eine zweite Kontroverse werden: Auch Mineraldünger enthält Schwermetall, das damit systematisch auf die Äcker ausgebracht wird. Ironischerweise wurde das radioaktive Uran in Zeiten des Kalten Krieges in vielen Düngerfabriken penibel aus dem Phosphatdünger entfernt, um es für Atombomben und Kernkraftwerke aufzubereiten, erzählt Friedhart Knolle von der TU Braunschweig. Erst nachdem die Preise einbrachen, wurde das Gift im Dünger gelassen.

So werden nun mit jedem Kilogramm Mineraldüngerphosphat rund 250 Milligramm Uran auf die Felder gestreut. Knolle hat einmal ausgerechnet, was das bezogen auf ganz Deutschland bedeutet. Sein Ergebnis: Rund 200 Tonnen Uran pro Jahr landen auf deutschen Äckern.

HILMAR SCHMUNDT



## Uranbelastung im Trinkwasser



Quelle: foodwatch; Stand: November 2009

rerseits ist bekannt, dass Ratten im Laborversuch schon durch geringe Dosen Uran schwere Nierenschäden erleiden. Langzeitfolgen sind kaum erforscht.

Uran, ein silberweißes Schwermetall, ist im Ackerboden und im Gestein weit verbreitet. Auch Meere, Grundwasser, Bäche und Flüsse sind uranbelastet – der Ganges besonders hoch mit 3,9 Mikrogramm pro Liter, der Amazonas rekordverdächtig niedrig mit unter 0,1 Mikrogramm.

ist stolz auf das Werk: „Damit übernimmt Deutschland in der EU eine Vorreiterrolle“, behauptet das Verbraucherschutzministerium.

Doch nicht alle sind mit der Verordnung zufrieden. „Seit über zehn Jahren fordert die Fachwelt Grenzwerte für Uran, aber bislang wurde das von der Wasserversorger-Lobby verhindert“, sagt Hermann Kruse, Toxikologe an der Universität Kiel. Er plädiert für einen Grenzwert von fünf Mikrogramm pro Liter.



„Biutiful“-Star Bardem (4. v. l.) bei der Premiere in Cannes

DAVE HOGAN / GETTY IMAGES

FESTIVALS

## Die Dramen von Cannes

Enttäuschung bei den Festspielen von Cannes: Autorenregisseure wie Woody Allen oder Abbas Kiarostami lieferten amouröse Geplänkel ab, der Franzose Bertrand Tavernier benutzte das Frankreich der Religionskriege im Kostümfilm „La princesse de Montpensier“ als bloße Kulisse für ein Liebesdrama. Selten zuvor liefen so viele Filme, die den Zuschauer

ratlos in ein offenes Ende entließen. Autoren und Regisseure haben offenbar Mühe, Geschichten für die von der Finanzkrise gezeichnete Gegenwart zu finden. Oliver Stone widmet sich in seinem Film „Wall Street: Geld schläft nicht“, der Fortsetzung seines Klassikers von 1987, dem Börsen-Crash von 2008, machte daraus aber statt einer scharfsichtigen Sozialsati-

re ein märchenhaftes Familiendrama. Geradezu hilflos wirkte der Deutsche Christoph Hochhäusler beim Versuch, der Frankfurter Bankenwelt in seinem Werk „Unter dir die Stadt“ eindringliche Bilder abzugewinnen. Die stärksten Momente hatte das Festival, wenn die Filme sich auf das Innenleben ihrer Helden konzentrierten: wenn die Britin Lesley Manville in „Another Year“ die Verzweiflung einer Trinkerin spürbar werden ließ und der Spanier Javier Bardem die Zuschauer in dem Drama „Biutiful“ mitten in die Tragödie eines todkranken Mannes hineinzog.

STADTENTWICKLUNG

### „Ein biblisches Warnzeichen“



Der Künstler Christoph Schäfer, 45, über sein Buch „Die Stadt ist unsere Fabrik“, in dem er in 158 Zeichnungen die Geschichte des Urbanen erzählt

**SPIEGEL:** Herr Schäfer, „Die Stadt ist unsere Fabrik“ – was soll das heißen?

**Schäfer:** Mit dem Ende der Industrialisierung verlagert sich die Produktion in die Städte zurück – und die aus der Fabrik geflüchtete Arbeit verändert sich.

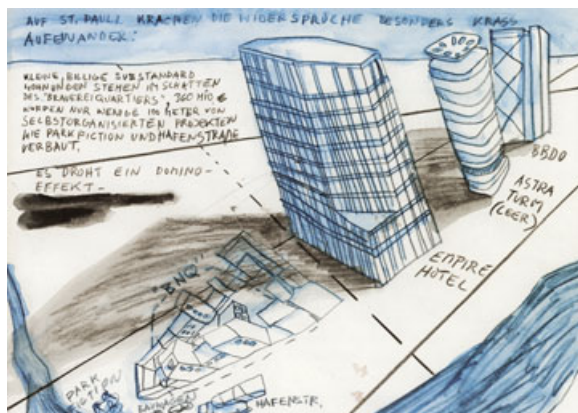
**SPIEGEL:** Sie meinen, weil Arbeit immer mehr ein kreativer Prozess ist?

**Schäfer:** Im weitesten Sinn. Und die Stadt ist der Ort, wo Haltungen, Lebensstile oder Räume kollektiver Leidenschaften erfunden werden. Ein Beispiel: Jemand geht durch eine Stadt, ist dabei ungewöhnlich angezogen und löst dadurch eine neue Mode aus. Ein paar Jahre später kann es passieren,

dass der Erfolg eines neuen Automodells davon abhängt, ob ein Konzern diese Mode verstanden hat oder nicht. Zum Glück kommen bei urbanen Spaziergängen nur selten neue Autos raus.

**SPIEGEL:** Ihr Bild-Essay ist eine Kritik an der Stadtpolitik.

**Schäfer:** Für mich war der Einsturz des Kölner Stadtarchivs ein fast schon biblisches Warnzeichen für das Ende des neoliberalen Stadtmodells: Da verschwindet das ganze Gedächtnis einer Stadt in einem Loch.



Schäfer-Zeichnung

**SPIEGEL:** Was bedeutet das: neoliberales Stadtmodell?

**Schäfer:** Es privatisiert die öffentlichen Räume. Es betrachtet die Stadt als Unternehmen, das Profit machen muss. Es stellt alle sozialen, ökologischen, demokratischen oder künstlerischen Ansprüche an eine Stadt unter Ideologieverdacht. Es reduziert die Stadt auf einen Standort.

**SPIEGEL:** Bitte ein Beispiel.

**Schäfer:** Hamburg hat seit fast zehn Jahren wichtige Entscheidungen

nach Marketingregeln ausgerichtet, bis diese Politik mit der „Recht auf Stadt“-Bewegung und der Besetzung des Gängeviertels seit letztem Sommer auf erheblichen Widerstand traf. Die Elbphilharmonie ist das beste Beispiel: Statt dringend benötigter Wohnungen baut man ein unfassbar teures Superzeichen, das Hamburg als maritimen, hochtechnologischen Wirtschaftsstandort ins Gerede bringen soll.

## KULTURPOLITIK

## Klappen gegen Kunst

In Hamburg geht die Auseinandersetzung um die Schließung der Galerie der Gegenwart weiter. Das renommierte zeitgenössische Museum der Hamburger Kunsthalle soll größtenteils bis Ende Oktober geschlossen bleiben. Als offiziellen Grund für die ungewöhnliche Maßnahme nannte die Hamburger Kulturbehörde bisher die dringend nötige Auswechslung defekter Brandschutzklappen. Dieser Version folgt Museumsdirektor Hubertus Gaßner nicht: Grund sei vielmehr die aktuelle Forderung der Kulturbehörde, die defizitäre Hamburger Kunsthalle müsse am Jahresende eine schwarze Null schreiben. Dazu müssten rund 200 000 Euro eingespart werden, was durch eine Schließung möglich wäre. Kultursenatorin Karin von Welck sagte, sie sei darüber informiert worden, dass die Brandschutzklappen aus Sicherheitsgründen unverzüglich ausgetauscht werden müssten. Hartmut Pohl vom Gebäudevermieter IMPF hält dagegen, es seien nicht alle 146, sondern „nur eine einzige“ Klappe verkehrt herum eingebaut, einige wenige falsch montiert worden. Ein Austausch bei laufendem Betrieb sei zu bewerkstelligen. Senatorin Welck lässt nun noch einmal prüfen, ob anders gespart werden könnte. Direktor Gaßner kontert, dass drei von ihm vorgelegte Sparvorschläge bereits abgelehnt worden seien. „Die Schließung war der letzte Ausweg.“



Galerie der Gegenwart in Hamburg

IMAGROK / DE CLEVELAND / IMAGO

## Kino in Kürze



SARAH ADAMI

Radha Mitchell in „The Crazies“

„The Crazies“ beschreibt präzise und spannend, wie ein Ausbruch von Wahnsinn und Gewalt im Mittleren Westen der USA eine Kleinstadt idylle zerstört. Breck Eisners geglücktes Remake von George A. Romeros Kino-Klassiker aus dem Jahr 1973 ist ein phantasievoller, streckenweise mitreißend inszenierter Horrorfilm und zugleich eine süffisante Sozialstudie über die amerikanische Provinz, in der in jedem aufrechten Amerikaner ein Zombie zu stecken scheint, der nur darauf wartet, herausgelassen zu werden.

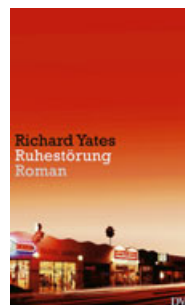
## LITERATUR

## Ausflüchte aller Art

Der Weg nach unten ist lang. Für John Wilder ist er gewunden wie für die Begleiter seines Lebens auch: die Frau, mit der er verheiratet ist und die seinen Sohn erzieht, seine aufregende Geliebte, seinen Chef, seinen Freund, seine Ärzte. Sie alle glauben immer wieder an das, was Wilder sich selbst erzählt, wenn er den ersten Bourbon intus hat: Ein tüchtiger Mann wie er, erfolgreich in seinem Beruf, kann kein Alkoholiker sein. Einen Zusammenbruch hie und da kann einem Mann, der so hart arbeitet, niemand wirklich verübeln. Und wenn das Projekt, mit dem er gerade beschäftigt ist, funktioniert, gibt es gar keinen Grund zur Sorge mehr.

Mit Ausflüchten aller Art kennt Richard Yates sich aus. Der amerikanische Autor, der 1992 an den Folgen seiner Trunksucht starb, hat der speziellen Verzweiflung, die falschen Versprechungen folgt, große Romane und Storys gewidmet. Es ist die Mittelklasse Amerikas, in der seine Helden leben, in der Ära von Wachstum und Wohlstand der Nachkriegszeit. Sie arbeiten in der Werbung

oder beim Film, im Büro oder an der Uni, und für niemanden, nicht einmal für sie selbst, ist letzten Endes durchschaubar, warum das Leben, das allen genügt, sie unbefriedigt lässt. Der kleine, anfangs noch attraktive Spalt zwischen der Normalität und ihrem grandiosen Selbstentwurf – als Künstler, als Bohemien, als irgendwie interessante Persönlichkeit – lässt sich am besten mit Selbsttäuschung schließen, und die wiederum funktioniert am besten mit einem halben Promille mehr. Psychiater, Tabletten, die Anonymen Alkoholiker verschaffen manchmal Erleichterung, am Ende aber bleibt die poröse Seele mutterseelenallein und der Rausch die tiefste Erfahrung, mit sich im Reinen zu sein. „Ruhestörung“ ist, wie alle Romane Yates', die inzwischen auf Deutsch erschienen sind, phantastisch erzählt und übersetzt: mit sanfter Unerbittlichkeit, sardonischem Humor und gerade so viel Überraschungen, wie Fatalität sie erträgt. Wer zu lesen anfängt, sollte für die nächsten Stunden keine Termine haben. Es ist ziemlich sicher, dass er sie vergisst.



Richard Yates: „Ruhestörung“. Aus dem amerikanischen Englisch von Anette Grube. Deutsche Verlags-Anstalt, München; 320 Seiten; 19,95 Euro.



Beatles Lennon, McCartney, Starr, Harrison  
bei einer Fotosession in London 1968

# Ein Jahrzehnt für die Ewigkeit

Vor 50 Jahren begann in Hamburg die Karriere der Beatles, vor 40 Jahren endete sie im Streit. Sie erfanden Pop als Gegenwelt, als Idee von ewiger Jugend. Kein Wunder, dass sie heute erfolgreicher sind denn je. *Von Philipp Oehmke und Tobias Rapp*

**P**aul McCartney tut so, als müsste er ein paar Augenblicke nachdenken, bevor ihm diese Zahl einfällt. Die Sonne blendet sein Gesicht, er streckt ihr seine Hand abwehrend entgegen und blickt die leeren Ränge hinauf in die Hollywood Bowl, die legendäre Open-Air-Bühne mitten in den grünen Hügeln über Los Angeles.

Dann sagt er: „45 Jahre. Wir waren vor 45 Jahren hier.“ Pause. „Oder vor Millionen Jahren. So kommt es mir wenigstens vor. Es war im Sommer.“

Im Sommer 1965, da hat Paul McCartney hier mit den Beatles zuletzt gespielt, zwei Abende hintereinander, in der Historie der Beatles gehören diese Konzerte zu den großen Momenten. Paul war damals mit John, George und Ringo für eine frenetische Woche in Los Angeles, alle bis auf Paul nahmen hier zum ersten Mal bewusst LSD und hingen mit den drogenerfahrenen Folkrockern von den Byrds rum. Die Hollywood Bowl ist ein guter Ort, um zusammen mit Paul McCartney zu versuchen, die Magie der Beatles zu begreifen.

Er hat gerade seinen Soundcheck beendet und geht nun in seine Garderobe hinter der Bühne. Seine Stimme knarzt bedenklich. Man fragt sich, wie er nachher die hellen Beatles-Harmonien hinkriegen will. Er spricht immer noch mit nord-englischem Akzent, sein Haar schimmert merkwürdig rötlich. Die Aura? Paul McCartney strahlt eine unglaubliche Paul McCartneyhaftigkeit aus.

Seine Garderobe hat er wie ein Yoga-studio einrichten lassen, Buddhafiguren, Räucherkerzen, indische Teppiche hängen an der Wand, ein vegetarisches Buffet, unangetastet. Auf einem Ständer neben dem niedrigen Tisch steht griffbereit eine nagelneue Gitarre, falls Paul McCartney zwischendurch ein Lied einfallen sollte.

Andererseits ist Paul McCartney schon lange kein Lied mehr eingefallen, jedenfalls kein gutes. Manche sagen, das letzte wirklich gute Lied, das er geschrieben hat, heiße „The End“, es war eins der letzten Lieder, die die Beatles gemeinsam aufnahmen. Ein Dreivierteljahr später hat er die Band für beendet erklärt, im April 1970, vor 40 Jahren. Paul McCartney hat es jahrelang bereut. Heute sagt er, er wisse inzwischen,



MARY MCCARTNEY / PICTURE PRESS



DAMIAN DOVARGANES / AP

**Musiker McCartney, Starr**

„Für uns war das damals alles eine Blase“

dass es richtig gewesen sei. Das Ende hatte einen doppelten Vorteil: Ihr Mythos konnte so nie angekratzt werden wie der der alt gewordenen Rolling Stones. Und gleichzeitig ist es trotzdem so, als hätten sich die Beatles nie aufgelöst. Ihre Lieder und ihre Geschichte leben weiter, und inzwischen sind sie so lebendig wie nie.

Dafür muss Paul McCartney an diesem Nachmittag Ende März nur aus seiner Garderobe nach draußen blicken. In gut zwei Stunden wird er auftreten, dort draußen stehen jetzt schon mehr als 10000 Menschen. Ungefähr die Hälfte von ihnen trägt T-Shirts mit dem weißen Beatles-Schriftzug, fast alle wollen die Beatles-Songs hören. Paul wird sie ihnen geben. Er wird sogar wieder in so einen engen Beatles-Anzug steigen und seine Füße in spitze Lederstiefeletten zwängen. „Ich habe kein Problem mehr mit den Beatles-Stücken“, sagt McCartney, der Vegetarier, in seiner Garderobe und verschluckt sich an den Nüssen und Körnern, an denen er unaufhörlich kaut. „Es sind großartige Songs. Ich liebe diese Lieder. Die Menschen da draußen lieben diese Lieder.“

Wie sehr die Menschen – da draußen in der Hollywood Bowl und auf der ganzen Welt – diese Lieder lieben, haben die vergangenen Monate gezeigt. Die Beatles sind womöglich so erfolgreich und so groß wie nie zuvor in ihrer Geschichte, obwohl diese streng genommen seit 40 Jahren vorbei ist. Die Band – das sind heute Paul McCartney, 67, und Ringo Starr, 69, sowie die beiden Witwen Yoko Ono, 77, und Olivia Harrison, 62, – hat im vergangenen Jahr ihr Gesamtwerk digital veredeln lassen und noch einmal herausgebracht: als einzelne CDs oder gesammelt in einer aufwendigen Box für rund 200 Euro. 13 Millionen Exemplare haben sie von den neuen CDs innerhalb eines Dreivierteljahrs verkauft, die Beatles waren mit mehreren Alben wieder weit oben in den Hitparaden, die Gesamtzahl aller ihrer verkauften Platten stieg auf über eine Milliarde.

Doch das sind nur die Zahlen, sie sind gar nicht so entscheidend. Das Phänomen der Beatles besteht vor allem darin, dass ihre Musik, aber auch ihre Geschichte bis heute jedem Menschen etwas sagt. Der Rockkritiker Paul Evans hat das einmal so ausgedrückt: „Ihnen verdanken wir den endgültigen, großen Konsens der Popmusik. Sie nicht zu mögen ist ungefähr so pervers, wie die Sonne nicht zu mögen.“

Es zeichnet Paul McCartney aus, dass er keine Scheu hat dies ähnlich zu sehen. „Pack John und eine Gruppe beliebiger Musiker zusammen – schon eine gute

Band. George und eine Gruppe beliebiger Musiker – auch eine gute Band. Ringo oder ich und eine Gruppe Musiker – eine gute Band. Aber wir vier zusammen – unübertroffen.“ Er hat einen ungewöhnlichen Kronzeugen, Keith Richards von den ewigen Konkurrenten Rolling Stones: „Keith hat mir mal gesagt, der Unterschied zwischen den Beatles und den Stones war: ‚Ihr hattet vier Frontmänner, wir nur einen.‘“ Und so entstand in den letzten 40 Jahren aus den Beatles – und eben nicht aus den Stones – so etwas wie eine globale Übereinkunft, ungefähr so gültig wie die Uno-Charta. Nur dass es bei den Beatles keine Schurkenstaaten gibt, die sie ablehnen.

**Es gibt nicht viele** von diesen universalen kulturellen Vereinbarungen. Selbst Elvis Presley erlangte nie den hochkulturellen Status der Beatles. Beethoven, zum Beispiel, ist so eine Vereinbarung, natürlich, allerdings hat er nicht die Alleinstellung der Beatles, denn es gibt Bach und Mozart. Shakespeare ist so eine Vereinbarung, aber da sind auch Goethe und Schiller. Außerdem wurden diese Männer von höherer Stelle in ihrer Ausnahmestellung bestätigt. Literaturprofessoren haben sie in den Kanon erhoben, Musikwissenschaftler und Kritiker.

Die Beatles hat niemand in einen Kanon erhoben. Natürlich haben auch die Kritiker sie gepriesen, aber die Popkultur ist weniger obrigkeitshörig als die Hochkultur, und deswegen waren es vor allem die Menschen, die die Beatles in ihre Ausnahme-position gehievt haben. Menschen, die gekreischt, die sich auf den Konzerten gedrängt, die damals wie heute die Platten gekauft haben, und das millionenfach. Und dabei bekommen sie Lieder, die jeder schon kennt, die sich – bis auf ein paar technische Nuancen – nicht verändert haben.

Die Kanonisierung der Beatles ist die erste, die demokratisch entstanden ist.

Kein Gremium hat sie vorgegeben. Wir alle haben abgestimmt.

Oder gibt es einen, der die besinnungslose Euphorie in „She Loves You“ nicht begreift? Man würde es sich ja gern eine Nummer kleiner wünschen, aber die Beatles sprechen in jedem die universellen Gefühle an. Und dabei kommt es nicht darauf an, ob dieser Mensch in der Mongolei groß geworden ist oder in Missouri. Niemand muss den Text verstehen, um zu begreifen, dass „Can’t Buy Me Love“ von romantischem Idealismus handelt. Oder dass „Help!“ jene unerklärliche Verzweiflung beschreibt, die heute Depression heißt. In „Eleanor Rigby“ kann jeder die transzendente Obdachlosigkeit des Menschen in der Moderne hören. Und wer todtraurig ist und im Laufe von „Hey Jude“ keinen Trost findet, dem ist wahrscheinlich nicht zu helfen.

Fast jedes Beatles-Stück trägt ein Echo menschlichen Gefühls in sich. Wie Ringo in „With a Little Help from My Friends“ die Töne nicht richtig trifft und genau deshalb so berührend über Freundschaft singt; wie sich der Rhythmus von „I’m Only Sleeping“ über die Zeit schleppt und dabei so großartig verschlafene Morgendrömeligkeit nachstellt. Oder wie im Intro von „All You Need Is Love“ kurz die Marseillaise angespielt wird, ein kleiner revolutionärer Trompetenstoß.

„Wer etwas über die Sechziger wissen will“, sagte der Komponist Aaron Copland, „sollte einfach die Musik der Beatles spielen.“ Denn ihre Geschichte ist auch die der sechziger Jahre, sie gaben ihre ersten Konzerte als The Beatles im Sommer 1960 in Hamburg, und sie lösten sich auf im April 1970. Die Geschichte beginnt in Schwarzweiß und endet in Farbe, erst in schönen, strahlenden Tönen, dann wird es ziemlich dunkel.

Es ist eine Geschichte von vier Menschen, die in Unschuld und Optimismus beginnt, die dann einen beispiellosen Hö-



Beatlemania in London 1965

henflug beschreibt und schließlich in einem Morast aus Verbitterung, Misstrauen und Scheitern endet. Es ist die Geschichte vieler Liebesbeziehungen und menschlicher Verbindungen, die am Anfang aussehen, als könnten sie niemals schiefgehen, und es dann doch tun. Es ist die Geschichte von Brüdern, die sich entzweien, wenn einer heiratet und ein eigenes Leben beginnt.

Und jedes Mal, wenn wir uns dieser Geschichte wieder zuwenden – wenn die Beatles wieder oben in den Hitparaden stehen oder Millionen Menschen die Beatles-Story in dem Computerspiel „Rock Band“ nacherleben, dann geht es uns wie bei einem befreundeten Paar – tief im Herzen hoffen wir, dass die Sache vielleicht diesmal anders ausgeht, besser.

## 1960



**Juni:** Erste Auftritte von The Silver Beetles in Liverpool



**August bis November:** Aus den Silver Beetles werden The Beatles, sie spielen 48 Shows in Hamburg im Club Indra auf St. Pauli, danach im Kaiserkeller; bis 1962 pendeln sie zwischen Liverpool und Hamburg



**Oktober:** Nikita Chruschtschow spricht vor der Uno in New York



**November:** Wahl John F. Kennedys zum 35. Präsidenten der USA



**November:** Yves-Klein-Happening in Paris mit Nackten als Pinsel



CENTRAL PRESS / GETTY IMAGES

Die Geschichte der Beatles ist eine, die in allen lebt, und deswegen ist sie auch heute noch so bedeutend. Sie tröstet uns, weil sie uns zeigt, dass nicht nur wir, sondern auch Genies am Ende scheitern.

All das weiß auch Paul McCartney. Er weiß, dass nichts, was er danach gemacht hat, also in den vergangenen 40 Jahren, den Glanz hatte wie das, was er mit seinem ehemals engsten Freund und späteren Gegner John Lennon geschaffen hat. Das ist die Tragik im Leben des Paul McCartney. Und die zeigte sich auch schon am Nachmittag beim Soundcheck.

Es war um kurz vor halb fünf, und als er die Bühne betrat, verstummten alle. Sein Gang federt. Er hat mehr Falten, als man vermutet hätte, die Augenlider hän-

gen halb über den Pupillen, es ist dieser Hundeblick, den er auch schon vor 50 Jahren hatte und dessentwegen ihn die Mädchen für den süßesten Beatle hielten.

Ein paar hundert Luxusfans waren bereits da, kalifornische Hausfrauen, manche mit Übergewicht, sie übernehmen heute den Beatles-obligatorischen Kreischjob. Die meisten haben über tausend Dollar für ihre Karte bezahlt, und dafür dürfen sie Paul in der nächsten Stunde dabei zuhören, wie er Instrumente testet, Songs anspielt, von den Beatles erzählt und dabei ein paar Gags macht.

„Lasst uns einen Moment nehmen und Geschichte einsaugen“, spricht Paul nun zu ihnen. „Vor vielen Millionen Jahren kam ich hierher mit meinen Freunden

John, George und Ringo. Wir spielten hier, aber wir konnten keinen Ton hören von dem, was wir spielten, denn das Publikum hat so geschrien!“

Triumphierendes Grinsen, unglaublich, oder? Seine Bandmitglieder grinsen, als wäre das die überraschendste Pointe, die sie je gehört haben.

Dann steht er für eine halbe Minute still, seine Band steht still, die Luxusfans stehen still, es ist eine Gedenkminute für die Beatles. Ein Foto von George Harrison erscheint hinter der Bühne, gigantisch groß.

„Zum Glück haben wir unsere Freundschaften irgendwann repariert“, sagt McCartney, wieder in seiner Yoga-Garderobe. „Ich war am Ende sogar mit John wieder gut befreundet, wir sahen uns oft und telefonierten.“ Sie hätten dann Rezepte fürs Brotbacken ausgetauscht, und vielleicht sagt das am meisten über die Beziehung zweier Männer, die einst ein Album wie „Sgt. Pepper’s Lonely Hearts Club Band“ zusammen komponiert haben. Brot backen.

Und gut befreundet? McCartneys Erinnerung stimmt nicht. Er hat, nach allem was man weiß, John Lennon das letzte Mal 1976 gesehen, gut vier Jahre vor dessen Ermordung.

„Ach“, ruft McCartney da, „fragen Sie mich nicht nach Daten. Für uns war damals alles eine Blase. Wir waren zu beschäftigt, um die Zeit wahrzunehmen.“

Die Geschichte der Beatles ist deshalb auch eine der unzuverlässigen Erinnerungen. Jeder richtet sich in der Wahrheit ein, mit der er leben kann.

Die offizielle lautet so: Vier Jungs machen sich auf, die Welt zu erobern. Aus dem Keller schaffen sie es in die Charts, bis ganz nach oben, bis es nicht mehr weitergeht. Sie kleiden sich gleich, reden gleich, haben die gleiche Frisur. Als sie ganz oben schweben, geschieht das Unwahrscheinliche: Die vier entdecken sich selbst und die Kunst. Sie erweitern die Formensprache des Pop, wie es niemand vor ihnen gewagt hatte, und das nicht im Schutzraum ihrer Nische. Mitten in den Charts lassen sie die gängigen Popformate platzen wie Tischfeuerwerke, die immer neue Luftschlangen in die Gegend schießen. Und schließlich lassen sie die Band implodieren.

## 1961



**Januar:** Die Anti-Baby-Pille kommt in England auf den Markt



**April bis Juli:** Konzerte in Hamburg, erste Plattenaufnahmen als Backing-Band für Tony Sheridan



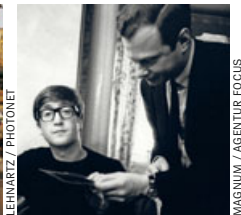
**April:** Jurij Gagarin fliegt als erster Mensch in den Weltraum



**April:** US-Truppen landen in der Schweinebucht auf Kuba



**August:** Die Arbeiten zum Bau der Berliner Mauer beginnen



**November:** Plattenhändler Brian Epstein entdeckt die Beatles

**Wer heute mit dem Flugzeug** in Liverpool ankommt, landet auf dem John Lennon Airport. Der wirbt mit „Above us only sky“, eine Zeile aus „Imagine“. In einer Halle gibt es eine Bronzestatue von Lennon, woanders ist einer seiner Anzüge aus dem Film „A Hard Day's Night“ ausgestellt. Vor der Tür steht eine gelbe U-Boot-Attrappe. Und das ist nur der Flughafen.

Beatles in Liverpool ist wie Goethe in Weimar.

Sicher, sie selbst sind Denkmäler, unantastbar, erhaben, doch interessanterweise ist das, wofür sie stehen, nicht so ganz klar. Die sechziger Jahre sind in ihrer Deutung umstritten: Ist diese Epoche die Geburtsstunde der permissiven westlichen Gesellschaft mit all ihrem Fortschritt? Beginnt hier, was auf Präsident Obama, nachhaltige Energien und Frauen als Führungskräfte hinausläuft? Oder liegt in den Sechzigern der Ausgangspunkt des heutigen Chaos, für Pornografie im Internet, Gewalt in der U-Bahn, steigende Scheidungsraten und weniger Krawatten im Dienst?

Egal auf welcher Seite man steht, das Merkwürdige ist, die Beatles bleiben davon unangetastet, obwohl von ihnen eine direkte Linie zur Frauenbewegung, zur reformierten Oberstufe oder zur Homo-Ehe führt. Das Vehikel dafür haben die Beatles selbst mitgeschaffen. Es ist die Idee des Pop.

Tatsächlich war Pop genau so gemeint, ein Plan zum Umbau der Welt. Sexuelle Befreiung, das Wegtreten von Autoritäten, Spaß am Konsumieren, Internationalität: Anfang der sechziger Jahre betritt die Figur des Teenagers, die es in den USA schon seit ein paar Jahren gab, endlich auch die europäische Bühne. Sie ist Teil einer Generation, die sich in einem merkwürdigen Widerspruch befindet. Sie ist besser ausgebildet als die Generation der Eltern, sie hat mehr Geld, mehr Aufstiegschancen, sie sieht einer großen Zukunft entgegen. Der Teenager dieser Generation könnte einfach so weitermachen. Doch er strebt nach Befreiung, die Welt der Eltern soll weg, die Jugend nie enden.

Diesen Teenager kann man sich vorstellen wie John, Paul, George und Ringo Ende der fünfziger Jahre in Liverpool.

John Lennon, Kleinbürgerkind, verschollener Vater, verstorbene Mutter, geht an die Kunsthochschule. Paul McCartney, begabtes Arbeiterkind, Mutter Krankenschwester, gilt als hoffnungsvoller Schüler. George Harrison, Vater Busfahrer, möchte nie wieder in seinem Leben mit dem Bus fahren. Richard Starkey, der spätere Schlagzeuger der Band, aus dem Hafenviertel, kränkliches Kind, Schulprobleme, will endlich leben.

Hier fängt die Geschichte der Beatles an. Sie geht einher mit dem Abstieg Liverpools nach dem Zweiten Weltkrieg. Und hier zeigt sich zum ersten Mal die berühmte Explosionsmischung des Pop: Kinder, die mehr wollen als das Leben ihrer Eltern, treffen auf eine Umgebung, die ihnen die Freiräume dafür bietet. Liverpool war die Hafenstadt gewesen, durch die der Reichtum des Empires ins Land geflossen war. Von hier exportierten die Briten ihren Stahl, ihre Textilien und ihre Kohle in die Welt, schon der Sklavenhandel lief über Liverpool. Heute ist nichts mehr übrig vom ehemaligen Status der Stadt, die Vergangenheit hat sich in Museen verwandelt: ein Sklaverei-Museum, ein Beatles-Museum, Teile der Hafenanlagen sind Unesco-Welterbe.

Hier spielten die Beatles ab 1961 im Cavern und in anderen Clubs, im Jahr zuvor wurden sie nach Hamburg gebucht. In welchem Land lag das noch mal?

Heute, wo Billigflieger einen überall auf dem Kontinent in jede Stadt bringen können, ist es nur noch schwer vorstellbar, wie fremd man sich als Engländer damals in Deutschland fühlen konnte. Als die Beatles im Sommer 1960 nach Hamburg kommen, sprechen die wenigsten Deutschen Englisch, kaum ein Engländer Deutsch. Der Weltkrieg war erst seit 15 Jahren vorbei, Liverpool war schwer von den Deutschen bombardiert worden, Hamburg von britischen Bombern zerstört. Es gab ein Café für Kriegsversehrte in St. Pauli, es hatte billiges Essen und lag gleich ums Eck von dem Kino, in dem die Beatles schliefen. John Lennon traute sich da als Engländer nicht hinein. Die Beatles wohnten zusammen, sie spielten zusammen, sie nahmen

Speed zusammen. Sie vögelten sich zusammen durch den Kiez. Es ging ein paar mal hin und her zwischen Liverpool und Hamburg, aber am Ende waren die Beatles eine Band. So etwas gab es vorher ja gar nicht. Es waren die Beatles, die in Hamburg herausfanden, dass eine Band von mehr handelt als nur von Musik. Bis dahin waren Sänger Solo-Künstler, die mit gemieteten Musikern über Land zogen. Die Beatles aber waren eine Jungbande, die sich eine eigene Welt erschuf.

Es musste nur jemanden geben, der das erkannte. Und das waren ausgerechnet zwei schwule Männer, vor al-



GETTY IMAGES

## 1962



DAVIS FARRELL / CORBIS

**Juli:** Erster Auftritt der Rolling Stones in London



HEAD / INTERFOTO

**August:** Ringo Starr wird Schlagzeuger der Beatles



DPA

**August:** John Lennon heiratet seine Jugendliebe Cynthia Powell

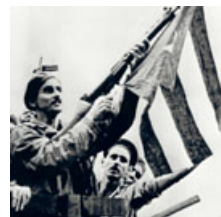


KEYSTONE PARIS / LAIF

**September:** Yves Saint Laurent eröffnet sein eigenes Modehaus



**Oktober:** Die erste Beatles-Single „Love Me Do“ erscheint in England; sie erreicht Platz 17 der britischen Single-Charts



AP

**Oktober:** Kuba-Krise, beinahe kommt es zum Atomkrieg



Freunde Lennon, Epstein, Starr in Paris 1964

lem natürlich Brian Epstein, der 1962 der Manager der Gruppe wurde, aber auch sein Assistent und Kumpel Peter Brown, der nach Epsteins Drogentod 1967 immer mehr in dessen Rolle schlüpfte.

Brian Epsteins Idee war, die Beatles der Welt als Boten aus einer besseren Zukunft zu verkaufen. Seine Beatles sollten Modernisten sein, Mods wie die Jugendlichen, die Epstein bei einem Besuch in London gesehen hatte, die schmale italienische Anzüge trugen und aussahen, als kämen sie aus jenem neuen Zeitalter des Wohlstands, das der Premierminister Harold Macmillan ein paar Jahre zuvor ausgerufen hatte. Brian Epstein bestellte also

graue Mohair-Anzüge mit Samtkragen bei einem Schneider in Liverpool und besorgte dazu knöchelhohe spitze Stiefeletten.

So wurden die Beatles zum ersten Produkt der Popkultur, das sich maßgeblich Schwule ausgedacht hatten – noch bevor Susan Sontag die schwule Einflussnahme auf Kultur in dem Begriff „Camp“ zusammenfasste.

Einer dieser beiden Beatles-Erfinder lebt noch. Peter Brown ist heute siebzig und sitzt in seinem Büro im 13. Stock in New Yorks 57th Street. Er hat dort eine PR-Firma, zu deren Kunden unter anderen Prinz Charles und das Emirat Katar gehörten. Beide brauchten dringend ein besseres

Image, Peter Brown besorgte es ihnen. Seinen Bart, für den Peter Brown Mitte der Sechziger, als kein junger Mann einen Bart trug, berühmt war, hat er abrasiert.

Es gibt immer noch einen, wenn auch schrumpfenden, inneren Kreis derjenigen, die damals, in jenen sagenhaften zehn Jahren bis April 1970, dabei waren. Dieser innere Kreis hat sich nach dem Ende der Beatles selbst zum Schweigen verpflichtet, denn es gab etwas zu beschützen. Die Beatles hinterließen einen Mythos, der durchweg positiv war, ein paar Drogengeschichten, ein bisschen Yoko-Ono-Zwist, das war es schon.

Dass unter diesem Mythos eine düstere Version existiert, eine andere Seite der Wahrheit, in der es auch um Hass und Streit, menschliche Abgründe, Drogensucht und Depressionen ging, wurde immer wieder nur angedeutet.

Peter Brown stand hoch in der Hierarchie des inneren Kreises. Er war ursprünglich Epsteins Assistent, dann Mann für alles, schließlich Chef der neugegründeten Beatles-Plattenfirma Apple. In der Spätphase der Beatles musste jeder, der etwas von der Band wollte, über Peter Brown gehen. Mussten Drogen besorgt werden oder verschwinden, ein Mädchen geholt werden oder wieder entfernt, ein Privatjet gebucht, ein Trauzeuge gefunden werden – Peter Brown kümmerte sich darum. 1969 bekam er dafür eine Auszeichnung, die jedem anderen verwehrt blieb. John Lennon verweigerte ihn in dem Beatles-Song „The Ballad of John and Yoko“.

Doch 1983 war es ausgerechnet Peter Brown, der die Omertà brach, die sich der innere Kreis der Beatles auferlegt hatte. „In den siebziger Jahren waren Bücher herausgekommen von Leuten, die nicht dabei waren. Diese Bücher waren natürlich unzutreffend. Also haben wir gesagt, wir aus dem inneren Kreis machen unser eigenes Buch.“

Am Ende hat Peter Brown ein Buch geschrieben, das ein kleiner Skandal war und einen Wendepunkt markierte. Obwohl Brown der Band so nahestand, waren die Beatles zum ersten Mal nicht mehr die netten Jungs. Psychische Abgründe bei Lennon und Epstein, viel mehr Drogen als

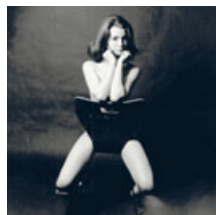
## 1963



**März:** Die Single „Please Please Me“ ist Nummer 1 in England



**Mai:** Die Single „From Me to You“ erobert Platz 1 in den britischen Single-Charts



**Juni:** Rücktritt des britischen Ministers John Profumo wegen einer Sex-Affäre



**August:** Martin Luther King hält die „I have a dream“-Rede



**November:** Ermordung John F. Kennedys in Dallas



**November:** Zweites Album „With the Beatles“ erscheint

bisher bekannt, Geschlechtskrankheiten durch Huren in Hamburg. Brown deutete sogar eine homosexuelle Beziehung zwischen Brian Epstein und John Lennon an.

Heute wäre dies phantastisches Material für „Deutschland sucht den Superstar“ und die Springer-Boulevardpresse. Überhaupt, John, Paul, George und Ringo: der Anführer, der Hübsche, der Ausgegliche und der Clown. Noch heute kann man von Gesicht zu Gesicht blicken und wird immer vom einen zum nächsten verwiesen. Lennon: der Clevere. Ringo: ein bisschen begriffsstutzig. George: leicht melancholisch. Ringo: immer für einen Spaß zu haben. Paul: gut erzogen. John: manchmal taktlos. Die Beatles bilden einen perfekten Kreis. Noch jede Boyband ist seitdem nach diesem Muster zusammengestellt worden. Dabei hatten die Beatles sich selbst gefunden.

Es ist ein kurzer Trommelwirbel, der „She Loves You“ einleitet, dieses energiegeladene Meisterwerk einer Popsingle. Mit diesem Trommelwirbel beginnt, was man von da an Beatlemania nannte. Es ist 1963, und die erste Überraschung ist: der Refrain, der am Anfang steht. Zweite Überraschung: das „Yeah, yeah, yeah“, das zum Markenzeichen der Beatles wird, eine so großartige wie sinnentleerte Chiffre der Begeisterung. Dritte Überraschung: Es lässt sich kein führender Sänger ausmachen, Lennons und McCartneys Stimmen erscheinen gleichberechtigt. Dies ist der neue Pluralis Majestatis des Pop.

Die Pop-Geschichtsschreibung hat sich darauf geeinigt, die Beatlemania auf drei Jahre zu terminieren, vom Herbst 1963 bis zum Sommer 1966. Dann zogen die Beatles den Stecker, sie erklärten, nicht mehr touren zu wollen. Als Anfang gilt der Abend des 13. Oktober 1963, als die Beatles im britischen Fernsehen vor 15 Millionen Zuschauern spielten. „She Loves You“ war zwar schon seit Wochen an der Spitze der britischen Single-Charts, aber an diesem Abend fand die Beatlemania ihr gültiges Bild. Die Beatles verließen das Studio, wegen schlampiger Planung stand das Auto zu weit weg vom Eingang, John, Paul, George und Ringo wussten einen Augenblick nicht, wohin –

und wurden von Hunderten Mädchen die Straße hinuntergejagt. Dies wiederholte sich nun immer wieder. In jedem Land, das die Beatles bereisten. Schreiende Mädchen, überforderte Polizisten, die Beatles auf der Flucht. Mit „A Hard Day's Night“ drehen sie einen Film darüber.

**Ringo Starr fährt in Beverly Hills** in einer silbernen Mercedes-Rakete vor, es ist Ende März 2010. Er wohnt hier um die Ecke, gleich neben dem Beverly Hills Hotel. Seine Frau sitzt am Steuer, Ringo hat sie mitgebracht, sie ist eine Sex-Ikone aus den siebziger Jahren, das Bond-Girl aus „Der Spion, der mich liebte“, Barbara Bach. Zur Begrüßung, wie auch zur Verabschiedung und manchmal auch zwischendurch, wenn eine Gesprächspause zu entstehen droht, sagt Ringo „Love and peace, love and peace“. Dazu schnellst seine rechte Hand zweimal hervor und formt mit Zeige- und Mittelfinger das Victory-Zeichen. Das wirkt seltsam deplatziert, man würde das eher von einem Rapper erwarten als von einem fast 70-jährigen Ex-Beatle. Außerdem besteht Ringo darauf, seinen Gast zur Begrüßung und zum Abschied zu umarmen, auch wenn man sich gar nicht kennt.

„Entspann dich, Junge“, sagt er. „Ich bin's doch nur. Ringo. Zeig mal deinen Zettel, was willst du wissen?“ Ringo scheint sich nicht vorstellen zu können, dass man noch Fragen zu den Beatles haben kann. Er scheint ohne Umwege aus dem Urlaub gekommen zu sein. Er ist unglaublich gebräunt. Seine Frau auch.

Nach der Trennung der Beatles 1970 hatte jeder der vier Musiker seine Probleme. Paul fiel in eine Depression, zog sich nach Schottland zurück und konnte jahrelang keine vernünftigen Lieder mehr schreiben. John kämpfte mit seiner Heroinsucht und den amerikanischen Einwanderungsbehörden. George wurde das, was man heute einen Öko nennen würde. Aber niemanden traf es so hart wie Ringo. Er verabschiedete sich ins Alkohol-Kokain-Spielsucht-Jetset-Leben, aus dem er nach mehr als zehn Jahren schwer gezeichnet wieder auftauchte. Jetzt, mit 69, scheint er mit Abstand der Vitalste aus



dem inneren Kreis zu sein. In seinem Kopf ist die Beatles-Geschichte zu einer reinen Erfolgsgeschichte geworden, obwohl er es war, der in den letzten Jahren der Band, 1968 und 1969, am meisten leiden musste, vor allem wenn Paul McCartney nachts ins Studio zurückkam und Ringos Schlagzeugpart neu aufnahm.

Anfang des Jahres hat Ringo wieder eine Platte herausgebracht, seine 16. seit dem Ende der Beatles. Genauso wie Pauls Soloplaten, der diese gelegentlich auch unter dem Namen The Fireman veröffentlicht, sind die Verkäufe dieser Alben ziemlich verhalten. In der Sekunde, in der sie das Label „Beatles“ abstreifen,

## 1964



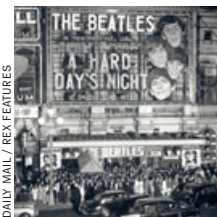
**Februar:** Cassius Clay wird Boxweltmeister gegen Sonny Liston



**Februar:** Der Siegeszug in den USA beginnt; beim Auftritt in der „Ed Sullivan Show“ spielen die Beatles vor geschätzten 73 Millionen Fernsehzuschauern



**Mai:** Schlachten zwischen Mods und Rockern in Brighton



**Juli:** Premiere des ersten Beatles-Films „A Hard Day's Night“



**Juli:** US-Präsident Lyndon B. Johnson unterschreibt den Civil Rights Act



Beatles auf der Flucht vor Fans (Filmszene aus „A Hard Day's Night“, 1964)

Platten wie „Sgt. Pepper's“ oder „Abbey Road“ aufzunehmen. Und dann, so Ringo, war es auch Zeit aufzuhören.

„Wir sind erwachsen geworden. Irgendwann hast du eine Frau, du hast Kinder und andere Verantwortlichkeiten. Wir hätten wahrscheinlich angefangen, uns zu wiederholen, wenn wir weitergemacht hätten.“

Acht Jahre, sagt Ringo – und er zählt offenbar nur von 1962, als er in die Band kam, bis 1970 –, seien genug für jede Band. Damals jedenfalls war es unvorstellbar, dass Rockbands 30 oder 40 Jahre bestehen, wie es heute üblich ist. 1970 gab es kaum eine Rockband, die länger als die Beatles existierte. Die Beatles fühlten sich damals alt, obwohl sie es nicht waren.

Ringo erzählt von dem Beatles-Computerspiel, das vergangenes Jahr erschien und das inzwischen weltweit 1,7 Millionen Mal verkauft wurde. Man erlebt darin die Karriere der Beatles nach und spielt an elektronischen Instrumenten ihre Lieder mit.

„Bloß: Ich kriege das Schlagzeug einfach nicht hin“, sagt Ringo. „Ich spiele immer die Basspassagen von Paul. Die sind schön einfach.“

Da lacht Ringo Starr am Pool in Beverly Hills, und das Bond-Girl, seine Frau, lacht auch. Es ist diese Leichtigkeit, die Ringo den Beatles schenkte und die der Gruppe einen Sinn für den Unsinn gab, den sie vorher nicht hatte, aber ab 1963 zu ihrem Hauptmerkmal im Umgang mit der Presse machte. Die Reporter waren damals mit den Beatles als Charakteren, aber auch als Konzept überfordert. Man kannte solche jungen Männer nicht, genauso wenig wie das Konzept einer solchen Band, die Reporter stellten oft dumme Fragen. Die Beatles reagierten darauf mit entwaffnend charmantem, aber komplett sinnfreiem Humor, den sie von Ringo hatten.

Diesen manchmal auch unfreiwilligen Humor nannten sie bald Ringoismus. Eine Zeitlang, um 1966, wenn Ringo den Ausgang eines Ereignisses für unvorhersehbar hielt, murmelte er gern: „Hm. Tomorrow never knows.“ Niemand wusste, wo Ringo das herhatte und was das genau bedeuten sollte, aber irgendwann fiel dieser Ringoismus Paul McCartney auf, und

sind Paul McCartney und Ringo Starr als Künstler nicht mehr viel. Das wissen beide. Deswegen zelebriert McCartney bei seinen Shows diese Beatles-Messen. Und deswegen versucht auch Ringo, auf seine Soloplaten so viel Beatles zu bringen wie möglich. Seine letzte ist im Januar erschienen. Er hat sie „Y Not“ genannt, das sei sein Lebensmotto, sagt er, versehen mit einem kleinen Sprachwitz. Er singt auf der Platte wieder über seinen Freund John Lennon, der doch den Weltfrieden schon vor über 40 Jahren „von seinem Bett in Amsterdam“ verkündet hat, und er hat

seinen Freund Paul McCartney eingeladen, bei einem Lied den Bass zu spielen.

„Und dann, als Paul da war“, sagt Ringo jetzt in Beverly Hills, „hat er sogar angefangen mitzusingen. Es war seine Idee, und es war wie früher. Überhaupt kein big deal.“

Ringo Starr erinnert sich an die Beatles vor allem so: Es war alles richtig, wie es war. Es war richtig, in Hamburg teilweise zwölf Stunden am Tag live zu spielen. Es war richtig, nach August 1966 nicht mehr auf Tournee zu gehen, denn nur das hat ihnen die Möglichkeit gegeben, sich mehr oder minder drei Jahre in den Abbey Road Studios zu verschanzen und

## 1965



**Februar:** Ermordung des Schwarzen-Führers Malcolm X



**Juli:** Der zweite Beatles-Film „Help!“ kommt in Londoner Kinos



**August:** Zweite US-Tour, Auftritt vor 56 000 Menschen im Shea Stadium in New York



**Oktober:** Verleihung des MBE-Ordens durch die Queen; die Beatles werden für ihre Verdienste um die britische Außenhandelsbilanz ausgezeichnet



**Oktober:** „Yesterday“ erreicht Platz 1 der US-Single-Charts



Guru Maharishi (M.), Jünger Lennon, Harrison 1967

er wurde der Titel eines der wichtigsten Beatles-Lieder.

Und als es um den Titel der letzten Beatles-LP ging, stritt die Band darüber, ob sie nun für das Foto auf dem Albumcover zum Himalaya fliegen sollte. Die Platte sollte nämlich „Everest“ heißen. Die Band zögerte, für ein einziges Foto so weit zu fliegen. Da sagte Ringo, nebenbei, mehr zu sich selbst: „Wenn uns das für das Foto zu weit ist, dann dürfen wir das Album nicht ‚Everest‘ betiteln. Dann müssen wir es halt ‚Abbey Road‘ nennen, oder wie immer die Straße hier heißt. Dann brauchen wir für das Foto nur vor die Tür zu gehen.“ Interessanterweise erinnert sich Paul McCartney ganz anders: Es sei seine Idee gewesen. Ringo, der nach 45 Jahren Jetset-Leben im Café immer

noch anstelle eines Espressos einen „Espresso“ bestellt, sagt: „Ich hoffe, Sie schreiben Ihren Artikel mit viel Humor.“

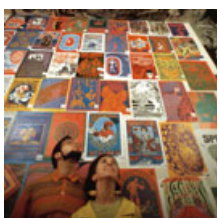
**Wer über die Beatles redet,** muss auch über Zahlen sprechen. „Please Please Me“, das erste Album der Band, hielt sich lange 30 Wochen an der Spitze der britischen Charts, der Nachfolger „With The Beatles“ 21 Wochen. Insgesamt schaffte es jedes Album (außer „Magical Mystery Tour“ und „Yellow Submarine“), das die Beatles bis 1970 veröffentlichten, an die Spitze in ihrer Heimat, sie hatten dort 17 Nummer-eins-Hits in den Single-Charts. In den ersten drei Monaten des Jahres 1964 waren geschätzte 60 Prozent aller Singles, die in den USA verkauft wurden, von den Beatles. In der Woche vom 4. April 1964 belegten sie gleichzeitig die ersten fünf Plätze der US-Single-Charts

und die ersten beiden der Album-Charts. Insgesamt hatten sie in jener Woche zwölf Singles in den amerikanischen Top 100. Als die Queen sie 1965 zu „Members of the Order of the British Empire“ ernannte, tat sie das nicht, um die Band künstlerisch zu ehren. Sie würdigte die Beatles für ihre Verdienste um die britische Exportwirtschaft.

Das ist das eine, dieser überwältigende Erfolg. Von Barry Miles, Paul McCartneys engem Freund ab 1965, will man aber das andere wissen. Wie haben sich die Beatles zur Avantgarde geöffnet? Wie ging das vor sich, als Pop wie in „populär“ mit Pop wie in „Pop-Art“ verschmolz?

Barry Miles, 67, sitzt in einem Café in der Charing Cross Road in Soho, er lebt immer noch hier, mit einigen Unterbrechungen seit 1963. Er ist der große Chronist des Londoner Underground, gerade

## 1966



**Januar:** Eröffnung des Psychedelic Shop in San Francisco



**April:** Titelgeschichte des „Time“-Magazins über das „Swinging London“



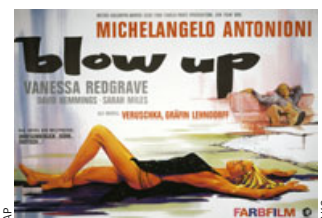
**Mai:** Das Album „Pet Sounds“ von den Beach Boys erscheint



**Juni:** Die US-Luftwaffe bombardiert Hanoi und Haiphong



**August:** Die Beatles geben ihr letztes offizielles Konzert



**Dezember:** Antonionis „Blow Up“ erscheint, der unübertroffene Film über das „Swinging London“

hat er ein Buch über die Gegenkultur in Englands Hauptstadt seit dem Zweiten Weltkrieg veröffentlicht, es heißt natürlich „London Calling“, den Beatles ist ein Kapitel gewidmet. Seit 30 Jahren schreibt Miles die Geschichten dieser Jahre auf, er hat eine Biografie über Paul McCartney geschrieben, ein Buch über Pink Floyd, eines über William S. Burroughs. Es ist auch seine Geschichte. Er betrieb mit zwei Partnern den Indica Bookshop, und die Indica Gallery war im Keller, hier trafen sich alle, die „Swinging London“ buchstabieren konnten, hier begegneten sich Yoko Ono und John Lennon zum ersten Mal. Und Paul McCartney war Miles' erster Kunde.

Miles redet gern, es ist einfach, ihn zu treffen, er ist immer noch agil wie ein 40-Jähriger, erzählt Witze, muss lachen, kann sich noch genau an das Packpapier erinnern, das McCartney damals in nächstelter Arbeit selbst entwarf, um es ihm als Einweihungsgeschenk für seinen Buchladen zu übergeben. „Viel zu gutes Papier, viel zu dick, man konnte es fast nicht umschlagen.“

Von den vier Beatles war nur noch Paul in London, John, George und Ringo lebten in pompösen Villen 50 Kilometer von der Stadt entfernt.

Paul war zu dieser Zeit mit Jane Asher liiert, einer Schauspielerin. Sie lebte bei ihren Eltern in einem geräumigen Stadthaus. Paul war eingezogen in ein kleines Zimmer, seine goldenen Schallplatten stopfte er unter Bett. Miles hatte das Bücherlager im Keller. So lernten sie sich kennen. Wie die anderen Beatles hatte McCartney die Beatlemania gründlich satt.

„Ich kann mich noch erinnern, wie ich eines Tages im Buchladen stand“, erzählt Miles. „Ich hörte Schläge an der Tür, machte auf, und es waren Paul und seine Freundin Jane, die von einer Riesengruppe Mädchen verfolgt wurden. Sie flohen in den Laden. Und so war es häufig. Vor dem Haus warteten oft 20 oder 30 Frauen. Stundenlang.“

Die Frage, die McCartney damals beschäftigte und an der bis heute jeder Rockstar scheitert, lautete nun: Was tun, wenn man ganz oben ist? Paul McCart-

ney floh in einen Buchladen. Und zu Kunstausstellungen, Avantgardekonzerten, Theateraufführungen, in die neuen Rockclubs, dorthin, wo die neu entstehende kreative Klasse sich feierte. Fotografen, Werber, Rockstars, die nicht wussten, wohin mit dem ganzen Geld, das sie in den USA verdienten.

Heute sind dies die Leute, die weltweit ziemlich unangefochten den Geschmack bestimmen. Damals ist das noch keine ausgemachte Sache. Als Barry Miles, Großstadthipster und Avantgardekenner, Paul McCartney das erste Mal traf, wusste er nicht, welches Instrument dieser spielte. Miles hörte amerikanischen Jazz und zeitgenössische E-Musik. Auch Yoko Ono sagt, sie habe keine Ahnung gehabt, wer John Lennon gewesen sei, als sie ihn kennenlernte. Mitte der Sechziger stehen sich Popkultur und Hochkultur, die Welt der Unterhaltung und die Welt der Kunst, ziemlich unvermittelt gegenüber.

Es sind die Beatles, die die Brücke schlagen. Ihre Platte „Revolver“ von 1966 zeigt, dass dieser neue, dumme Unterhaltungspop kompliziert sein kann wie Stockhausen und intelligent wie Schostakowitsch. Doch erst in „Sgt. Pepper's“, erschienen 1967, schneiden sich die Linien, die die Sechziger kulturell durchziehen, Hochkultur und Popkultur treffen aufeinander. „Sgt. Pepper's“ war mehr als eine Platte. Diese Platte war ein Statement. Es sagte: Pop kann alles sein. Uns gehört die Welt.

Schon das Cover ist eine grandiose Anmaßung. Es zeigt Dutzende Persönlichkeiten, die die Beatles beeinflusst haben, von Marlene Dietrich und Karl Marx über verschiedene indische Yogis und den Okkultisten Aleister Crowley bis zu Albert Einstein. Jesus, Hitler und Gandhi wurden wieder verworfen.

Die Platte selbst beginnt mit einem Orchester, das seine Instrumente stimmt, und endet mit einem endlos nachklingenden E-Dur-Akkord, der auf drei Klavieren und einem Harmonium gespielt wird. Sie inszeniert den alten romantischen Traum von der Phantasie, die an die Macht gehört, und sagt: Pop ist dafür der richtige Rahmen. Das Album wird der Soundtrack des berühmten „Summer of Love“

1967. Und es wird die bis heute berühmteste Platte der Beatles. Wenn ihre Geschichte eine Beziehungsgeschichte ist, dann ist dies das Kind, aus dem wirklich etwas geworden ist.

**Die Beatles haben geholfen**, mit Pop eine neue Kultur zu schaffen, die heute selbstverständlich ist, die sich so sehr durchgesetzt hat, dass sie inzwischen alle Generationen gleichzeitig bedient: Teenager, die auf einem Konzert des 67-jährigen Paul McCartney kreischen; ihre vollleibigen Eltern, Amerikaner aus der Vorstadt, die in den bunten Turnschuhen der schwarzen Subkultur herumlaufen; Großmütter, die sich in Designer-Jeans zwingen.

Heute ist Pop als Abgrenzungskultur im Prinzip überflüssig geworden, weil alles Pop ist. Aus heutiger Sicht hat die Popkultur gewonnen. Sie ist überall. Doch damals, in den letzten Jahren der Sechziger, schien der Weg nicht zum Sieg, sondern in die Selbstzerstörung zu führen.

Die Selbstzerstörung der Beatles begann im Sommer 1967, als nach der Veröffentlichung von „Sgt. Pepper's“ ihr Manager stirbt.

Seine Haushälterin, alarmiert von Peter Brown, findet ihn tot im Bett seines Londoner Hauses, gestorben an einer Überdosis Schlaftabletten, von Selbstmord wurde gesprochen, einen Unfall stellten die Gerichtsmediziner fest. Die bisher leuchtende Karriere der Beatles hatte ihren ersten Schatten, und er kündigte die ihm folgende Tragödie an.

Weil Brian Epstein der Band immer ein Stück voraus war, ging er ihr auch im Untergang voraus. Er war seit Jahren von Amphetaminen und Barbituraten abhängig gewesen, er hatte Aufputschmittel genommen, um tagsüber denken zu können, Beruhigungsmittel, um nachts zu schlafen.

Seine Depressionen waren immer stärker geworden, er hatte Klinikaufenthalte hinter sich, und Peter Brown, Epsteins enger Freund, sagt, er habe den Manager bereits ein Jahr zuvor, bewusstlos von einer Überdosis Schlaftabletten, gerade noch rechtzeitig im Bett gefunden.

Den Beatles fehlte nun nicht nur ihr Zentrum. Ihnen fehlte auch die Gemein-

## 1967



**Januar:** Erste WG – Gründung der Kommune 1 in Berlin



**Juni:** Veröffentlichung von „Sgt. Pepper's“, sofort Platz 1 der Charts



**Juni:** Schah-Besuch in Berlin, Benno Ohnesorg wird erschossen



**Juni:** Muhammad Ali wegen Wehrdienstverweigerung verurteilt



**Juni:** Präsentation des Songs „All You Need Is Love“ vor weltweit 400 Millionen Fernsehzuschauern



**Dezember:** Ausstrahlung des Films „Magical Mystery Tour“



„Let it be“-Aufnahmen der Beatles mit Ono in London 1969

schaft. Die Namen John, Paul, George und Ringo ergaben in der Summe nicht mehr die Beatles. Sie hatten sich befreit, auch voneinander, von den gemeinsamen Ideen. Jeder Einzelne von ihnen wollte für sich sein, und sie verabschiedeten sich in die Spiritualität wie George Harrison, in die eigene Familie wie Ringo Starr oder in die Drogen wie John Lennon. Und Paul verwechselte sich selbst mit der Band.

Künstlerisch führte das zum Triumph, doch im Leben zu Schwierigkeiten. Wer befreit ist, fällt auf sich selbst zurück. 1968 hatten die Beatles die sechziger Jahre schon verlassen. Sie lebten bereits vor, was in den siebziger Jahren folgen sollte: Innerlichkeit, Rückzug auf umgebaute Bauernhöfe und in die Psychotherapie, um die Frage aller Fragen zu beantworten: Wer bin ich überhaupt?

Die Beatles hatten bisher immer alles von allein gefunden. Jetzt suchten sie.

Sie suchten in Indien, im Aschram von Maharishi Mahesh Yogi, der Yoga und Meditation zu Pop gemacht und es so in den Jetset geschafft hatte. Interessanterweise sahen sie in dem Maharishi und seinen Lehren der Transzendentalen Meditation etwas, was die Welt zuvor eigentlich in den Beatles gesehen hatte: etwas Neues und Seltsames, fremd und doch irgendwie bekannt, provokativ, aber unbedrohlich. Drei Monate wollten sie in Rishikesh beim Maharishi bleiben, sie wollten zu sich selbst finden und vielleicht auch noch einmal zu sich als Gruppe. Doch schon nach zwei Wochen reiste Ringo ab, er vertrug das indische Essen und seine Frau die Fliegen nicht. Die große Suchbewegung, die Selbstfindung, sie scheiterte an Linsen und Curry.

Paul fand den Aschram wie Schule und verließ ihn kurz danach. Nur John und George hielten es zwei Monate aus. Dann erkannte auch John in dem Maharishi den Scharlatan, der er war, und reiste zusammen mit George wütend ab.

John war ein schwieriger Mensch, der in dem Gefühl lebte, allein zu sein, verraten von allen, erzählt Peter Brown. Mutter und Vater hatten ihn allein gelassen. Die Tante Mimi, bei der er aufwuchs, hatte ihn gedrillt. Sein Freund Paul hatte ihn verraten und ihm seine Band weggenommen. Seine Ehefrau Cynthia presste ihn in die Kleinfamilie. Und das LSD gab ihm auch keine Antworten. Der Maharishi hätte ihm sagen sollen, wer er war. Doch auch der Maharishi wusste nicht, wer John Lennon war. De facto war John Lennon mit 28 Jahren ein drogenabhängiger Popstar, wie so viele nach ihm. Pe-

## 1968



**Januar, März:** Tet-Offensive des Vietcong, My-Lai-Massaker



**Februar bis April:** Besuch der Beatles beim Maharishi in Indien; deutliche Spannungen in der Band



**Mai:** Krawalle in Paris; Präsident de Gaulle kündigt Neuwahlen an



**Mai:** John Lennon und die japanische Fluxus-Künstlerin Yoko Ono werden ein Paar



**August:** Truppen des Warschauer Pakts marschieren in Prag ein



**November:** Das „White Album“ erscheint und erreicht Platz 1

ter Brown sagt, Lennon sei mit kurzen Unterbrechungen fast jeden Tag high oder betrunken gewesen. John Lennon selbst gab später zu, er habe tausend LSD-Trips genommen.

**Im Mai 1968 betrat Yoko Ono** die Bühne. Ab jetzt war sie immer dabei, sie war das Signal von John Lennon an die anderen Beatles, dass er die alte Einheit aufgebrochen hatte. Er wollte ein Ich sein, kein Wir mehr. Das Jahrzehnt, das die Beatles geprägt haben, führte in den Individualismus, in die „Me decade“, wie es der Schriftsteller Tom Wolfe nannte. John Lennon ging diesen Weg als Erster.

Paul McCartney sagt heute in der Garderobe in Hollywood, er habe das damals nicht begriffen. „Wir waren wie Kameraden, wie Soldaten im Einsatz. Irgendwann muss man sich trennen und mit seinem Leben beginnen. Aber man sagt: Wäre es nicht toll, wenn wir einfach jeden Abend zusammen weiter Bier trinken könnten? Nein, Sie müssen sich ein eigenes Zuhause schaffen, ein Leben für sich selbst, ohne den Armeekumpel und auch ohne John Lennon.“

Als die Beatles, nun mit Ono zu fünft, 1968 ihr „White Album“ aufnahmen, führte die Sehnsucht jedes einzelnen Beatle nach einem eigenen Leben zu fast unerträglichen Spannungen. Die Beatles hatten das Konzept Band erfunden, jetzt schafften sie es wieder ab. Es hatte sie ganz nach oben getragen, doch jetzt schnürte es sie ein.

Geoff Emerick, der treue Toningenieur, der für die Beatles die Soundeffekte entwickelte, hielt es nicht mehr aus und kündigte mitten in den Aufnahmen. Auch Ringo verließ im Sommer die Band für einige Zeit und legte sich in Sardinien an den Strand. Paul McCartney zuckte nur mit den Schultern und setzte sich hinter Ringos Schlagzeug. „Endlich hatte er, was er wollte“, sagt Ringo heute. „Paul wollte immer mein Schlagzeug spielen. Kaum habe ich mir einen Kaffee geholt, saß Paul hinter meinen Trommeln.“

Der innere Kreis der Beatles nennt das „White Album“ bis heute nur das „Tension Album“, die Stressplatte. Die Platte,

bei der die Beatles nicht mehr miteinander geredet haben. Sie haben so wenig miteinander geredet, dass ihnen noch nicht einmal ein Titel eingefallen ist. Hört man das dem Album an? Ja. Es ist zu lang, denn jeder der vier hat sich nur dafür interessiert, dass die von ihm geschriebenen Songs draufkommen. Der Rest war egal. Und trotzdem: „Back in the U.S.S.R.“, „While My Guitar Gently Weeps“, „Helter Skelter“ – für viele gilt das „White Album“ als ihre größte Platte.

Während die Beatles in ihrem Studio implodierten, merkten sie nicht, wie draußen die Welt explodierte. In Prag lassen die Russen Panzer gegen die Bevölkerung rollen, Chicago versinkt in Straßenschlachten am Rande des Demokraten-Parteitags, in Berlin schießt ein Rechtsradikaler Rudi Dutschke in den Kopf, Robert Kennedy wird erschossen und auch Martin Luther King.

Der allgemeine Aufbruch, der als ein Einspruch gegen den Lauf der Dinge begonnen hatte, eskalierte 1968 in Gewalt und Aufruhr. Die Kurve des Studentenprotests – Aufbruch 1967, Eskalation 1968, Selbsterstörung 1969 – verläuft merkwürdig parallel zu der Beatles-Kurve. Doch sie berühren sich nicht.

John Lennon schreibt zwar einen Song mit dem Titel „Revolution“, doch ihm geht es nicht mehr um die gemeinsame Bewegung, sondern nur noch um sich selbst. Auf ihn könne man nicht zählen, singt Lennon, wenn es zu Zerstörungen komme. Und am Ende versichert er grundlos, dass schon alles in Ordnung kommen werde.

In Zeiten politischer Morde und Straßenschlachten waren die Leichtigkeit und der Sarkasmus dieses Songs ein politischer Affront. Affirmativ und sogar konterrevolutionär sei er, fanden die Linken, während im selben Sommer die Rolling Stones „Street Fighting Man“ heraushauten, einen Song wie ein Maschinengewehrfeuer, der direkt und unironisch den Aufstand feiert und romantisiert. Zum ersten Mal in der Geschichte der beiden rivalisierenden Bands schienen die Stones die erodierenden Beatles zu überholen.

Und es gab noch etwas, das die Beatles von der linken Gegenkultur wegtrieb. Sie waren jetzt Kapitalisten. Sie besaßen ihre eigene Firma, die im Frühling 1968 langsam ihren Betrieb aufnahm. Sie nannten diese Firma Apple, und es ist kein Zufall, dass der Hersteller von iPhones und iPads heute genauso heißt. Die Beatles nahmen mit ihrer Platten-, Film- und Modefirma vorweg, was 30 Jahre später Dot-com und Start-up genannt werden würde: ein Unternehmen, das, obschon profitorientiert, seinen Mitarbeitern neben einem Arbeitsplatz ein Lebenskonzept bietet. Die Angestellten bei Apple sollten sich wohl fühlen, es gab kostenloses Champagner und auch Drogen. Wer wollte, konnte in den Büros übernachten, einmal wohnte sogar eine ganze Delegation Hell's Angels dort.

Heute ist es selbstverständlich für eine große Rockband, eine eigene Plattenfirma zu haben, denn es lässt sich so mehr verdienen. Damals war die Verbindung zwischen Rock'n'Roll und Unternehmenskultur revolutionär.

Damals zog die Idee der Beatles einigen Spott auf sich. Dass der „Hippie-Kapitalismus“, wie McCartney ihn nannte, nicht funktionieren könne, galt als ausgemachte Sache.

Tatsächlich trieb man einigen Aufwand. Überall auf der Welt ließen die Beatles die diversen Abteilungen ihres geplanten Großkonzerns eintragen – Apple Films, Apple Electronics, Apple Boutique, Apple Records. Dann passierte nicht mehr viel, ein paar Platten erschienen, mehr nicht. Bis Apple 1978 erfuhr, dass eine kleine Computerfirma in Kalifornien einen Apfel als Logo benutzte. Deren Gründer, der ehemalige Hippie-Nerd Steve Jobs, gab sogar zu, von seiner Lieblingsband dazu inspiriert worden zu sein. Mehrere Gerichtsprozesse epischer Länge folgten, die die Vertreter der Beatles mit immer weniger Glanz gewannen, bis sie den letzten 2006 schließlich verloren.

Dieser Streit ist ein Grund, warum es die Musik der Beatles bis heute nicht legal im Internet zum Download gibt. Apple ist mit seinem iTunes Store marktbeherrschend. Aus den Ankündigungen, eine

## 1969



**März:** Bed-in von Lennon und Ono im Amsterdamer Hilton-Hotel



**Juli:** Die USA schicken die ersten Menschen auf den Mond



**August:** Manson-Bande ermordet die Schauspielerin Sharon Tate



**August:** Eine halbe Million Menschen feiern in Woodstock



**September:** „Abbey Road“ erscheint, das letzte offizielle Album; die Bandmitglieder reden kaum noch miteinander



**November:** Hell's Angels ermorden Fan bei einem Stones-Konzert

eigene Download-Plattform zu erstellen, ist bis heute nichts geworden.

Intern sollen bei Apple längst Studien liegen, die nachweisen, wie viel Geld der Konzern durch die Weigerung, ins Netz zu gehen, verloren hat. Dass McCartney, Starr, Ono und Olivia Harrison im November 2008 einer Beatles-Version des Computerspiels „Rock Band“ zustimmen, ist auch ein Versuch, die Generation derjenigen zu erreichen, die noch nicht auf der Welt war, als John Lennon erschossen wurde. Harrisons Sohn Dhani, 31, überzeugte den Vorstand. Eine Musik, die einstmal als Stimme einer wütenden Generation begonnen hatte, soll nun Großvater, Sohn und Enkel vor der Playstation vereinen.

**Im Empfangsfoyer der Abbey Road Studios** in London wird gesägt und geschraubt. Die Sitzzecke bekommt eine neue Stoffverkleidung. Das ist eine gute Nachricht. Sie bedeutet: Hier geht es weiter.

Im Februar hieß es, die legendären Studios stünden zum Verkauf. Der Konzern EMI, einst der Stolz der britischen Musikindustrie und heute wie alles im Besitz von Finanzinvestoren, habe große Geldsorgen. Der Verkauf ihrer Studios könne ein paar Millionen bringen. Protest formierte sich. Nicht nur Paul McCartney, auch Andrew Lloyd Webber bot an zu helfen. So weit kam es dann doch nicht.

Die britische Regierung stellte das Gebäude unter Denkmalschutz und verhängte die Auflage, dass hier weiter Musik aufgenommen werden müsse.

Als die Beatles hier am 6. Juni 1962 ihre ersten Probeaufnahmen machten, waren die Studios schon seit über 30 Jahren in Betrieb. Die Schallplattenaufnahme war in dieser Zeit noch mehr oder weniger ein Live-Mitschnitt. Die Band spielt das Stück ein, ein Ingenieur nimmt auf, das war es. So waren auch die Arbeitsabläufe. Die Angestellten trugen Schlips und Kragen.

Heute arbeiten hier Leute wie Allan Rouse, cool und übellaunig, kurz geschnittener grauer Bart, am Abend zuvor war er sehr lange trinken. Rouse ist Mitte fünfzig, ein altgewordener Hipster. Er arbeitet seit 1973 in diesem Gebäude. Er sagt von sich, er sei der einzige Mensch der Welt, der alles von den Beatles gehört habe, jede Sekunde, die sie jemals aufgenommen haben. Selbst die Beatles hätten nicht jeden Ton gehört, den sie im Lauf der Jahre von sich gegeben hätten. Rouse schon. Er hat das gesamte Archiv der Band digitalisiert, seit 1991. Auch das aufwendige Remastering, mit dem die Musik der Beatles digital entstaubt wurde und im vergangenen Jahr noch einmal auf den Markt kam, lief unter seiner Leitung.

Als er sich 1971 bei der EMI für ein Praktikum vorstellte, sei er gefragt worden, wo er denn hinwolle. In die Abbey Road Studios, habe er gesagt. Das sei für ihn klar gewesen, seit er „Sgt. Pepper’s“ gehört habe.

Niemals alt werden zu müssen ist einer der großen Träume der Menschheit. Biologisch bleibt er das auch noch eine Weile. Kulturell hat Pop ihn wahr gemacht. „Sgt. Pepper’s“ hat einer ganzen Generation gesagt: Dies kann euer Leben sein. So gesehen haben die Beatles nicht nur dem Konzeptalbum zu Ruhm verholfen, auch der Mittfünfziger in Jeans und Turnschuhen geht auf ihr Konto.

Es sind auch jene Mittfünfziger, die seit vergangenem Herbst die Millionen restaurierten Beatles-Alben gekauft haben. Lieder, die sie in- und auswendig kennen und wahrscheinlich längst als LP und CD zu Hause stehen haben. Natürlich geht es auch um Nostalgie, das Gefühl, damals sei die Musik besser gewesen. Jetzt könne man sie endlich so hören, wie sie gemeint war. Aber das ist nur das Offensichtliche. Tatsächlich haben Rouse und seine Kollegen mit der Musik der Beatles gemacht, was die meisten 50-Jährigen, die etwas auf sich halten, mit ihrem Körper machen.

Entschlacken, trainieren, jung halten.

Und in der Hollywood Bowl, in den Bergen hinter Los Angeles,

ist an diesem Abend des McCartney-Auftritts das Dorado dieser ewig Junggebliebenen. Die Band von Paul McCartney, sein Betreuerstab, das Publikum – 17 000 Kehlen singen „Let it be“ und benehmen sich, als wäre alles noch einmal aufs Neue zu erkämpfen, das Recht auf Abtreibung oder die Schwulenehe oder die Wehrdienstverweigerung. Dabei haben wir sogar schon Energiesparlampen.

„Ist die Geschichte der Beatles am Ende eine Metapher für den gescheiterten Aufbruch der sechziger Jahre?“ Paul McCartney wiederholt die Frage langsam in seiner indischen Garderobe. Seit fast einer Stunde spricht er über seine ehemalige Band. Hat er in den ersten Minuten des Gesprächs jede Frage mit einem gutgelauten Witz oder einer Anekdote begonnen, wird er jetzt nachdenklich.

„Gucken Sie hinaus, gucken Sie mich an. Die Sechziger sind nicht gescheitert. Wir waren die Boom-Generation, wir waren zahlenmäßig überlegen, wir hatten mehr Freiheit, wir hatten mehr Wohlstand. Rock’n’Roll hatte begonnen, alles war frisch, alles hatte einen frischen Geist. Und wir waren die Ersten, die diesen Spirit nahmen und aus ihm etwas Neues schufen. Darum ging es bei den Beatles.“

Natürlich ist, wie jede große Erzählung, die Geschichte der Beatles eine Tragödie. Am Ende kommt einer hinterm Vorhang hervor und zieht den Dolch. Manchmal heißt diese Figur Brutus, manchmal Jago, bei den Beatles heißt sie Allen Klein.

Seit Jahren wollte Klein sich die Beatles packen. Er war Manager der Stones, doch die hatten ihn rausgeschmissen und später verklagt. Jetzt versuchte er es bei den Beatles. „Klein versprach John alles, was er wollte. John mochte so was“, sagt McCartney. Peter Brown ergänzt: „Was John besonders mochte, war, dass Klein kommen und alles zerstören würde, was Paul mit seinem Schwiegervater geplant hatte.“

Paul McCartney war inzwischen mit Linda Eastman verheiratet, deren Vater ein berühmter New Yorker Showbusiness-Anwalt war. Paul wollte ihn als Manager.

1970



**März:** „Let it be“, die letzte Single der Beatles, erscheint



**April:** McCartney erklärt das Ende der Beatles, Lennon und Ono beginnen eine Urschrei-Therapie, um vom Heroin loszukommen



**April:** Nixon befiehlt Einmarsch von US-Truppen in Kambodscha



**Mai:** Das Album „Let it be“ erscheint – mit älteren Aufnahmen, produziert von Phil Spector



Letzter Auftritt der Beatles auf dem Dach des Apple-Gebäudes in London 1969

JAUCH & SCHEIKOWSKI

John gefiel das nicht. Es war doch seine Band. Klein kam Lennon gerade recht.

Aber hatte John nicht kapiert, dass Klein die Band zerstören würde?

„John war nicht dumm, John war per-vers“, sagt Peter Brown über seinen Freund heute.

„John war ein herrlicher Typ“, sagt McCartney, „und ein merkwürdiger Typ. Das mochte man an ihm. Aber man kann nicht sagen, dass alles, was John machte, wirklich vernünftig war.“

Mick Jagger rief noch an, versuchte, die Beatles zu warnen, sagt Peter Brown, Klein hatte den Stones die Rechte an all ihren Alben abgeluchst. Zu spät.

Und nachdem Allen Klein Manager der Beatles geworden war, fliegt im Sommer des Jahres 1969 alles in die Luft, was die sechziger Jahre an Hoffnungen aufgebaut haben. In der Nähe von Los Angeles hören Charles Manson und seine Jünger „Helter Skelter“ von den Beatles, verstehen das Lied als Aufruf zur Zerstörung, überfallen das Haus von Roman Polanski und töten dessen schwangere Frau Sharon Tate und vier weitere Menschen. In Woodstock begraben eine halbe Million Hippies den Geist der Bewegung im Matsch. Südlich von London treibt die vollgedrohte Leiche des Stones-Chefs Brian Jones im Swimmingpool.

Die Beatles aber gehen in die Abbey Road Studios und versuchen sich an ihrer letzten Platte.

Inzwischen wollte Lennon so wenig mit McCartney zu tun haben, dass er vorschlug, auf der einen Seite von „Abbey

Road“ seine Kompositionen zu sammeln, auf der anderen die von McCartney. Aber es gab inzwischen nicht mehr genügend Stücke, es gab nur noch Fragmente. In früheren, in besseren Zeiten hätten Paul und John aus solchen Fragmenten große Songs gemacht. Nun aber machte Paul allein aus den Fragmenten ein Medley, das sich fast über die ganze B-Seite erstreckt und mit dem Stück „The End“ endet.

Es ist das Epitaph der Beatles. Für dieses Stück gelang es Paul noch einmal, dass alle vier zusammen spielten, und er führt die Beatles musikalisch zurück zu dem Ort, wo alles begonnen hatte: der Zeit vor den Streitereien im Studio, vor den harten Drogen, vor Yoko Ono und Allen Klein, vor dem Maharishi, vor den Riesenkonzerten, vor der Beatlemania. Sie spielen noch einmal wie im Star-Club in Hamburg, hämmernde Gitarrensoli, hintereinander weg, eine Art Battle. Dann endet das Stück mit der inzwischen berühmten Zeile: „And in the end, the love you take is equal to the love you make.“

Diese Zeile erscheint in den letzten Monaten der Sechziger. Und vielleicht fasst sie zusammen, was von jenem Jahrzehnt geblieben ist: eine Binsenweisheit.

Im selben Monat, im September 1969, im Apple-Büro von Peter Brown, versuchte McCartney, die Beatles noch einmal zu vereinen. Doch John sagte: „Ich glaube, du bist bescheuert. Ich verlasse die Band. Ich will die Scheidung.“

Dass John Lennon ausgerechnet von Scheidung sprach, bringt die Beatles-Erzählung zurück zu ihrem allzu mensch-

lichen Kern. Es ist keine Musikgruppe, die da zu Ende geht, sondern das Versprechen einer besseren Zukunft, wie es jede Ehe auch ist.

„Wir erzählen uns Geschichten, um zu leben“, so eröffnete die amerikanische Schriftstellerin Joan Didion einen Essay-Band, den sie, inspiriert von den Beatles, „The White Album“ genannt hat. Diese Geschichten, so hoffte Didion, können uns vielleicht bei der Suche nach dem Sinn des Erlebten helfen. Egal, wie sie ausgehen.

Die Geschichte der Beatles ging zunächst schlecht aus und wurde immer schlimmer. Paul McCartney musste John, George und Ringo verklagen, um aus dem Vertrag mit Allen Klein herauszukommen.

„Das war sehr, sehr schmerzhaft. Niemand sollte die Beatles verklagen, aber vor allem ich nicht! Es war grauenhaft. Aber es ging nicht anders. Die folgenden Jahre verbrachte ich in reiner Dunkelheit.“

Draußen in der Hollywood Bowl fängt es an zu dämmern, ein Assistent klopft an und sagt, McCartney müsse jetzt bald auf die Bühne. Die Beatles-Show! Er zieht sich also die engen Beatles-Boots über die alten Füße und geht auf die Bühne. Als viertes Stück stimmt er „All My Loving“ an, und sofort leben die Beatles wieder.

Auch ohne die Beatles. Die Beatles brauchen keinen John Lennon mehr, keinen George Harrison, keinen braungebrannten Ringo aus Beverly Hills. Sie brauchen noch nicht mal mehr Paul McCartney. Sie sind zu einer Idee geworden. Das ist Unsterblichkeit. ♦

SPIEGEL-GESPRÄCH

# „Ich wollte mich durchsetzen“

Der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki über sein Leben als Außenseiter, einen Besuch im Pornokino, die Pflichten der Literatur und über Bücher, die er nie gelesen hat

**A**m 2. Juni wird der bekannteste deutsche Literaturkritiker 90 Jahre alt. Marcel Reich-Ranicki hat zusammen mit seiner drei Monate älteren Frau Tosia – sie sind seit 1942 verheiratet – das Warschauer Ghetto überlebt, zwei von wenigen. Dass sie beide jemals dieses hohe Alter erreichen würden, sagt Reich-Ranicki immer wieder, hätten sie damals für unmöglich gehalten.

Das Gehen bereitet ihm zunehmend Probleme, trotzdem empfängt er den Gast an der Tür. Inzwischen möchte er sich nur noch von vertrauten Personen interviewen lassen\*. Er setzt sich in seinen elektrisch verstellbaren Sessel und thront dort mit einem milden, erwartungsvollen Gesichtsausdruck.

Er ist berühmt für scharfe Verrisse. Seine kämpferischen Auftritte im Fernsehen haben ihn zu einer Berühmtheit gemacht. Nun spricht er leise, langsam, zögerlich. An großen Erklärungen hat er kein Interesse mehr. Lieber als über Bücher redet er jetzt über sein Leben. Er bittet um „kurze interessante Fragen“.

Gegen Ende des Gesprächs wird Frau Reich-Ranicki hinzukommen, eine zierliche alte Dame mit einem warmen Lachen, sich auf die Couch setzen und zuhören.

**SPIEGEL:** Herr Reich-Ranicki, am Sonntag nach Ihrem 90. Geburtstag soll Ihnen in der Frankfurter Paulskirche die erstmals vergebene Ludwig-Börne-Ehrenmedaille überreicht werden. Sie haben Böernes Literaturkritik einmal als „Bruchstücke einer großen Rebellion“ bezeichnet. Wogegen haben Sie rebelliert?

**Reich-Ranicki:** Sie wollen eine kurze Antwort? Rebelliert habe ich zunächst einmal gegen das Schicksal meiner Eltern.

**SPIEGEL:** Ihre Eltern wurden 1942 in Treblinka ermordet, Ihr Bruder Alexander 1943 im Lager Poniatowa. Wie haben Sie Ihre Eltern erlebt?

**Reich-Ranicki:** Beide waren nicht besonders alltagstauglich, das spürte ich schon als Kind. Das galt besonders für meinen Vater. Bei meiner Mutter fiel das nicht so auf, in dieser Generation wurde es nicht anders erwartet.

**SPIEGEL:** Das Geschäft Ihres Vaters in Polen war 1929 pleitegegangen. Die jüdische Familie Reich traf nach und nach in Berlin ein. Dort lebten Verwandte Ihrer Mutter, die aus Deutschland stammte.

**Reich-Ranicki:** Ein Onkel entschied dann, dass mein älterer Bruder Zahnmedizin studieren sollte. Alexander hat später sehr viel gearbeitet, um für den Lebensunterhalt unserer Familie zu sorgen.

**SPIEGEL:** Es heißt, im Alter tauchen längst verschüttete Szenen aus der Kindheit wieder auf. Können Sie das bestätigen?

**Reich-Ranicki:** Unentwegt! Situationen, an die ich jahrzehntelang nicht gedacht habe, stehen plötzlich wieder vor meinen Augen. Manchmal abends im Bett, bevor ich einschlafe. Ich erinnere mich an meinen Bruder, an meine Schwester, aber vor allem sehr genau an meine Eltern.

**SPIEGEL:** Hat Sie die Schwäche Ihres Vaters geprägt? Wollten Sie selbst anders werden?

**Reich-Ranicki:** Ja, unbedingt. Ich wollte mich durchsetzen.

**SPIEGEL:** Wurden Sie auch deswegen zum Außenseiter, als den Sie sich oft bezeichnet haben? Ist das der Preis dafür, wenn man seinen eigenen Weg gehen will?

**Reich-Ranicki:** Es mag so sein, wie Sie sagen. Aber ich habe das nicht bewusst angestrebt. Gewollt habe ich immer, dass ich arbeite und akzeptiert werde. Ich war ein Polnisch sprechender Junge, der mit neun nach Deutschland kam. Ich musste erst lernen, richtig Deutsch zu lesen und zu sprechen.

**SPIEGEL:** Was Sie dann bald besser konnten als Ihre Klassenkameraden am Berliner Gymnasium.

**Reich-Ranicki:** Ich lebte vier Monate ohne meine Eltern in Berlin. Als meine Mutter kam, habe ich schon ihre polnischen Fragen deutsch beantwortet.

**SPIEGEL:** Trotzdem fühlten Sie sich als Außenseiter?

**Reich-Ranicki:** Ich war ein Fremder.

**SPIEGEL:** Sie haben einmal die Frage nach Ihren Lieblingsnamen so beantwortet: Anna, Emma und Effi. Es sind die Vornamen der berühmtesten Ehebrecherinnen der Weltliteratur: Anna Karenina, Emma Bovary und Effi Briest. Was gefällt Ihnen an diesen Figuren: deren Außenseitertum, Mut, Leidenschaft?

**Reich-Ranicki:** Das Streben nach Selbständigkeit. Effi wollte ihren eigenen Weg

gehen, nicht den des Mannes, der ihr so fremd war. Das gilt auch für die anderen. Alle sind sie gescheitert.

**SPIEGEL:** Das sind Romanfiguren des 19. Jahrhunderts. Das Sexuelle kommt dezent zur Sprache. Das änderte sich im 20. Jahrhundert. Wie haben Sie das als Kritiker wahrgenommen?

**Reich-Ranicki:** Ich empfand es als meine selbstverständliche Pflicht, auf das Sexuelle in der modernen Literatur ausführlich einzugehen. Das Thema taucht ja bei den Klassikern schon auf: im „Faust I“, in den „Räubern“. In meiner Jugend las ich viel Feuchtwanger und Wassermann, besonders häufig Schnitzlers Novellen und Theaterstücke. Auch



Kritiker Reich-Ranicki: „Ein alter Mann kann

\* Das Gespräch führte Redakteur Volker Hage in Marcel Reich-Ranickis Wohnung in Frankfurt am Main. Er kennt den Kritiker seit 1975, als er in die von Reich-Ranicki geleitete Literaturredaktion der „Frankfurter Allgemeinen“ eintrat.

in Hesses „Narziss und Goldmund“ gab es erotische Szenen. Später machten das ja alle.

**SPIEGEL:** Für Günther Anders war die Lockerung des Sexualtabus „eine der epochalsten Revolutionen in der Kulturgeschichte der Menschheit“.

**Reich-Ranicki:** Das ist mir zu pathetisch.

**SPIEGEL:** „Ich habe Phantasie, ich gehe doch in keinen Porno.“ Das sagte Günter Grass in den siebziger Jahren zu Martin Walser, als der ihn zu einem Besuch in einem Pornokino überreden wollte, wie Walser selbst in seinem Tagebuch schreibt. Hat Grass recht?

**Reich-Ranicki:** Ich war mit Friedrich Torberg einmal in einer ähnlichen Situation. Das war in Stockholm. Wir haben uns gelangweilt. Und da hat er vorgeschlagen: „Gehen wir mal in einen Porno!“ Ich hatte so etwas noch nie gesehen und war neugierig. Aber ich fand das nicht interessant. Ja, Grass hat recht: Es regt die Phantasie nicht an.

**SPIEGEL:** Bei der Literatur ist das anders?

**Reich-Ranicki:** Wichtig ist, dass ein Schriftsteller distanziert schreibt. Je mehr es eigenes Erleben ist, desto distanzierter muss es sein.

**SPIEGEL:** Wenn ein Schriftsteller die alten Männer und die jungen Mädchen besinge, hat Walter Jens einmal gesagt, „ist es um Reich-Ranicki geschehen“. Sie haben damals sehr empfindlich reagiert. Warum?

**Reich-Ranicki:** Weil es nicht stimmt.

**SPIEGEL:** Martin Walser hat 1976 einen Brief an Sie geschrieben, den er auf Rat seines Verlegers Siegfried Unseld nicht abschickte. Das war, nachdem Sie seinen Roman „Jenseits der Liebe“ verrissen hatten. Sie hätten ihn beleidigt, steht in diesem Brief, den Walser jetzt nachträglich publiziert hat. Es wäre schön, hat er in einem SPIEGEL-Gespräch (11/2010) gesagt, wenn Sie ihm antworten würden. Werden Sie?

**Reich-Ranicki:** Ich weiß nicht, von welchem Brief Sie reden. Ich kenne den nicht.

**SPIEGEL:** Wie fern ist Walser Ihnen heute, nach seinem Roman „Tod eines Kritikers“, der mit der Möglichkeit Ihrer Ermordung kokettiert?

**Reich-Ranicki:** Ich will versuchen, Ihnen das grundsätzlich zu beantworten. Ich habe mein Leben lang, und zwar von Anfang an, Walser viel Sympathie entgegengebracht. Ich habe ausgiebig über seine Bücher geschrieben, vieles davon

ist sehr positiv, natürlich nicht alles. Er ist davon überzeugt, die Kritik habe ihn sehr schlecht behandelt. Nicht ich allein. Doch auf mich hat er sich fixiert.

**SPIEGEL:** Haben Sie eine Erklärung dafür?

**Reich-Ranicki:** Ich halte ihn nicht für einen Antisemiten. Aber es ist ihm wichtig, darauf hinzuweisen, dass der Kritiker, der ihn angeblich am meisten gequält hat, auch noch Jude ist. Er rechnet damit, dass ihm sein Publikum darin folgt. Sehen Sie, es hat von Grass nie eine antisemitische Zeile oder Bemerkung gegeben, keine einzige. Und über dessen Bücher habe ich gewiss nicht nur positiv geschrieben.

**SPIEGEL:** Er könne nicht ohne Liebe zu seinen Figuren schreiben, sagt Walser. Er habe Sie in seinem Roman „auf die Ebene großer Romanhelden gehoben“. Sehen Sie sich als Romanheld?

**Reich-Ranicki:** Ich fühle mich überhaupt nicht als Romanfigur.

**SPIEGEL:** Sind Sie zu Hass fähig?

**Reich-Ranicki:** Nein, ich glaube nicht. Ich habe mich oft gefragt, was ich tun würde, wenn ich plötzlich dem Mörder meines Vaters, meiner Mutter gegenüberstehe. Ich glaube, ich wäre nicht fähig, diesem Menschen etwas anzutun.

**SPIEGEL:** Sie dagegen haben in Ihrer aktiven Kritikerzeit dermaßen viel Hass auf sich gezogen, dass es zum Fürchten war. Sie haben trotzdem als Kritiker weitergemacht.

**Reich-Ranicki:** Ich hatte keine andere Wahl.

**SPIEGEL:** Bekannt sind Sie als jemand, der gern verrissen hat. Andererseits können Sie Bücher loben wie kein Zweiter. Warum dieses Image?

**Reich-Ranicki:** Das kann ich Ihnen sagen: Die Zeitungsleser und Fernsehzuschauer lieben Verrisse.

**SPIEGEL:** Und die Autoren?

**Reich-Ranicki:** Positive Kritiken werden zur Kenntnis genommen und abgehakt. Kommt dann ein Verriss, ist bei den Autoren alles wie gelöscht, was vorher an Zuspruch da war.

**SPIEGEL:** Sie kennen sich in verschiedenen Bereichen der Kultur aus. Und doch scheint es, als würden Sie der Lyrik am Ende den Vorzug geben.

**Reich-Ranicki:** Das ist ganz falsch. Seit meiner Jugend gab es für mich vor allem eins: den Roman. Und das Drama! Ich habe früh alle Dramen von Schiller und Shakespeare gelesen. Gedichte sind für mich erst viel später gekommen.

**SPIEGEL:** Und heute?

**Reich-Ranicki:** Ich lese Gedichte gern, besonders wenn sie kurz sind. Für Romane bringe ich nicht mehr die Geduld auf.

**SPIEGEL:** Ihr Kanon der deutschen Lyrik umfasst sieben Bände. Es gibt daneben auch eine subjektive Auswahl von Ihnen: einen Band „Meine Gedichte“. Dort steht auf den ersten Seiten das Gedicht „Auf den Mund“ von Hofmann von Hofmannswaldau.



KATRIN DENKEWITZ

sehr gegenwärtig und wach sein“

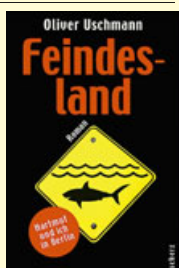
## Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: [www.spiegel.de/bestseller](http://www.spiegel.de/bestseller)

## Belletristik

- 1 (2) **Tommy Jaud**  
Hummeldumm  
Scherz; 13,95 Euro
- 2 (1) **Henning Mankell**  
Der Feind im Schatten  
Zsolnay; 26 Euro
- 3 (3) **Nicholas Sparks**  
Mit dir an meiner Seite  
Heyne; 19,95 Euro
- 4 (5) **Jussi Adler-Olsen**  
Erbarmen  
dtv; 14,90 Euro
- 5 (4) **Sarah Lark**  
Das Gold der Maori  
Lübbe; 14,99 Euro
- 6 (6) **Anne Fortier**  
Julia  
W. Krüger; 19,95 Euro
- 7 (10) **Martin Suter**  
Der Koch  
Diogenes; 21,90 Euro
- 8 (9) **Marina Lewycka**  
Das Leben kleben  
dtv; 14,90 Euro
- 9 (7) **Anna Gavalda**  
Ein geschenkter Tag  
Hanser; 12,90 Euro
- 10 (–) **Trudi Canavan**  
Sonea – Die Hüterin  
Penhaligon; 19,95 Euro
- 11 (11) **Stephenie Meyer**  
Bis(s) zum Ende der Nacht  
Carlsen; 24,90 Euro
- 12 (8) **David Safier**  
Plötzlich Shakespeare  
Kindler; 17,95 Euro
- 13 (13) **P. C. Cast / Kristin Cast**  
Betrogen – House of Night 2  
FJB; 16,95 Euro
- 14 (12) **Karen Rose**  
Todesspiele  
Knaur; 14,95 Euro
- 15 (14) **Cody McFadyen**  
Ausgelöscht  
Lübbe; 19,99 Euro
- 16 (15) **William Paul Young**  
Die Hütte  
Allegria; 16,90 Euro
- 17 (18) **Dan Brown**  
Das verlorene Symbol  
Lübbe; 26 Euro
- 18 (16) **Alyson Noël**  
Evermore – Der blaue Mond  
Page & Turner; 17,95 Euro
- 19 (17) **P. C. Cast / Kristin Cast**  
Gezeichnet – House of Night 1  
FJB; 16,95 Euro
- 20 (–) **Oliver Uschmann**  
Feindesland  
Scherz; 14,95 Euro

Aus dem Leben in einer chaotischen Männer-WG: Zwei Freunde schlagen sich durch die Widrigkeiten des Berliner Alltags



## Sachbücher

- 1 (1) **Michael Mittermeier**  
Achtung Baby!  
Kiepenheuer & Witsch; 14,95 Euro
- 2 (3) **Margot Käßmann**  
In der Mitte des Lebens  
Herder; 16,95 Euro
- 3 (2) **Eckart von Hirschhausen**  
Glück kommt selten allein ...  
Rowohlt; 18,90 Euro
- 4 (15) **Wolfgang Clement / Friedrich Merz**  
Was jetzt zu tun ist – Deutschland 2.0  
Herder; 18,95 Euro
- 5 (4) **Manfred Lütz**  
Irre! Wir behandeln die Falschen  
Gütersloher Verlagshaus; 17,95 Euro
- 6 (5) **Helmut Schmidt / Fritz Stern**  
Unser Jahrhundert  
C. H. Beck; 21,95 Euro
- 7 (7) **Richard David Precht**  
Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Goldmann; 14,95 Euro
- 8 (10) **Kester Schlenz**  
Alter Sack, was nun?  
Goldmann; 16,95 Euro
- 9 (11) **Josef Wilfling**  
Abgründe  
Heyne; 19,95 Euro
- 10 (8) **Miriam Meckel**  
Brief an mein Leben  
Rowohlt; 18,95 Euro
- 11 (16) **Julia Heilmann / Thomas Lindemann**  
Kinderkacke – Das ehrliche Elternbuch  
Hoffmann und Campe; 15 Euro
- 12 (13) **Susanne Schmidt**  
Markt ohne Moral  
Droemer; 19,95 Euro
- 13 (6) **Werner Bartens**  
Körperglück  
Droemer; 19,95 Euro
- 14 (12) **Jay Dobyns / Nils Johnson-Shelton**  
Falscher Engel  
Riva; 19,90 Euro
- 15 (9) **Susanne Fröhlich**  
Und ewig grüßt das Moppel-Ich  
W. Krüger; 14,95 Euro
- 16 (19) **Jürgen Schmieder**  
Du sollst nicht lügen!  
C. Bertelsmann; 14,95 Euro
- 17 (–) **Michael Grandt**  
Der Staatsbankrott kommt!  
Kopp; 19,95 Euro
- 18 (–) **Roman Maria Koidl**  
Scheißkerle  
Hoffmann und Campe; 17 Euro
- 19 (17) **Rhonda Byrne**  
The Secret – Das Geheimnis  
Goldmann; 16,95 Euro
- 20 (14) **Gianluigi Nuzzi**  
Vatikan AG  
Ecowin; 22,50 Euro



**Reich-Ranicki:** Ein sehr gutes Gedicht.

**SPIEGEL:** Und ein sehr erotisches. Die letzten Zeilen sind eine Hymne auf Oralsex.

**Reich-Ranicki:** Zeigen Sie mal her, ob Sie recht haben. „Mund! ach Korallenmund, mein einziges Ergetzen! / Mund! laß mich einen Kuß auf deinen Purpur setzen.“ Na klar.

**SPIEGEL:** Am Ende Ihrer Auswahl steht ein Gedicht von Durs Grünbein, das mit einem religiösen Motiv spielt. Hat das etwas zu besagen?

**Reich-Ranicki:** Ich habe keine Ahnung. Geben Sie noch einmal her! Ich glaube, das Gedicht hat mir einfach nur gefallen, es hat mich berührt. Nein, ich habe das nicht wegen der Thematik aufgenommen.

**SPIEGEL:** Gibt es Bücher, die Sie gern noch lesen würden?

**Reich-Ranicki:** Ja, ja. Sehr viele. Ich will sie nicht aufzählen.

**SPIEGEL:** Können Sie einige nennen?

**Reich-Ranicki:** Natürlich habe ich nicht den ganzen Proust gelesen.

**SPIEGEL:** Die Tausende Seiten des großen Romanwerks „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“. Und sonst?

**Reich-Ranicki:** Wenn ich Ihnen noch mehr nenne, werden manche kommen und sagen: Ein Kritiker, der das nicht kennt ...

**SPIEGEL:** ... kann nicht kompetent sein?

**Reich-Ranicki:** Ja, so ungefähr. Es gab auch aktuelle Bücher, über die ich nicht geschrieben habe, weil sie mir zu umfangreich waren. Den Roman von Peter Weiss mochte ich gar nicht, heute längst vergessen. Wie war der Titel?

**SPIEGEL:** „Die Ästhetik des Widerstands“.

**Reich-Ranicki:** Ja, ja. Wie kann man einem Roman diesen Titel geben? Das ist viel zu abstrakt.

**SPIEGEL:** Das würdige deutsche Wort „Greis“ ist völlig aus der Mode gekommen. Niemand traut sich mehr, es zu benutzen; es klingt abfällig. Würden Sie es auch nicht so gern hören?

**Reich-Ranicki:** Lassen Sie mich überlegen. Heute bedeutet „Greis“ wohl etwas anderes als „alter Mann“. Ein alter Mann kann sehr gegenwärtig und wach sein, ein Greis ist seiner Zeit fremd geworden.

**SPIEGEL:** Max Frisch schrieb in seinem nachgelassenen Tagebuch: „Man wird ein Greis, wenn man sich zu nichts mehr verpflichtet fühlt.“ Er beklagte mit Anfang siebzig eine „zunehmende Gleichgültigkeit gegenüber öffentlichen Ereignissen“ als Folge des Alters. Machen Sie diese Erfahrung auch?

**Reich-Ranicki:** Was meinen Sie genau? Wenn ein Theater eine neue Leitung bekommt?

**SPIEGEL:** Nein, eher die politischen Ereignisse. Die Krise des Euro zum Beispiel.

**Reich-Ranicki:** Davon verstehe ich nichts. Und in meinem Alter kann es mich auch nicht mehr beunruhigen.

**SPIEGEL:** Herr Reich-Ranicki, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



Regisseur Polanski (M.), Schauspielerin Lewis mit „Piraten“-Darsteller Cris Campion 1986 in Cannes: „Ich wollte seine Geliebte sein“

SKANDALE

## Wie viel Strafe muss sein?

Der Streit um die Auslieferung Roman Polanskis eskaliert acht Monate nach dessen Verhaftung: Ein zweites, dubioses Opfer meldet sich zu Wort, und Frankreichs Präsident interveniert.

**G**uido Westerwelle hat sich für ihn eingesetzt, und, kurz vor Eröffnung des Filmfestivals in Cannes, auch sein französischer Kollege, Außenminister Bernard Kouchner, sowie Kulturminister Frédéric Mitterrand: Freiheit für den Regisseur!

Die Appelle gingen in Richtung Teheran und galten dem iranischen Filmemacher Jafar Panahi, der in diesem Jahr in Cannes in der Jury sitzen sollte, aber nicht konnte. Panahi, 49, ein Anhänger der Opposition, war im März in Iran festgenommen worden, am Sonntag trat er in einen Hungerstreik.

Sein Schicksal sorgt allerdings für weit weniger Aufregung als das seines berühmten Kollegen Roman Polanski. Für dessen Freiheit werden in Cannes ebenfalls Petitionen unterzeichnet, doch er provoziert auch heftige Ablehnung. Die Affäre Polanski – es geht um Missbrauch einer Minderjährigen – ist ein Politikum, der Auslöser für einen Kulturkampf. Die Kontrahenten: Frankreich und die USA, mit der Schweiz als unfreiwilligem Schiedsrichter sowie unzähligen Kommentatoren in aller Welt.

Inzwischen nimmt die Debatte hysterische Züge an. Es gibt neue Vorwürfe gegen den Regisseur, und es wird immer deutlicher, dass Recht und Rechtsempfinden nicht das Gleiche sein müssen. „Die Polanski-Affäre ist jetzt vollkommen politisiert“, schreibt der britische Schriftsteller Robert Harris, Co-Autor von Polanskis letztem Film „Der Ghostwriter“.

Sogar der französische Präsident Nicolas Sarkozy hat sich eingeschaltet: Er erkundigte sich persönlich bei der Schweizer Bundespräsidentin nach dem Stand des Verfahrens. Frankreichs Elite, die künstlerische Bedeutung höher zu schätzen scheint als die Wahrung internationaler Rechtsnormen, ist fassungslos, dass sich der Fall Polanski partout nicht aus der Welt schaffen lässt, trotz oder wegen der Prominenz des Regisseurs.

Außenminister Kouchner berichtet von gescheiterten Versuchen, „unseren amerikanischen Kollegen klarzumachen, dass Roman Polanski für uns nicht irgendwer ist und wir bestürzt sind“. Polanski selbst hofft dagegen, „nur wie alle anderen behandelt zu werden“, wie er in einer An-

fang Mai im Internet veröffentlichten Erklärung in eigener Sache schrieb.

Ende September war Polanski, 76, Oscar-Preisträger („Der Pianist“), französischer und polnischer Staatsbürger, wegen eines mehr als 30 Jahre alten US-Haftbefehls in Zürich verhaftet worden. Anfang Dezember durfte er das Gefängnis verlassen. Seitdem steht er in seinem Chalet in Gstaad unter Hausarrest. Die Behörden in den USA und der Schweiz verhandeln über seine Auslieferung. Die Schweizer Justiz ist gnadenlos gründlich, wichtige Unterlagen fehlen noch. Ende offen, ebenso der Zeitpunkt der Entscheidung.

1977 hatte Polanski, damals 43 Jahre alt, ein 13-jähriges Mädchen nach einer Fotosession im Haus seines Freundes Jack Nicholson in Los Angeles sexuell missbraucht. Ein Skandal, Staatsanwälte ermittelten, der Regisseur bekannte sich schuldig – in einem der Anklagepunkte, Geschlechtsverkehr mit einer Minderjährigen. Der Richter schickte ihn zur psychologischen Untersuchung ins Gefängnis von Chino, Kalifornien. Nach 42 Tagen wurde er entlassen. Es gab eine Vereinbarung zwischen allen Prozessbeteiligten, dass damit die Strafe verbüßt sei. Nur der Richter machte im letzten Moment einen Rückzieher; was genau ihn dazu brachte, ist unklar. Polanski setzte sich daraufhin nach Europa ab. Der Richter musste den Fall ein paar Tage später abgeben.

Reue für seine Tat zeigte Polanski nie, aber er soll dem Opfer eine Entschädigung gezahlt haben, rund 500 000 Dollar, außergerichtlich. Das Mädchen, mittlerweile

eine Frau von Mitte vierzig und dreifache Mutter, hat ihm öffentlich verziehen. Immer wieder hat sie versucht, die Einstellung des Verfahrens zu erreichen, zuletzt im Januar, immer vergeblich.

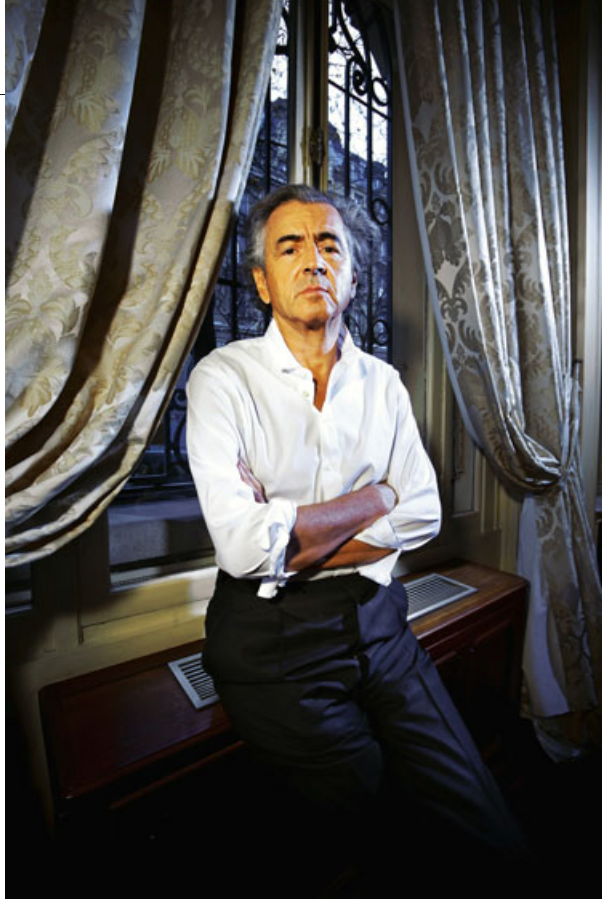
Das alles ist wichtig, weniger für das moralische Urteil als für das Auslieferungsverfahren. Die gebrochene Übereinkunft von damals, Polanskis verbüßte Haft sei die Gesamtstrafe, ist das stärkste Argument von Polanskis Anwälten. Auch der seinerzeit zuständige Staatsanwalt hat bestätigt, dass es diesen Deal gab. Diese Aussage wurde der Schweizer Justiz bisher vorenthalten. Ein Versuch der US-Behörden, das Verfahren zu manipulieren, sagen Polanskis Anwälte.

Die US-Justiz, dieser Eindruck drängt sich auf, will keine Kompromisse mehr schließen, die als Niederlage interpretiert werden könnten. Der leitende Staatsanwalt von Los Angeles, der Republikaner Steve Cooley, will Generalstaatsanwalt von Kalifornien werden, die Akte Polanski ist damit auch Stoff im Wahlkampf. Alle Anträge der Anwälte des Regisseurs, das Verfahren in Los Angeles in Abwesenheit des Angeklagten zu führen, wurden abgelehnt.

Längst geht es nicht mehr um Recht und Gerechtigkeit, sondern um den Versuch aller Beteiligten, das Gesicht zu wahren. Es ist auch die Kraftprobe zweier Rechtsordnungen: Das amerikanische System, das vor allem auf Vergeltung und Abschreckung setzt, trifft auf das mitteleuropäische Rechtsverständnis, das viel stärker die – häufig unpopuläre – Resozialisierung des Täters betont. Rechtsfrieden, der eigentlich immer und überall das Ziel sein müsste, bringt manchmal weder die eine noch die andere Philosophie.

Der Fall Polanski wurde außerdem eingeholt von der Debatte über Kindesmissbrauch, über die Verbrechen von brutalen Priestern und pädophilen Lehrern und die jahrzehntelange Verharmlosung und Vertuschung dieser Taten. Die Aufarbeitung dieser Skandale war überfällig, doch es wird dadurch nicht leichter, den Fall Polanski unvoreingenommen zu betrachten. Der Regisseur gilt als der bekannteste Kinderschänder der Welt. Inzwischen ist sein Fall auch zum Symbol geworden für den Wandel des Zeitgeistes bei der Beurteilung von sexuellem Missbrauch.

Einige Intellektuelle ziehen Parallelen zur Dreyfus-Affäre. Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Offizier Alfred Dreyfus, der wie Polanski aus einer jüdischen Familie stammte, Opfer eines blindwütigen Justizapparats – ein Vorwurf, den



JACQUES GRAF / FEDEPHOTO



MICHAEL BUCKNER / GETTY IMAGES

**Polanski-Sympathisanten Lévy (o.), Beauvois (u. M.)**  
*Eine neue Affäre Dreyfus?*

einige Anhänger Polanskis auch jetzt anklingen lassen. „Das amerikanische System kann manchmal wie eine infernalische Maschine vorwärtsschreiten und dabei die Leute zermalmern. Wir dürfen nichts verallgemeinern. Aber Exzesse sind nicht selten“, sagt etwa der ehemalige französische Kulturminister Jack Lang.

Deutlicher wurden die Unterzeichner einer Pro-Polanski-Petition in Cannes, darunter seine Regiekollegen Jean-Luc Godard, Xavier Beauvois und Agnès Varda. Das Auslieferungsersuchen der USA, heißt es darin, beruhe „auf einer Lüge“. Initiator der Petition ist Bernard-Henri Lévy, der Pariser Großdenker. Er kritisierte die in Cannes versammelten Künstler, die nicht für Polanskis Position beziehen wollten, Michael Douglas etwa und Tim Burton.

Auch in der Schweiz geht die Debatte weiter. „Polanski hat gebüßt, seine zwei Kinder büßen für ihn und erleben eine

Art öffentlicher Rufschändung“, schrieb der Schweizer Theaterregisseur Luc Bondy in der „Neuen Zürcher Zeitung“. „Polanski hat noch nicht gebüßt“, antwortet dagegen Alice Schwarzer, die Herausgeberin der Zeitschrift „Emma“.

In dieser aufgeheizten Stimmung wirkten neue Vorwürfe wie ein Brandbeschleuniger. Am vergangenen Freitag erklärte die britische Schauspielerin Charlotte Lewis in Los Angeles, sie sei als 16-Jährige von Polanski sexuell missbraucht worden. Dessen Anwälte wiesen die Vorwürfe zurück, doch ihre Verteidigungslinie, Polanski habe sich seit seiner Flucht nichts zuschulden kommen lassen, wirkte plötzlich wie eine Schutzbehauptung.

Zwei Tage später ging Lewis, 42, in der britischen „Mail on Sunday“ ins Detail. Danach habe der Regisseur sie in seiner Wohnung in Paris begripscht und zum Sex aufgefordert. Ohne diese Gegenleistung, so habe er ihr zu verstehen gegeben, werde nichts aus Probeaufnahmen für seinen nächsten Film „Piraten“.

Fest steht, dass Lewis eine Nebenrolle in „Piraten“ bekam und den Film mit Polanski 1986 beim Festival von Cannes vorstellte. Ihr Verhältnis zu Polanski ist dagegen weniger eindeutig. „Ich war von ihm fasziniert und ich wollte seine Geliebte sein“, hatte Lewis noch 1999 in einem Interview erklärt. „Ich wollte ihn vielleicht mehr, als er mich wollte.“ Sechs Monate lang seien sie ein Paar gewesen. Bereits mit 14 Jahren, so Lewis damals, sei sie mit Männern ins Bett gegangen. „Ich weiß nicht, wie viele Männer mit mir Sex hatten.

Ich war ständig benebelt.“ Später habe sie Affären mit Kollegen wie Charlie Sheen und Mickey Rourke gehabt.

Lewis' neue Anschuldigungen wirken durch die alten Aussagen reichlich unglaubwürdig. „Diese neue Episode bestätigt mein Gefühl, dass es hier um eine Menschenjagd geht, mit dem Hintergrund politischer Kungelei“, sagt Ex-Kulturminister Lang. „Ein Lynchmob ist unterwegs, entschlossen, Polanski zu zerstören“, glaubt auch „Ghostwriter“-Autor Harris.

So wird Roman Polanski aus Sicht seiner Anhänger immer mehr zum Opfer. Die französische Académie des Beaux-Arts, deren Mitglied er ist, verwandelte ihre Pressemitteilung zum Fall in ein ärztliches Bulletin: Der Regisseur zeige mittlerweile „Anzeichen einer schweren Depression“, seine schnelle Freilassung sei dringend erforderlich.

Die Schweizer prüfen weiter.

MARTIN WOLF

# Inzucht mit Abhängigen

**TV-Kritik:** Wie „In aller Freundschaft“ allwöchentlich Zuschauerseelen geheilt werden

**W**er legt denn da den Defibrillator an die Brust des Patienten und ruft „Weg vom Tisch“? Wer schaut mit professionell unterkühlter Erleichterung aufs EKG, wenn die Herzkurve wieder Normaltakt meldet? Wer hat dieses himmlische Wohlwollen im Blick, das ohne ein einziges Wort sagt, alles wird gut, bei uns – im Fernsehen?

Die Namen der Stars der wöchentlichen ARD-Ärzte-Soap „In aller Freundschaft“ prägen sich schnell ein: Der Chefarzt heißt, wie sinnig, Heilmann, der Gottvater über ihm biblisch Professor Simoni und die unerbittliche Milde schlechthin Rischke. Aber bei der reicht zur Identifizierung das Wort Oberschwester.

Schließlich sind wir in der fiktiven Leipziger „Sachsenklinik“ und nicht an einem verlotterten Ort der Wirklichkeit. Hier regiert noch immer der Geist der fünfziger Jahre, als Filme wie „Sauerbruch – Das war mein Leben“ und „Nachtschwester Ingeborg“ lehrten, dass strikte Hierarchie, Pflichttreue und weibliche Pflegehingabe die Seele der Götterwelt in Weiß sind.

Immer wieder dienstags lassen sich gut sechs Millionen Zuschauer der ARD bei Simoni und Heilmann einweisen und wollen vergessen, dass das reale Gesundheitswesen von explodierenden Kosten, von einer immer übermächtigeren Medizintechnik und Personalausbeutung hohes Fieber bekommen hat.

Leid und Tod, Kunstfehler und Erschöpfung durch irrwitzige Dienstpläne kommen in dieser Leipziger Parallelwelt der Fiktion unverzüglich auf die Isolierstation. In der „Sachsenklinik“ liebt man keine Erschütterung der Gewohnheiten und Neues nur in niedrigster Dosierung.

Zu ihrem Beginn 1998 als „Totgeburt aus dem Osten“ beschimpft, hat sie seitdem ein beachtliches Quotenwachstum hingelegt. Jahr um Jahr mehr Zuschauer, bis sie eine der erfolgreichsten Dauerserien des Ersten wurde. Ein Wunder, kaum einer hat das vorhergesehen.

Das Rezept ist simpel: Je verwirrender es in der Wirklichkeit zugeht, desto ein-

facher wird die TV-Unterhaltung. Die sozialen Zerstreuungsprodukte, auch die von ARD und ZDF, geben sich scheinseriös, staatstragend, ja klassisch.

Am Trivialen perlt grundsätzliche Kritik ab, als käme die aus einem fernen Transzendentialien, in dem die toten Götter des Bildungsbürgertums noch nicht gemerkt haben, dass sie gestorben sind. Vermeintlich welterfahrene Mediokraten brüsten sich damit, sie kennten des Volkes wahren Himmel. Aber: Wirklich ist, was Quote hat und sonst gar nichts.

Die „In aller Freundschaft“-Kathedrale ist errichtet über den Gebeinen längst verblichener Ärzte-Soaps. Beim Start

Nachahmerprodukte. Im Kampf der Konzeptionen aber siegte ausgerechnet die Saxonia Media. Ihr Format „In aller Freundschaft“ hielt trotz anfänglicher Kritikerschelte an einem Weg fest, von dem Adorno glaubte, er führe gewiss nicht nach Rom: am Mittelweg.

Dieter Bellmann als Professor und Thomas Rühmann als Chefarzt merkt man einen sehr deutschen Zug von beherrschter Resignation an. Bellmann ist eigentlich ein Bühnenvulkan aus Leipzig, den aber das Regietheater an das Fernsehhospital verloren hat. Schauspielerei Rühmann verwandelt in seinen besten Momenten emotionale Überforderung in trockenen

Preußenhumor. Das dialektische Brecht-Erbe, Nähe in Distanz zu verwandeln, ausgerechnet diese Tradition überlebt in der Leipziger Weekly.

Wie der gute Mond führt der gute Professor alles immer zum guten Ende. Eine Art planetarische Gelasenheit breitet sich aus, die deutsche Illusion vom Ankommen in einer Heimat.

Von solcher Wiederverzauberung ist der einzig verbliebene „In aller Freundschaft“-Konkurrent und Ärzte-Soap-Saurier „Dr. House“ weit entfernt. Dieser Held ist aus härterem angelsächsischem Holz geschnitzt als der mondgleiche Simoni und die Seinen. Dr. House ist ein hinkender, im wahrsten und

im philosophischen Sinne kantiger Außenseiter, der sich seines diagnostischen Verstandes und nicht seiner Beliebtheit bedient, um der Heilkunst zum Sieg zu verhelfen.

Dem älteren, der Ewigkeit näheren „In aller Freundschaft“-Zuschauer aber gefällt es unter dem deutschen Götterhimmel bestens. Oft sind es Freunde, denen man die allwöchentliche Ausschweifung ins weiße Nichts niemals zugetraut hätte. Es muss von dort eine freundliche Suchtgefahr ausgehen, die das Verlangen nach Qualität bremst. Liegt hier vielleicht eine neue Inzucht mit Abhängigen vor?

Wir sollten den Professor bei der nächsten „Sachsenklinik“-Visite fragen.

NIKOLAUS VON FESTENBERG



Szene aus „In aller Freundschaft“

Ende der Neunziger stand die Mullverwertung in höchster Blüte. Als müssten sich die Deutschen mal vom Stress der Einheitsjahre erholen, legte sich das Fernsehvolk bei Äther und Katheter nieder. Man hatte die Auswahl.

Wer Klausjürgen Wussow als Dr. Brinkmann aus der „Schwarzwaldklinik“ nicht vergessen wollte, erstrebte seine seelische Betruhe bei Formaten wie „Für alle Fälle Stefanie“ (Sat.1) oder „OP ruft Dr. Bruckner“ (RTL). Von unheilbarer cerebraler Dysfunktion befallene Zeitgeistler hippelten mit, wenn man in dem von Michael Crichton erfundenen „Emergency Room“ so richtig verzweiflungscool der Vergänglichkeit in den Rachen blicken konnte. Davon gab es zahlreiche

KARRIEREN

## Oberlehrer Lehmann

Jens Lehmann weiß alles besser. Das hatten sich Freunde des gepflegten Fußballpalavers schon immer gedacht, aber das Oberlehrerhafte seines Rückblicks auf die eigene Karriere stellt alles in den Schatten, was der streitbare Ex-Nationalkeeper an Kapriolen aufgeführt hat. Der Torwart mit Abitur, Ruhepuls 42, hält deutsche Fußballprofis prinzipiell für taktisch ungebildet. Er jedoch weiß, wie man gewinnbringend trainiert, Spielzüge antizipiert und sich ordentlich vorbereitet. Und während andere mangelnden Respekt verrieten oder schlechte Erziehung, erklärt Lehmann, wie man sich im Spielertunnel benimmt, aber auch, wie Mütter ihren „Drang nach Selbstverwirklichung“ zügeln sollten. Lehmann selbst, das erfährt man in dem Buch mit dem sperrigen Titel „Der Wahnsinn liegt auf dem Platz“, wuchs in einer Mittelstandsfamilie auf, wohlbehütet. Die Nachbarjungen im vornehmen Essener Stadtteil hatten die schickeren Sweatshirts und besseren Mopeds. Diese Selbstreflexionen, bei denen es um die Sehnsucht nach Anerkennung

geht, sind noch das Interessanteste an den Memoiren. Das Buch, ein teilweise diffuser Rechtfertigungsritt, geriet zur persönlichen Abrechnung mit Wegbegleitern, es ist manchmal gemein, aber kein Skandalwerk. Nebendarsteller wie



Journalisten bekommen ihr Fett weg, Lehmann beklagt sich über die angebliche Trainingsfaulheit Michael Ballacks und Torsten Frings' bei der EM 2008, und er belehrt noch den toten Robert Enke in Sachen Öffentlichkeitsarbeit. So selbstgerecht und teilweise wirr Lehmann eigene Fehlritte interpretiert, so erhellend sind die Einblicke in sein mentales Trainingsprogramm. Lehmann machte sich fit mit einer Mischung aus Atemtechnik und täglicher Meditation, er nennt es die Programmierung des Unterbewusstseins. Sogar die Gedanken seiner Trainer will er damit beeinflusst haben. Ein Werk also wie seine Karriere: unterhaltsam und ein bisschen verrückt.

Jens Lehmann: „Der Wahnsinn liegt auf dem Platz“. Kiepenheuer & Witsch, Köln; 288 Seiten; 16,95 Euro.



Fenerbahçe-Stadion nach Fan-Ausschreitungen

BRAHIM USTA / AP

FUSSBALL

## „Anatolien brennt“

*Der serbische Mittelfeldspieler Ivan Ergić, 29, vom türkischen Meister Bursaspor über den dramatischen Titelkampf mit Fenerbahçe Istanbul am letzten Spieltag der Saison*

**SPIEGEL:** 55 000 Fans von Fenerbahçe Istanbul feierten vorigen Sonntag nach dem 1:1 gegen Trabzonspor ihren Club bereits als Meister. Der Stadionsprecher hatte kurz vor Abpfiff durchgesagt, dass beim Heimspiel des Zweitplatzierten Bursaspor das 2:2 gefallen sei. Tatsächlich gewann Bursaspor 2:1 und wurde mit einem Punkt Vorsprung erstmals Meister. Wie haben Sie als Spieler in Bursa diese letzten Minuten der Saison erlebt?

**Ergić:** Es war erst pure Ohnmacht, dann pures Glück. Unser Spiel war knapp zwei Minuten früher fertig als das in Istanbul. Diese zwei Minuten waren die

Hölle, weil Fenerbahçe noch ein Tor hätte schießen können. Aber sie griffen nicht mehr an, sie dachten, ihnen würde ihr 1:1 reichen. Was für ein Irrtum!

**SPIEGEL:** Seinen Job ist der Stadionsprecher von Fenerbahçe damit wohl los.

**Ergić:** Es heißt, er sei untergetaucht und stehe unter Polizeischutz. Bei den Fans von Fenerbahçe schlug die Enttäuschung sofort in Wut um, sie zerstörten fast das Stadion.

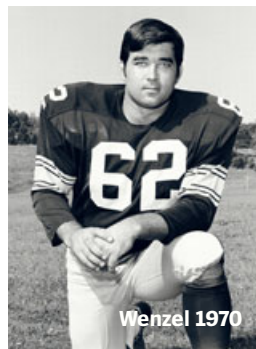
**SPIEGEL:** Was bedeutet es für den türkischen Fußball, dass erstmals seit 1984 ein Verein den Titel gewonnen hat, der nicht aus Istanbul kommt?

**Ergić:** Unsere Mannschaft ist für viele Türken im Laufe der Saison zu einem Sinnbild dafür geworden, dass sich nicht immer das große Geld durchsetzt und nicht immer das Erwartbare passiert. Jetzt brennt Anatolien. Die Menschen feiern unseren Titel wie eine Erlösung.

PROZESSE

## Dement durch Football?

Von 1966 bis 1973 spielte Ralph Wenzel in der National Football League (NFL). Heute ist er 67, aber an die Zeit bei den Pittsburgh Steelers und San Diego Chargers kann er sich nicht mehr erinnern – Wenzel ist dement. Wurde sein Leiden durch den rauen Footballsport verursacht? Diese Frage wird derzeit in Kalifornien juristisch ge-



klärt, es geht um einen Präzedenzfall. Sollte Wenzels Ehefrau, eine Medizinerin, mit ihrer Klage recht bekommen, stünde ihrem Mann wohl eine Million Dollar von der Berufsgenossenschaft zu; die NFL-Clubs müssten mit drastisch steigenden Versicherungsprämien rechnen. Studien von US-Universitäten belegen, dass unter früheren Footballprofis geistige Leiden, Depressionen, Alzheimer und krankhafte Veränderungen des Gehirns besonders häufig vorkommen.



Boateng-Foul  
an Ballack

FUSSBALL

# Das letzte Einhorn

Michael Ballack hat seine Karriere immer sorgsam geplant, sie führte ihn von Chemnitz nach Chelsea, machte ihn reich und berühmt. Aber Fußball ist unberechenbar, und nun verpasst der einzige deutsche Star wegen einer Verletzung die WM. *Von Alexander Osang*

Zwanzig Jahre bevor Michael Ballack der deutschen Nation mit wenigen gefassten Worten erklärte, wieso er sie nicht bei der Fußball-Weltmeisterschaft in Südafrika vertreten kann, gab er am Rande eines Chemnitzer Hallenturniers sein erstes Interview. Ballack hatte in der Jugendmannschaft des Chemnitzer FC einen fliegenden Torwart gespielt und war einem anwesenden Lokalredakteur durch brillante Pässe und eine beeindruckende Dominanz aufgefallen. Der Redakteur befragte den Jungen nach seinen Plänen.

Ballack war sehr aufgeschlossen, er erzählte, dass er später gern in der Bundesliga spielen würde, am liebsten bei Werder Bremen, und da ging dem Redakteur, wie er sagt, „der Hut hoch“. Es war 1990, Chemnitz hieß noch vor ein paar Monaten Karl-Marx-Stadt, der Redakteur war auch erst 24 Jahre alt und ziemlich neu bei der Zeitung. Er fuhr in die Lokalredaktion zurück, schrieb sein Interview ab und stellte eine Art Kurzkomentar dazu, in dem er den jungen Fußballer Ballack ermahnte, den Kopf nicht so hoch zu tragen. Wieso sollte die Zukunft eines Talents nicht hier in Chemnitz liegen, schließlich sei der einheimische Club auch nicht schlecht.

Am nächsten Tag rief Ballacks Vater in der Redaktion an und berichtete, dass Michael sich nicht mehr zum Training wage. Er habe sich in seinem Zimmer eingeschlossen. Eine Karriere stand auf dem Spiel. Die Zeitung druckte wenig später einen zweiten Beitrag, in dem sich Ballack zu seinem Chemnitzer Heimatverein bekannte. Michael Ballack fiel auf die Knie und spielte weiter. In den knapp sieben Jahren, die Ballack noch in Chemnitz blieb, mühte sich der Lokalredakteur vergebens, ihm noch einmal nahezukommen. Beim Abschied nach Kaiserslautern sagte er zum inzwischen 20-jährigen Ballack: „Irgendwann muss doch auch mal wieder gut sein, Micha.“

Ballack, das weiß der Redakteur noch genau, drehte sich daraufhin langsam zu ihm um und sagte: „Gar nix ist gut.“

Dann ging er nach Kaiserslautern, nach Leverkusen, nach München und schließlich nach London. Er spielte gut Fußball, aber vor allem machte er in all den Jahren fast immer zum richtigen Zeitpunkt die richtige Bewegung und wurde so zum bestbezahlten deutschen Fußballer. Der Lokalredakteur sitzt immer noch an seinem Schreibtisch in Chemnitz. In seinem Büro, direkt gegenüber von seinem Schreibtisch, hängt das Plakat eines Benefizspiels, das Michael Ballack im Juli 2003 mit dem FC Bayern München in Chemnitz machte. Der Redakteur schaut jeden Tag auf das Plakat, das nach und nach seine unglückliche kurze Begegnung mit dem berühmtesten Sohn seiner Stadt aufsaugt. Er ist froh, wenn das alles vergessen ist.

Das ist schade, weil man so womöglich den Zeitpunkt verpasst, an dem Michael Ballack seine Unschuld verlor. Den Moment, in dem er beschloss, dass er mehr sein muss als ein Fußballer, um wirklich ganz oben anzukommen. Ein Vorbild. Ein Idol. Jemand, der genau die Dinge sagt, die man von ihm erwartet. Vielleicht haben die nüchternen Sätze, mit denen der 33-jährige Nationalmannschaftskapitän in dieser Woche das Zerplatzen seines Weltmeistertraums beschrieb, mit der Zeit zu tun, in der er aufwuchs. Einer Zeit, in der Menschen, deren Leben zer-



LAURENCE GRIFFITHS / GETTY IMAGES (L); OLIVER LANG / DDP (R)

#### Patient Ballack

*Ein Zurück gibt es wohl nicht mehr*

bröselte, ihren Nachbarn dabei zusahen, wie die mit hohem Tempo in die Zukunft starteten. Es gab wenig Gewissheiten, aber viele Möglichkeiten für jemanden, der in der Wendezeit in Chemnitz groß wurde.

Solche Zeiten bringen Menschen hervor, die gern alles richtig machen. Menschen, die sich treu bleiben und gleichzeitig wegwollen.

„Es ist natürlich bitter, so eine Diagnose kurz vor der Weltmeisterschaft zu bekommen, aber so ist Fußball. Es muss weitergehen“, sagte Michael Ballack, einen Moment nachdem er von Doktor Müller-Wohlfahrt die Nachricht erhalten hatte,

die eine Weltmeisterschaft unmöglich machte. Dann flog er nach Sizilien, um bei der Nationalmannschaft zu sein, die sich dort auf Südafrika vorbereitete. Es war ein überraschend korrekte, fast staatsmännische Bewegung für einen Mann in so einer verzweiferten Lage.

„Großer Sportler, große Geste“, sagt Michael Becker schnell, ein Anwalt, der am Image des Fußballstars Ballack arbeitet, seit der in den Westen aufgebrochen ist. Becker ist, wenn man so will, der Reflex auf den Chemnitzer Lokalredakteur. Er liebt die Möglichkeiten. Für ihn kann es gar nicht hoch genug hinausgehen. Er hat sich den Spruch „mediocrity sucks“ sichern lassen, den er bei einem Surfer in Kalifornien entdeckt hat. Er druckt die beiden Wörter auf Pfefferminzdöschen, die er als Präsente verteilt. Mittelmäßigkeit nervt.

Becker ist Anwalt und war Referent am Europäischen Rechnungshof, bevor er nach dem Bosman-Urteil in die Welt des bezahlten Fußballs eintauchte. Ende der neunziger Jahre hat er ein paar amerikanische Profifußballer in der Bundesliga untergebracht und managte den Leipziger Stürmer Olaf Marschall in Kaiserslautern. Dort lernte er auch Michael Ballack kennen, vermittelte ihn nach Leverkusen und später nach München und London. Er hat gemeinsam mit einer Agentur Werbeverträge mit großen Konzernen ausgehandelt, die Ballack viele Millionen einbrachten, mit der Commerzbank, der Deutschen Bahn und L'Oréal. Für die Deutsche Bahn jongliert Ballack in Anzug und Halbschuhen Bälle über den Berliner Hauptbahnhof, bei L'Oréal schlüpfte er in die Rolle von Pierce Brosnan. Sein Image gibt das alles her. Er kann Bahnreisender sein und James Bond. Er ist die ideale Projektionsfläche, und Michael Becker tut alles, um sie freizuhalten für jede Vorstellung.

Im Gespräch mit ihm schrumpft die deutsche Bundesliga zu einer Ansammlung von Bratwürsten, Langweilern, Busfahrern. Ballack dagegen wächst und wächst, bis man ihn auf Augenhöhe mit Messi und Cristiano Ronaldo sieht. Mittelmäßigkeit nervt.

„Sport Bild‘ gelesen?“, ruft Becker einem zur Begrüßung ins Telefon. „Die begreifen's einfach nicht. Ballack soll ein Bankdrücker bei Chelsea sein, schreiben die. Was soll der Unsinn? Ballack hat 86 Prozent der Spiele gemacht. Das klären wir juristisch. Die denken sich ja auch jedes Mal ein anderes Phantasiegehalt für Ballack aus. Sie kriegen so lange Post vom Anwalt, bis sie es richtig geraten haben.“ Abmahnungen und Unterlassungserklärungen zählt er auf wie Preise, die er im ständigen Kampf mit all den Feinden dort draußen gewonnen hat.

Nach einem Gespräch mit Michael Becker wirkt Michael Ballack wie ein Heili-



**Jugendspieler Ballack (M.):** „Irgendwann muss doch auch mal wieder gut sein, Micha“

**Ballack-Berater Becker (l.):** „Mittelmäßigkeit

ger. Er taucht auf wie ein Geist in einem Wimbledoner Clubhaus, geräuschlos, und fragt höflich, ob man lieber drinnen oder draußen sitzen möchte. Es ist der Tag, an dem sich die isländische Aschewolke zum ersten Mal über Europa ausbreitet, aber der Londoner Himmel ist leuchtend blau.

Ballack sagt, dass er sich in London wohl fühle. Natürlich habe er sich auch in München wohl gefühlt. Am Starnberger See. Das war auch gut. Aber jetzt sei London seine Stadt.

„Temporär“, sagt er schnell, bevor irgendetwas zu fest wird.

Ist er hierhergegangen, weil er die Welt sehen wollte, oder ging es eher um den Club?

„Ein bisschen von beidem“, sagt er. „Ich hab zehn Jahre Bundesliga gespielt, ich wollte mal was Neues. Zu Hause kennt dich jeder, wirst du von klein auf beobachtet, im Ausland wurde ich einfach noch mal neu bewertet.“

Liegt hier auch seine Heimat?

„Das ist wohl am ehesten Chemnitz, wo ich am längsten gelebt habe. Aber die Distanz ist größer geworden, ich habe gute Städte kennengelernt, und da rückt so 'ne Stadt wie Chemnitz, ich will nicht sagen, in den Hintergrund, aber es ist auch woanders schön.“

Er erzählt, dass ihn in der letzten Woche drei alte Freunde aus Chemnitzer Zeiten besucht haben, die jetzt alle ganz normale Berufe haben. Einer sei Maler, sein Vater habe sie früher immer zu den Spielen gefahren.

Ist es nicht seltsam für die alten Freunde, ihn in diesem neuen, glitzernden Leben zu sehen?

„Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht, dass ich mich so verändert habe.“

Und für seine Eltern?

„Ach was. Um Gottes willen. Bei uns war Geld nie ein Thema. Wichtig sind nur die Familie, die Frau und vor allem die Enkel. Du weißt, wo du herkommst, auch wenn man dann später erfolgreich ist. Bodenständigkeit ist ein Wert, den ich schon mitbekommen habe. Das verliert man nicht“, sagt er. „Also eigentlich nicht.“

Glaubt er an die Theorie, dass die Ostler hungriger nach Erfolg sind?

„Es wird immer ein Hintergrund gesucht. Aber manche Sachen sind halt einfach so. Der kann nicht mit links schießen, dafür köpft er besser. Ich hab auch nie gespürt, dass sich jemand über mich lustig gemacht hat, weil ich Ossi bin. Im Gegenteil, ich war immer selbstbewusst, weil ich ja eine gute Ausbildung hatte. Man kennt sich natürlich und besonders seine Stärken. Relativ.“

Ballack saß zuletzt nach einer Verletzung ein-, zweimal auf der Bank, im

### **Ballack kann Bahnreisender sein und James Bond, er ist die ideale Projektionsfläche.**

„Guardian“ wird stehen, dass er auf dem Feld die Energie eines verfaulten Baumstamms ausstrahle, aber er sagt, dass er seine Zukunft in London sehe. Er traue dem Verein zu, die Champions League zu gewinnen, immer noch. Natürlich sei es bitter gewesen, wie sie vor zwei Jahren das Endspiel verloren. Nein, er glaube nicht, dass Gott John Terry beim Elfmeter habe ausrutschen lassen. Er glaube nicht an Gott.

Ballack relativiert, ordnet ein, verpackt seine Worte, bis sie weich an den Rändern sind. Nur einmal wirkt er erregt und entschieden, als es um den alten Führungstreiter in der Nationalmannschaft geht. Da fehlte ihm Respekt. Bierhoff hat ihn verletzt, weil er seine Autorität vor der Mannschaft in Frage stellte. Sie haben

damals öffentlich betont, jeder Spieler müsse sich seinen Platz in der Nationalelf erkämpfen, als sei das nicht ohnehin selbstverständlich. Aber auch in der Frage schafft es Ballack, sich selbst zu beruhigen. Er fährt seine Emotionen hoch und runter. Mitunter wirkt er wie sein eigener Therapeut.

„Es geht immer nur um Eitelkeiten und Befindlichkeiten“, sagt Ballack ganz leise. „Als ich jünger war, wollte ich es allen recht machen. Das war so ein Ossiding. Wenn du erfolgreich sein willst, musst du auch Wahrheiten aussprechen. Da bin ich mit den Jahren robuster geworden.“

Beim Rausgehen bittet ihn eine dicke blonde Frau um ein Autogramm für ihren Sohn, der ein Riesenfan sei. Der Sohn ist fünf Jahre alt und steht neben ihr. Er ist ebenfalls dick und blond und trägt das Inter-Mailand-Trikot von Eto'o, das Hemd des Mannes, der Michael Ballacks Club aus der Champions League schoss. Ballack lächelt, gibt das Autogramm und schüttelt dem Jungen die Hand, der verspricht, sie nie wieder zu waschen.

Nach ein paar Schritten sagt Ballack leise: „Wrong Shirt.“

Zwei Tage später verliert Chelsea gegen Tottenham, die sicher geglaubte englische Meisterschaft wackelt ein wenig, aber Ballack wird schon in der ersten Halbzeit eingewechselt. Er wirkt unspektakulär auf dem Platz, vorsichtig, aber eifrig. Bei Freistößen stellt er sich mit an, aber es schießen fast immer Drogba oder Lampard. In den englischen Zeitungen steht, Chelseas Besitzer Abramowitsch wolle die Mannschaft nach der Saison erneuern, verjüngen. Ballack dreht seinen ersten L'Oréal-Werbepspot, aber sein Berater Becker kann nicht nach London kommen, weil immer noch kein Flugzeug fliegt.

Er sitzt in seinem Büro in einer kleinen Eigenheimsiedlung in Luxemburg. An den Wänden hängen die Trikots der Spieler Ballack, Weidenfeller, Neuville und

\* 1984 im Trikot der BSG Motor Fritz Heckert in Karl-Marx-Stadt, dem heutigen Chemnitz.



nerot“

**Nationalspieler Ballack\*:** Er beschloss, dass er mehr sein muss als ein Fußballer

Schneider. Beckers Assistentin sagt: „Bei Neuville und Schneider ist ja jetzt auch Schicht im Schacht. Ende im Gelände.“ Becker schimpft auf John Terry, der im Spiel gegen Tottenham die Rote Karte bekommen hat, sowie auf John Terrys Eltern und die „Sport Bild“.

Dann fährt er zum Essen. Becker lässt das Verdeck herunter und beklagt die „Typenlosigkeit“ der Nationalmannschaft. „Da werden stromlinienförmige Charaktere bevorzugt. Alle reden gleich oder sagen nur, was man ihnen aufschreibt“, sagt Becker. Einmal ruft ein türkischer Spieler an, der einen neuen Verein sucht, und dann schickt Beckers Klient Weidenfeller eine SMS: Adlers Rippe gebrochen. WM gefährdet!!! Becker findet es unglaublich, dass man Ballack den ewigen Zweiten anhängen will. „Borowski und Odonkor sind WM-Helden. Und Ballack ist Vize-Ballack.“ Er erwähnt die unglaublichen Sympathie- und Bekanntheitswerte von Michael Ballack. Er zählt alle Titel, die er gewonnen hat, und auch die Jahre, die er jetzt hintereinander in der Champions League spielt. In diesen Situationen wirkt Becker wie eine besorgte Soccer-Mom, deren Sohn zu wenig Beachtung findet.

„Gut ist, dass Ballack zwei Märkte bedienen kann“, sagt er. „Deutschland und England.“

Später steht er an einem kleinen Teich hinter seinem Haus und wundert sich, dass er dort keine Frösche hineinbekommt. Seit einem Jahr probiert er es, sagt er. Es ist für einen Moment gespenstisch friedlich im Garten von Michael Becker. Es geht nur um die Frösche, nicht um die Feinde. In der Stille spürt man, dass Ballack nicht nur sein Klient ist, sondern auch sein Freund. Becker redet plötzlich von der Hochzeit, auf der Elton John gesungen hat. Sir Elton John. Ballack habe viel Geld dafür ausgegeben, aber seine Frau und er wollten ihn haben. Elton John habe ein Lied gesungen, das

er noch nie in seinem Leben gespielt habe. Die deutsche Nationalhymne.

Aber von der Hymne ist es natürlich nicht weit zu Oliver Bierhoff, Torwarttrainer Köpke und den anderen, die Ruhe am Froschteich ist vorbei.

Ende April flog Bundestrainer Joachim Löw nach London, um mit Michael Ballack über die bevorstehende Weltmeisterschaft zu sprechen. Er sah, wie Chelsea Stoke City mit 7:0 vom Platz fegte. Ballack spielte durch. Anschließend waren sie zusammen essen, sagt Löw. Sie haben über die Zusammenstellung der Mannschaft gesprochen, über das Zusammenwirken von älteren und jüngeren Spielern.

„Unser Verhältnis war immer offen und ehrlich. Sicher gab es auch Konflikte. Aber das ist ganz normal, und ich will ja auch einen Kapitän, der mir offen die Meinung sagt. Wir haben das geklärt, und da ist nichts zurückgeblieben“, sagt Löw.

Es sah wieder gut aus. Ballack stand in jedem Chelsea-Spiel in der Anfangsformation und holte seine erste englische Meisterschaft. Einen Tag später erscheint er zum Abschiedsspiel von Bernd Schneider in Leverkusen. Er lässt sich in der zweiten Halbzeit einwechseln, um mit Zé Roberto, Jens Nowotny, Stefan Beinlich und ein paar anderen ehemaligen Mannschaftskameraden gegen die aktuelle Bayer-Auswahl zu spielen. Als Schneider seine Stadionehrenrunde dreht, steht Ballack mit den anderen geduldig in der Mitte des Spielfelds und wartet in der kalten Leverkusener Nacht, bis das Feuerwerk abgebrannt ist.

Oben im VIP-Bereich steht sein Berater Becker in einer knallbunten südafrikanischen WM-Jacke und entwickelt gutgelaunt überraschende Karrieremöglichkeiten für seinen Schützling. Der Trainer Mourinho könnte im Paket mit Steven

Gerrard und Ballack zu Real Madrid wechseln. Pérez, sagt Becker, ist ja auch nicht doof. Außerdem sind alle drei bei Adidas unter Vertrag. Alles ist wieder möglich. Eben hatte er noch Tränen in den Augen, als sein Klient Schneider unter dem Jubel Tausender Fans in den Ruhestand verabschiedet wurde, und nun, als Ballack aus der Kabine in den VIP-Raum kommt, spürt man auch die Größe, von der Becker immer redet.

Sofort beginnt sich die Energie in Ballacks Richtung zu verschieben. Die anderen Fußballer im Raum, René Adler, Zé Roberto, Patrick Helmes, Rudi Völler, Stefan Kießling verblissen augenblicklich. Michael Ballack trägt ein schwarzes Hemd, auf dessen Rücken das Wort Rockstar steht. Er tritt aus dem Fahrstuhl und scheint für einen Moment die Orientierung zu verlieren. Das ist Leverkusen, richtig.

„Wo muss ich jetzt hin?“, fragt er leise, aber da ist niemand, der ihm die Frage beantworten kann. Nur erwartungsfrohe, aufgeregte Gesichter. Ballack schreibt ein paar Autogramme, lässt sich fotografieren. Dann läuft er entschieden ans hinterste Ende des Raums, weil er seinem Freund Schneider nicht die Show stehlen will. Bernd Schneider hält eine kurze Rede. Er geht zurück nach Jena, wo er herkommt. Er hat noch keine Pläne und wirkt völlig mit sich im Reinen.

Dann spielen die Puhdys. Maschine, der Sänger, ruft in den Saal, dass sie sich freuen, heute für Bernd Schneider hier zu sein.

„Wir kommen ja praktisch aus dem gleichen Land“, sagt er und spielt „Denke ich an Deutschland“, ein Lied aus dem Jahr 1984. Die meisten Leute im Saal sehen die Puhdys an wie den verlotterten Ostbesuch. Sie essen. Ballack hat sich mit ein paar ehemaligen Kumpeln ganz weit zurückgezogen. Die Band spielt tapfer ihr Programm durch, und es klingt, auch

\* Beim Spiel Deutschland gegen Südkorea mit dem Schweizer Schiedsrichter Urs Meier während der Fußball-WM 2002 in Seoul.



**Chelsea-Profi Ballack:** Zu groß geworden auf seinem Weg an die Spitze

wenn es aus einer anderen Zeit stammt, wie der Soundtrack zu Michael Ballacks Situation.

Reiner Calmund klemmt in einem Sessel und sagt, während vorn „Wenn Träume sterben“ läuft, dass er sich Michael Ballack immer als eine Art Beckenbauer vorstellen konnte. Ein Mann, der vom lieben Gott mit Eleganz und gutem Aussehen ausgestattet wurde. Jemand, der in einer Weltstadt lebt, der sich in der Welt auskennt, eine Lichtgestalt.

Ballack sitzt noch bis um halb drei mit seinen Freunden zusammen. Am nächsten Morgen fliegt er zurück nach London, wo um 11.30 Uhr das Training für das Pokalendspiel beginnt, das ihn seine letzte Weltmeisterschaft kosten wird.

Am Abend jenes verhängnisvollen Tages gewinnt Bayern München, der Verein, den Ballack verlassen hat, um einmal die Champions League zu holen, in einem berauschenden Spiel den deutschen Pokal. Es ist, so sagt man, die beste Bayern-Mannschaft seit den siebziger Jahren. Uli Hoeneß schwebt wie auf Luftkissen in den Berliner Bankettsaal. Die Frage nach Michael Ballack senkt ihn ein wenig ab. Er ist niemand, der sich als hundertster in die Reihe stellt, wenn es einem schlechtgeht oder gut, sagt er. Er sei für Michael da, wenn der ihn brauche.

„Ballack ist kein Spieler, der spektakulär spielt“, sagt Uli Hoeneß. „Er ist niemand, der wie Ribéry oder Robben vier Mann auf engstem Raum ausspielen kann. Er ist körperlich nicht der Typ. Zu groß. Man tut ihm keinen Gefallen, wenn man versucht, ihn in eine Reihe mit Ronaldo oder Messi zu stellen.“

War das der Grund, warum ihn die Fans in Bayern nie richtig geliebt haben?

„Ach, das glaube ich nicht. Wenn überhaupt, war es so, dass seine Karriere ein bisschen zu sehr aussah, als sei sie am Reißbrett entworfen worden. So etwas mögen die Fans oft nicht.“

Es ist schwierig, das perfekte Ende für eine so perfekte Karriere zu finden. Ballack sagt, dass er immer Michael Schumacher für sein Karriereende bewundert habe.

Aber jetzt ist der zurückgekommen.

„Es ist schwer“, sagt Ballack, „die schwierigste Entscheidung überhaupt, aber es ist eine ganz persönliche Entscheidung.“

### „Seine Karriere sah ein bisschen zu sehr aus, als sei sie am Reißbrett entworfen worden.“

dung. Ich finde es respektlos, wie alle über ihn herfallen, jetzt, wo er nicht mehr gewinnt. Man kann nicht alles richtig machen.“

Man kann nur hoffen, dass es richtig für ihn war, jetzt zur Nationalmannschaft zu fliegen. Aus manchen Kommentaren zu seinem WM-Aus schwang eine seltsame Erleichterung, so als falle eine Last von der Mannschaft, die Michael Ballack seit vielen Jahren mit sich herumschleppt. Sie müssen jetzt nicht mehr unbedingt Weltmeister werden. Womöglich ist es für manche auch einfach nur beruhigend, das selbst die perfekt geplante Karriere mitunter aus der Schiene springt.

Ballacks Berater Michael Becker fiel am Ende auch nur ein, dass man juristi-

sche Schritte gegen Kevin-Prince Boateng prüfen müsse, der Ballack seine Verletzung zufügte. Aber das ist wieder nur ein Feind mehr. Auf Dauer hilft das wohl nicht. Irgendwann kann sich auch Michael Ballack nur noch vorwärtsbewegen und nicht mehr bergauf. Ein Zurück wie für seinen Kumpel Bernd Schneider gibt es wohl nicht mehr. Er ist zu groß geworden auf seinem Weg an die Spitze, und die tragischen Momente seiner Karriere machen ihn eigentlich noch größer.

Wenn man heute die Straßen, Schulen und Fußballplätze absucht, auf denen sich Michael Ballack in seiner Jugend herumtrieb, findet man Männer mit kaputten Knien und festgewordenen, meist guten Erinnerungen an den Jungen, der von hier aus in die Welt aufbrach, um Deutschlands bester Fußballspieler zu werden. Aber auch Männer, die vor der Erinnerung fliehen, weil sie Angst haben, neben der Rakete Ballack zu verglühen. Man wird schnell zu einer Fußnote in einer Erfolgsgeschichte.

Die Sportschule, auf die Ballack ging, ist komplett renoviert, der Neubaublock, in dem er wohnte, ist abgerissen, und auf seinem ersten Übungsplatz der BSG Motor Fritz Heckert spielen heute die Crusaders, ein Chemnitzer American-Football-Team.

In einer Vorortsiedlung sitzt Ballacks erster Trainer Steffen Hänisch in einem pastellfarbenen Wohnzimmer. Er verkauft seit fast 20 Jahren Versicherungen, aber bis kurz nach der Wende trainierte er den Nachwuchs der BSG Motor Fritz Heckert. Der Trainingsplatz grenzte direkt an das große Plattenbaugebiet, in dem Michael Ballack lebte. Drei Jahre lang war Hänisch Ballacks Trainer, von 1983 an. Bis vor kurzem hatte er noch das Mannschaftsfoto von 1983 und auch das Notizbüchlein, in das er die Spielberichte eintrug. Aber die hat er dem Haus der Geschichte in Bonn abgetreten. Für das Mannschaftsfoto hat er 100 Euro Leihgebühr bekommen, für das Notizbuch gab es 250 und für einen alten Trainingsanzug der BSG Motor Fritz Heckert 400. Hänisch hat sich die Daten aus dem Notizbuch auf eine Pappe geschrieben, weil immer mal jemand vorbeikommt, der wissen will, dass Ballack am 19. Oktober 1985 beim 28:0 gegen Crimmitschau zwölf Tore schoss. Er liest die Zahlen von der Pappe. Er hat jetzt nur noch die Pappe. Der Rest ist im Museum.

Die Ausstellung heißt: Der Wandel der Arbeitswelt nach 1945. Ballacks Karl-Marx-Städter-Kindertore stehen mittlerweile offenbar in riesigen historischen Zusammenhängen. Er wirkt wie der einzig überlebende ostdeutsche Straßenfußballer. Das letzte Einhorn.

Mehr konnte er wirklich nicht tun für seine Heimat. Jetzt ist es wirklich langsam gut. ♦

## Impressum

Brandstwierte 19, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion)

E-Mail [spiegel@spiegel.de](mailto:spiegel@spiegel.de) · SPIEGEL ONLINE [www.spiegel.de](http://www.spiegel.de)

**HERAUSGEBER** Rudolf Augstein (1923 – 2002)

**CHEFREDAKTEURE** Georg Mascolo (V. i. S. d. P.),  
Mathias Müller von Blumencron

**STELLV. CHEFREDAKTEUR** Dr. Martin Doerry

**DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO** Leitung: Dirk Kurbjuweit,  
Markus Feldenknecht (stellv.), Michael Sauga (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Petra Bornhöft, Ulrike Demmer, Christoph Hickmann, Kerstin Kullmann, Ralf Neukirch, René Pfister, Christian Schwägerl, Merlind Theile. *Autoren, Reporter:* Henryk M. Broder, Christoph Schwennicke

*Meinung:* Dr. Gerhard Spörl

*Redaktion Wirtschaft:* Markus Dettmer, Katrin Elger, Alexander Neubacher, Christian Reiermann, Wolfgang Johannes Reuter. *Autor:* Jan Fleischhauer

**DEUTSCHLAND** Leitung: Konstantin von Hammerstein, Alfred Weinzierl. *Redaktion:* Jan Friedmann, Michael Fröhling, Carsten Holm (Hausmitteilung, John Koordination), Ulrich Jaeger, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Günther Latsch, Udo Ludwig, Christoph Scheuermann, Andreas Ulrich, Dr. Markus Verbeet. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Bruno Schrep, Hans-Ulrich Stoldt, Dr. Klaus Wiegrefe  
Berliner Büro Leitung: Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Markus Deggerich, John Goetz, Wiebke Hollersen, Sven Röbel, Marcel Rosenbach, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wierski. *Autor:* Stefan Berg

**WIRTSCHAFT** Leitung: Armin Mahler, Thomas Tuma. *Redaktion:* Susanne Amann, Beat Balzi, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Michaela Schießl

**AUSLAND** Leitung: Hans Hoyng, Dr. Christian Neef (stellv.), Britta Sandberg (stellv.), Bernhard Zand (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Joachim Hoelzgen, Juliane von Mittelstaedt, Jan Puhl, Mathieu von Rohr, Sandra Schulz, Helene Zuber. *Reporter:* Clemens Höges, Marc Huijer, Susanne Koelbl, Walter Mayr

*Diplomatischer Korrespondent:* Dr. Erich Follath

**WISSENSCHAFT UND TECHNIK** Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Dr. Veronika Hackenbroch, Julia Koch, Beate Lakotta, Cordula Meyer, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Samiha Shafy, Frank Thadeusz, Christian Wüst. *Autorin:* Rafaela von Bredow

**KULTUR** Leitung: Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbein (stellv.). *Redaktion:* Verena Araghi, Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Julia Bonstein, Nikolaus von Festenberg, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Wolfgang Höbel, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Timm, Dr. Susanne Weingarten

*KulturSPIEGEL:* Marianne Wellershoff (verantwortlich), Tobias Becker, Anke Dürr, Daniel Sander, Claudia Voigt

**GESELLSCHAFT** Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schnibben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Ralf Hoppe, Ansbert Kneip, Djalila Krahe. *Reporter:* Uwe Buse, Ullrich Fichtner, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Alexander Osang

**SPORT** Leitung: Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

**SONDERTHEMEN** Leitung: Dietmar Pieper, Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Karen Andresen, Annette Bruhns, Angela Gatterburg, Annette Großbongardt, Uwe Klüßmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

**PERSONALIEN** Katharina Stegelmann; Petra Kleinau

**CHEF VOM DIENST** Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

**SCHLUSSREDAKTION** Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Huneke, Anke Jensen, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Tapio Sirkka, Ulrike Wallenfels  
*Sonderhefte:* Karl-Heinz Körner

**BILDREDAKTION** Michael Rabanus (verantwortlich für Innere Heftgestaltung), Claudia Jeczawski, Claus-Dieter Schmidt, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz. E-Mail: [bildred@spiegel.de](mailto:bildred@spiegel.de)

**GRAFIK** Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

**LAYOUT** Wolfgang Busching, Ralf Geilheufe, Reinhold Wurst; Michael Abke, Christel Basilon, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Petra Gronau, Kristian Heuer, Sebastian Raulf, Barbara Rödiger, Martina Treumann, Doris Wilhelm  
*Sonderhefte:* Jens Kuppi, Rainer Sennewald

**PRODUKTION** Christiane Stauder, Petra Thormann

**TITELBILD** Stefan Kiefer; Iris Kuhlmann, Gershom Schwalfenberg, Arne Vogt

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND**  
**BERLIN** Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

**DRESDEN** Steffen Winter, Wallgätschen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

**DÜSSELDORF** Georg Bönisch, Andrea Brandt, Frank Dohmen, Barbara Schmid-Schalenbach, Karlsplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

**FRANKFURT AM MAIN** Matthias Bartsch, Simone Kaiser, Christoph Pauly, Oberlindau 80, 60323 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

**KARLSRUHE** Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

**MÜNCHEN** Dinah Deckstein, Conny Neumann, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

**STUTTGART** Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

**REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND**

**ABU DHABI** Alexander Smoltczyk, P.O. Box 35 209, Abu Dhabi

**BANGKOK** Thilo Thielke, Tel. (0066) 22584037

**BELGRAD** Renate Flottau, [renate.flottau@spiegel.de](mailto:renate.flottau@spiegel.de)

**BRÜSSEL** Hans-Jürgen Schlamp, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

**ISTANBUL** Daniel Steinvoth, P.K. 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2432080, Fax 2432079

**JERUSALEM** Christoph Schult, P.O. Box 9369, Jerusalem 91093, Tel. (00972) 26447494, Fax 26447501

**KAIRO** Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

**LONDON** Marco Evers, Suite 266, 33 Parkway, London NW1 7PN, Tel. (0044207) 2430889, Fax 2430899

**MADRID** Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (003491) 3910575, Fax 3192968

**MOSKAU** Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

**NAIROBI** Horand Knaup, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

**NEW DELHI** Padma Rao, 101, Golf Links, New Delhi 110003, Tel. (009111) 24652118, Fax 24652739

**NEW YORK** Klaus Brinkbäumer, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

**PARIS** Dr. Stefan Simons, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

**PEKING** Andreas Lorenz, Sanlitun Dongsanjie Gongyu 2-1-31, Peking 100 600, Tel. (008610) 65323541, Fax 65323543

**RIO DE JANEIRO** Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

**ROM** Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

**SAN FRANCISCO** Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

**SHANGHAI** Dr. Wieland Wagner, Grosvenor House 8 E/F, Jinjiang Hotel, 59 Maoming Rd. (S), Shanghai 200020, Tel. (008621) 54652020, Fax 54653311

**SINGAPUR** Jürgen Kreml, 5 Hume Avenue # 0404, Hume Park 1, 598720 Singapur, Tel. + Fax (0065) 63142004

**STAVANGER** Gerald Traufetter, Rygiaveien 33a, 4020 Stavanger, Tel. (0047) 51586252, Fax 51583543

**WARSAU** P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL-03-912 Warszawa, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

**WASHINGTON** 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

**DOKUAMENTATION** Dr. Hauke Janssen, Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Heinz Egleder, Johannes Eltzsch, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Cordelia Freiwald, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Catrin Hammy, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Immsich, Marie-Odile Jonot-Langheim, Michael Jürgens, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kessicki, Jan Kerbusch, Ulrich Klötzer, Anna Kovac, Sonny Krauspe, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Werner Nielsen, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Öfner, Thorsten Öltner, Andreas M. Peets, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Rainer Staudhammer, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szimm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Hans-Jürgen Vogt, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Andrea Wilkens, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelband, Anika Zeller

**LESER-SERVICE** Catherine Stockinger

**NACHRICHTENDIENSTE** AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washington Post, New York Times, Reuters, sid

**SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG**

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 64 vom 1. Januar 2010

Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, [www.spiegel-qc.de](http://www.spiegel-qc.de)  
Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertrieb: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden

Prinovis, Itzehoe

**VERLAGSLEITUNG** Fried von Bismarck, Matthias Schmolz

**GESCHÄFTSFÜHRUNG** Ove Saffe

## Service

**Leserbriefe**

SPIEGEL-Verlag, Brandstwierte 19, 20457 Hamburg  
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: [leserbriefe@spiegel.de](mailto:leserbriefe@spiegel.de)

**Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche**

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [artikel@spiegel.de](mailto:artikel@spiegel.de)

**Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:**

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

übriges Ausland:

New York Times Syndication Sales, Paris

Telefon: (00331) 53057650 Fax: (00331) 47421711

**für Fotos:**

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966  
E-Mail: [nachdrucke@spiegel.de](mailto:nachdrucke@spiegel.de)

**SPIEGEL-Shop**

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter [www.spiegel.de/shop](http://www.spiegel.de/shop)

Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

**SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)**

Telefon: (040) 3007-2948  
Fax: (040) 3007-857050  
E-Mail: [nachbestellung@spiegel.de](mailto:nachbestellung@spiegel.de)

**Ältere SPIEGEL-Ausgaben**

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196  
E-Mail: [spodats@t-online.de](mailto:spodats@t-online.de)

**Kundenservice**

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,

Sa. 10.00 – 16.00 Uhr

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg

Umzug/Urlaub: 01801 / 22 11 33 (3,9 Cent/Min.)\*

Fax: (040) 3007-857003

Zustellung: 01801 / 66 11 66 (3,9 Cent/Min.)\*

Fax: (040) 3007-857006

\* aus dem Mobilfunk max. 0,42 €/Min.

Service allgemein: (040) 3007-2700

Fax: (040) 3007-3070

E-Mail: [aboservice@spiegel.de](mailto:aboservice@spiegel.de)

**Kundenservice Schweiz**

Telefon: (0049) 40-3007-2700 Fax: (0049) 40-3007-3070

E-Mail: [kundenservice-schweiz@spiegel.de](mailto:kundenservice-schweiz@spiegel.de)

**Abonnement für Blinde**

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e. V.

Telefon: (06421) 606265 Fax: (06421) 606259

E-Mail: [info@blista.de](mailto:info@blista.de)

Elektronische Version, Stiftung Blindenanstalt

Frankfurt am Main

Telefon: (069) 95124-15 Fax: (069) 5976296

E-Mail: [m-kirchner@t-online.de](mailto:m-kirchner@t-online.de)

**Abonnementspreise**

Inland: zwölf Monate € 89,80

Sonntagszustellung per Eilboten Inland: € 709,80

Studenten Inland: 52 Ausgaben € 145,60 inkl.

6-mal UniSPIEGEL

Schweiz: zwölf Monate sfr 351,00

Europa: zwölf Monate € 244,40

Außerhalb Europas: zwölf Monate € 322,40

DER SPIEGEL als E-Paper:

zwölf Monate € 189,80

Halbjahresaufträge und befristete Abonnements

werden anteilig berechnet.

**Abonnementsbestellung**

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an

SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,

20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 3,65 pro Ausgabe (Normallieferung)

☐ für € 13,65 pro Ausgabe (Eilboten-zustellung am

Sonntag) mit dem Recht, jederzeit zum Monatsende

zu kündigen.

Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte

bekomme ich zurück.

Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht

besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten SP10-001-WT127



„Unser Star für Oslo“-Gewinnerin Meyer-Landrut: deutsches Popwunder

### KULTUR | Power-Girlie

Dank einer Abiturientin ist der Eurovision Song Contest spannend wie lange nicht. Welche Chancen hat Lena Meyer-Landrut beim größten Schlagerwettbewerb der Welt? SPIEGEL-ONLINE-Reporter analysieren die Konkurrenz – und berichten live vom Finale in Oslo.

### PANORAMA | Teufels Küche

Sandra Weber litt schon als Kind an Essstörungen, wog schließlich 220 Kilo. Sie wollte abnehmen. Und aß weiter. SPIEGEL ONLINE erzählt ihre Geschichte.

### SPORT | Planspiele

Bundestrainer Löw muss nach dem Ausfall von Michael Ballack das Team neu ausrichten. SPIEGEL ONLINE reist mit zum Trainingslager in Südtirol.

### WIRTSCHAFT | Wer zahlt?

Die Zahl der Erwerbstätigen sinkt, die der Rentner und Arbeitslosen steigt – immer weniger Menschen finanzieren den Sozialstaat. SPIEGEL ONLINE erklärt die dramatischen Auswirkungen für die Arbeitnehmer.

### POLITIK | Stunde der Wahrheit

Im Unterhaus verliert die Queen das Regierungsprogramm von Premier David Cameron. SPIEGEL ONLINE über die neue Ära im Königreich.

### REISE | Brasiliens Graffiti-Hauptstadt

Fabelwesen neben der Stadtautobahn, Wandgeister im Szeneviertel: São Paulo schmücken spektakuläre Graffiti. SPIEGEL ONLINE traf einen Künstler.

### einstages.de | Geschmacksrevolution



Kampf dem Gelsenkirchener Barock! Mit Lavalampe, Flokati und Fototapete zog der Pop in die guten Stuben der siebziger Jahre. Während die Avantgarde sich auf knallbunten Weltraum-Wohnlandschaften räkelte, zimmerten sich Do-it-yourself-Hippies ihre Furnierholzhölle in Eigenregie zusammen. einstages.de zeigt die schönsten Stilblüten der Dekade.

[www.spiegel.de](http://www.spiegel.de) – Schneller wissen, was wichtig ist

MONTAG, 24. 5., SAT.1

### SPIEGEL TV REPORTAGE

Die Sendung entfällt wegen des Pfingst-Sonderprogramms auf Sat.1.

DIENSTAG, 25. 5., 23.15 – 0.05 UHR | VOX

### SPIEGEL TV EXTRA

### Einsatz auf der Überholspur – Polizeijagd auf Raser

Häufigste Ursache für Verkehrsunfälle mit Toten in Deutschland ist zu hohe Geschwindigkeit. Mit Hightech-Radargeräten sowie zivilen Motorrädern mit modernster Videotechnik verfolgt die Polizei verstärkt Verkehrsrowdys.

SAMSTAG, 29. 5., 20.15 – 0.15 UHR | VOX

### SPIEGEL TV DOKUMENTATION

### D-Day – Tag der Entscheidung: das Protokoll einer Invasion

Am 6. Juni 1944 landen alliierte Truppen an der Küste der Normandie, um von hier aus das „Dritte Reich“ zu Fall zu bringen. SPIEGEL-TV-Autor



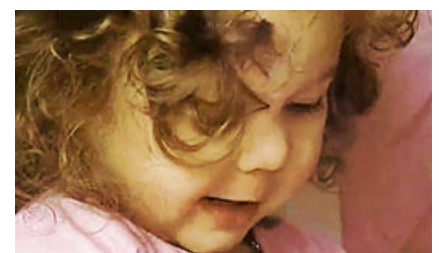
Omaha Beach, Normandie, 6. Juni 1944

Michael Kloft zeichnet mit Filmen, Fotos und originalen Dokumenten den Verlauf der dramatischen Ereignisse minutiös nach. Er besuchte die Originalschauplätze im Norden Frankreichs, befragte die letzten Zeitzeugen und sprach mit dem britischen Historiker und Bestsellerautor Antony Beevor.

SONNTAG, 30. 5., 22.00 – 22.45 UHR | RTL

### SPIEGEL TV MAGAZIN

**Alle gegen Merkel** – Aufstand der Provinzfürsten; **Der eingekesselte Präsident** – Unter Beschuss in der „Villa Somalia“; **Alles für meine Tochter** – Eine Mutter holt sich ihr Kind zurück.



Szene aus „Alles für meine Tochter“

## GESTORBEN

**Ronnie James Dio**, 67. Der stilbildende Sänger verschiedener Hard-Rock- und Metal-Bands war der selbsternannte „Mann der Teufelshörner“. Der Gruß mit ausgestrecktem Zeige- und kleinem Finger, die einen symbolischen Teufelskopf



SANDRO CAMPARDO / AP

bilden, verbindet heute alle Metal-Fans – auch wenn sie keine Satanisten sind. Dio, eigentlich Ronald James Padavona, begann seine Karriere schon in den späten Fünfzigern in einer Rockabilly-Band. Berühmt wurde er in den Siebzigern bei Hard-Rock-Bands wie Rainbow und Black Sabbath, bevor er sich Anfang der achtziger Jahre mit dem Projekt Dio selbstständig machte. Sein Bühnencharisma war legendär, mit seinem am Operngesang orientierten Stil definierte er eine ganz eigene Art des Metal-Gesangs, die sich von den Blueswurzeln des Rock emanzipiert hatte. Im November vergangenen Jahres wurde bekannt, dass der Musiker an Magenkrebs litt. Ronnie James Dio starb am 16. Mai in Houston, Texas.

**Hank Jones**, 91. Es gab nur wenige Jazz-Musiker, die mit solch einer Grandezza ihre Auftritte bestritten wie Hank Jones. Immer bestens gekleidet, immer mit einem Lächeln im Gesicht, den Schnurrbart stets exakt gestutzt. Aber es war nicht sein Äußeres, das den Pianisten zur Legende machte. Der 1918 in Vicksburg, Mississippi, geborene Jones war Teil einer Jazz-Dynastie. Gemeinsam mit seinen Brüdern, dem Schlagzeuger Elvin und dem Trompeter Thad Jones, bestimmte er eine ganze Epoche: die des Modern Jazz. Sein Spiel war feingliedrig und voller Reife, weshalb er einer der meistbeschäftigten Jazzpianisten der fünfziger bis neunziger Jahre wurde. Ob als kongenialer Partner der Jazz-Ikone Ella Fitzgerald, als Begleiter von Charlie Parker oder als Musiker mit Sammy Davis in dem Film „A Man Called Adam“ –



PHOTO CHRISTIAN HIN'S JAZZ INDEX

Jones war wendig und vielseitig wie nur wenige neben ihm. Auch Marilyn Monroe fiel das auf. Zu ihrem berühmten Geburtstagsständchen für John F. Kennedy 1962 im Madison Square Garden ließ sie sich von Meister Jones begleiten. Hank Jones starb am 16. Mai in New York.

**Fritz Sennheiser**, 98. In der Welt des guten Klangs gelten die Kopfhörer und Mikrofone des niedersächsischen Familienunternehmens Sennheiser Electronic bis heute als Meisterstücke deutscher Ingenieurskunst. Der gebürtige Berliner und studierte Elektro- und Nachrichtentechniker Sennheiser war zunächst als Wissenschaftler an der TH Hannover tätig und gründete 1945 im Provinzörtchen Wennebostel mit sieben Mitarbeitern einen Betrieb. Dort wurden Messgeräte, bald auch Mikrofone gebaut. Viel später, 1987, sollte eines aus seiner Produktion, das Rohrrichtmikrofon MKH 816, den sogenannten technischen Oscar gewinnen. Da hatte die Sennheiser-Klangtechnik längst Broadway und Hollywood erobert; heute beschäftigt das Unternehmen welt-



weit über 2000 Mitarbeiter. Sohn Jörg übernahm 1982 die Firmenleitung, 2008 betrug der Umsatz über 385 Millionen Euro, fast ein Drittel stammte aus dem Verkauf der Kopfhörer. Der Gründervater kam noch lange regelmäßig zu

Besuch und hätte eigentlich gern länger weitergemacht: „Es hat mir einfach Spaß gemacht.“ Fritz Sennheiser starb am 17. Mai in der Wedemark bei Hannover.

**Ludwig von Friedeburg**, 85. Er war radikal, streitlustig und seiner Zeit weit voraus: Als hessischer Kultusminister von 1969 bis 1974 wollte der Sozialdemokrat nichts weniger als das gegliederte Schulsystem abschaffen. Der Soziologe, der sich 1960 bei Theodor W. Adorno am Frankfurter Institut für Sozialforschung habilitierte, forderte die Einschulung mit fünf Jahren und vor allem die flächendeckende Einführung der Gesamtschule. Das Projekt scheiterte grandios; die Wähler liefen der SPD in Scharen davon. Friedeburg, Sohn eines Generaladmirals der Wehrmacht und selbst als jüngster deutscher U-Boot-Kommandant im Zweiten Weltkrieg im Einsatz, wandte sich wieder der Wissenschaft zu; auch als Direktor des Instituts für Sozialforschung blieb die Bildung für ihn das zentrale Thema. Die Bildungsreformen der letzten Jahrzehnte waren für ihn nichts als „Reförmchen“. Ludwig von Friedeburg starb am 17. Mai in Frankfurt am Main.



Pröll

**Josef Pröll**, 41, Vizekanzler und Finanzminister in Wien, erlebte einen unerwarteten medialen Höhenflug: als Sinnbild des angeschlagenen Euro. Mit lädiertem Achillessehne und eindrucksvoller Bein-schiene – das böse Ergebnis eines Tennismatches mit Sohn Alexander – schleppte sich der rundliche Parteichef der österreichischen Konservativen zu den Krisentreffen der Finanzminister in Brüssel und geriet, wie nie zuvor, in den Fokus der Kameras. Ob Spätnachricht oder Frühprogramm, überall war Pröll: hier als lebendes Synonym für Europas schwere Zeiten, dort als Mahnmal für den kranken Euro und dessen ungewisse Zukunft. Wer die Bildschirme erobert, schnellte auch im Radio und in den Printmedien auf der VIP-Skala nach oben. Von RBB Berlin bis zur „Financial Times Deutschland“ war der Kassenwart der kleinen Alpenrepublik plötzlich präsent. Prölls Pressesprecher war so begeistert, dass er seinem Chef, als der seine Schiene abschnallen durfte, verschmitzt riet, sie doch zum Eurogruppen-Finanzministertreffen am vorigen Montag als Handgepäck mitzunehmen. Doch Pröll wollte nicht mehr mit der Krücke punkten. Jetzt träumt er davon, mit Kompetenz aufzufallen.

**Helle Thorning-Schmidt**, 43, Chefin der dänischen Sozialdemokraten, muss um ihre Glaubwürdigkeit kämpfen – und ist

selbst schuld. Die Entscheidung, ihre 13-jährige Tochter ab dem nächsten Schuljahr in eine exklusive Kopenhagener Privatschule zu schicken, brachte der Hoffnungsträgerin der größten Oppositionspartei Häme und scharfe Kritik. Dänische Medien fanden nämlich heraus, dass Thorning-Schmidts Wahl ausgerechnet auf ein Bildungsinstitut gefallen ist, in dem so gut wie keine Ausländerkinder lernen. Peinlich für die Politikerin: Das sozialdemokratische Bildungsprogramm richtet sich ausdrücklich gegen integrationsunwillige Privatschulen; staatliche Zuschüsse, die den Betrieb überhaupt möglich machen, sollen bei einem Regierungswechsel gestrichen werden. Das „Ekstra-Bladet“ kommentierte schadenfroh: „Wenn Helle Thorning an die Macht kommt, kann sie gleich mal die Schule ihrer eigenen Tochter schließen.“

**Pink**, 30, amerikanischer Popstar, flattern vor ihrer Europatour die Nerven. Via Twitter jammerte die Sängerin von „So What“: „Verbrachte den ganzen Tag mit Packen. Nur noch drei Tage, dann müsste ich so weit sein, das Zeug in Koffern zu verstauen. Mein Kopf ist völlig wirr.“ Noch schlimmer als das Zusammenstellen ihrer Garderobe setzt der Musikerin anscheinend ein hartes Trainingsprogramm zu. Für ihre zum Teil akrobatischen Tanzeinlagen muss Pink Stunden im Fitnessclub verbringen. Davon hat sie die Nase



Pink

gründlich voll: „Wenn ich noch ein einziges Sit-up machen muss, fange ich an zu heulen. Ich mache das nicht mehr!“ Das erste Konzert wird kommende Woche in Köln stattfinden.

**Mark Zuckerberg**, 26, umstrittener Mitbegründer des Internetnetzwerks Facebook, steht nicht nur im wahren Leben unter Beschuss. In einer schwarzen Komödie soll Zuckerberg als sexbesessener, unaufrichtiger, autistischer Super-Nerd gezeigt werden. Hollywood-Regisseur David Fincher („Der seltsame Fall des Benjamin Button“) arbeitet bereits an dem



Zuckerberg

40-Millionen-Dollar-Film mit dem Titel „The Social Network“, der die Gründungsgeschichte von Facebook erzählt. Darsteller des Milliardärs ist Jesse Eisenberg, 26. Der New Yorker hatte gerade in „Zombieland“ die Rolle des Columbus. Als Überlebender einer Monsterattacke erklärt er in dem Film, dass er in der Zombie-Welt eines überhaupt nicht vermisst: Facebook. Dort seien ihm ständig private Banalitäten aufge-drängt worden.

**Cem Özdemir**, 44, Parteivorsitzender der Grünen, und Michael Vesper, Generaldirektor des Deutschen Olympischen Sportbundes, teilten vorvergangenen Freitag ein ähnliches Schicksal: Beide hatten Stress mit dem Dresscode einer Galaveranstaltung. Sie waren eingeladen, an der Verleihung der „Sportpyramide“ im Berliner Adlon-Hotel teilzunehmen: Die ehemalige Eiskunstläuferin Katharina Witt wurde von der Deutschen Sporthilfe für ihr Lebenswerk ausgezeichnet. Was man denn da so anziehe, wollte Özdemir von Vesper wissen. Smoking? Den müsse er sich irgendwo leihen. Nach etlichen Telefonaten gelang es ihm, einen Leihsmoking zu organisieren. Währenddessen entdeckte Vesper, dass er seine Man-

DAN ANNETT / CORBIS OUTLINE



**Lady Gaga**, 24, Meisterin der freizügigen Selbstinszenierung, empfiehlt Enthaltensamkeit. Dies erfuhr Greyson Chance, Schüler aus Oklahoma, der mit einer Cover-Version von Lady Gagas Hit „Paparazzi“ zum Internetstar wurde; sein Video erhielt bei YouTube innerhalb kürzester Zeit mehr als 17 Millionen Klicks. Eine Fernseh-Produktionsfirma lud den Zwölfjährigen vorvergangene Woche nach Los Angeles zu einer Talkshow ein. Den Höhepunkt des TV-Abends bildete ein Anruf der Popdiva höchstpersönlich. Lady Gaga wünschte dem Teenager Glück und erteilte ihm Ratschläge: „Glaub an deine Träume, arbeite wirklich hart, sei konzentriert!“ Und ganz wichtig: „Halte dich fern von Mädchen.“

schettenknöpfe vergessen hatte. Der grüne Minister a. D. rief Freund Cem an: Ob der ihm aushelfen könne? Doch Özdemir, der in Ermangelung einer Fliege inzwischen einen ganz normalen dunklen Anzug angezogen hatte, benötigte seine Manschettenknöpfe selbst. Vesper behalf sich mit zwei Sicherheitsnadeln, was nicht unbemerkt blieb: Brandenburgs Regierungschef Matthias Platzeck (SPD) fand

viel Vergnügen daran, ihn fortwährend auf seine „ausgesucht schönen“ Manschettenknöpfe anzusprechen.

**Jacob Zuma**, 68, Präsident Südafrikas, spricht öffentlich über seine Beschneidung und will damit einen Beitrag zur Aidsbekämpfung leisten. Die Maßnahme kann das Risiko einer HIV-Infektion tatsächlich verringern – für den Mann. Bei

den Zulus, dem größten Volksstamm Südafrikas, dem auch Zuma angehört, ist Beschneidung seit 200 Jahren verboten. Der Präsident hofft, mit seinem Outing andere Männer zu dem Eingriff zu ermuntern. Aids ist in Südafrika weit verbreitet; der Gebrauch von Kondomen, der einzig wirksame Schutz vor einer Ansteckung mit der Seuche, soll jetzt auch staatlicherseits gefördert werden. Zuma, der drei Ehefrauen hat und kürzlich zugab, ungeschützten Sex mit einer weiteren Frau gehabt zu haben, galt bisher nicht gerade als Pionier der Aufklärung. Nachdem er vor einem Monat sein (negatives) HIV-Testergebnis verkündet hat, versprach er jetzt eine Intensivierung der Präventions- und Therapiemaßnahmen im Land.



Zuma

**Bernadette Chirac**, 77, ehemalige First Lady Frankreichs aus altem Adel und Verfechterin konservativer Werte, wird zur Mode-Ikone. Erst vor kurzem ist Madame dank ihres „weiblichen Blicks“ zum neuen Aufsichtsratsmitglied des weltweit größten Luxuskonzerns Moët Hennessy – Louis Vuitton (LVMH) gewählt worden. Jetzt schmückt das Konterfei der Politikerin luftige Sommer-T-Shirts. Ihre Fans können die Obertheile für 29 Euro im Internet erwerben. Die Idee dazu stammt von einem jungen Pariser Designer, Marc Delattre. Auf seinem Online-Verkaufsportal erklärt er seine Wahl: „Bernadette est chouette et tout le monde l’aime“ („Bernadette ist klasse und alle lieben sie“). Auch die passenden bunten Sonnenbrillen kommen offenbar gut an. „Wenn Sie dieses Jahr in Saint-Tropez oder auf Ibiza im Trend sein wollen“, so das Urteil in einem Mode-Blog, „dann brauchen Sie unbedingt diese Brillen.“ Ein Teil des Verkaufserlöses kommt einem humanitären Zweck zu.



Chirac-T-Shirt

Aus der „Stuttgarter Zeitung“: „De Gea ist dünn, die langen Arme mit den enormen Handschuhen schlackern an den leicht x-förmigen Beinen.“

## Sparpaket geschnürt

Es wird teurer: Bildung, Parken und Sterben

Aus dem Rems-Murrer „Stadtanzeiger“

Aus einer Anzeige für ein Wohnprojekt in „Der Grazer“: „Die barrierefreie Planung bestätigt die Nachhaltigkeit des Wohnens. Ein weiteres Kriterium bei der Umsetzung der Planung war die Uneinsichtigkeit unter den Bewohnern.“



Kleinanzeige aus dem „Pfälzer Raumungsmarkt“

Aus dem „Kölner Stadt-Anzeiger“: „Unangefochtener Star des Christen-Treffens war die frühere hannoversche Landesbischofin Margot Käßmann, die in München nach ihrem Rücktritt als Bischöfin und Ratsvorsitzende der Evangelischen Kirche (EKD) wegen einer Trunkenheitsfahrt mehrere umjubelte Auftritte feierte.“

## Sie sollten ihm den Hintern küssen

Eishockey-Superstar Jaromir Jagr trifft, aber seine tschechische Mannschaft taumelt

Aus den „Nürnberger Nachrichten“

## Ostwestfalen-Lippe Amt wirft Auge auf Ü-Eier

Aus dem „Westfalen-Blatt“

Aus einer Rezension in der „Frankfurter Allgemeinen“: „... die Sätze, die in den entscheidenden Minuten nicht gesagt werden, hallen im Leser lange nach.“

Aus dem SPIEGEL: „Wie kam es zum Sex zwischen Menschen und Neandertalern?“

## Zitate

*Der „Tagesspiegel“ zum SPIEGEL-Gespräch „Ende der Behutsamkeit“ mit Hessens Ministerpräsident Roland Koch über die Notwendigkeit drastischer Sparmaßnahmen (Nr. 20/2010)*

Das Perfide an Kochs Beitrag zur Lage sind nicht seine eher allgemeinen Worte zur Notwendigkeit des Sparens, sondern sein Hinweis im SPIEGEL-Interview auf eine Alternative: „Was wäre wohl los gewesen, wenn ich zuerst über die rund 80 Milliarden Euro staatlichen Zuschüsse zur Rentenversicherung gesprochen hätte? Dann wären Vertreter der älteren Generation mit derselben Empörung über mich hergefallen wie jetzt die Bildungspolitiker.“ Was Koch nicht sagt: Die ältere Generation, das ist die Mehrheit – und die scheint ihm das Wichtigste zu sein.

*Die „Financial Times Deutschland“ dazu:*

Es ist wahrscheinlich seine Lieblingsfrage, auch wenn Roland Koch das natürlich nie zugeben würde. Ob er bereit sei, als Finanzminister nach Berlin zu wechseln, das wird er jetzt wieder öfter gefragt. Vor einer Woche sagte er: „Ich bin Ministerpräsident von Hessen. Dabei bleibt es. Punkt. Aus.“ Im SPIEGEL-Interview hat er ein bisschen variiert. „Es gibt keinen Grund, diese Frage zu diskutieren“, sagt er jetzt. Was viel heißen kann.

*Die spanische Tageszeitung „El Mundo“ zum SPIEGEL-Gespräch „Wir erleben dramatische Zeiten“ mit dem Chef der europäischen Zentralbank Jean-Claude Trichet (Nr.20/2010):*

Der Präsident der Europäischen Zentralbank, Jean-Claude Trichet, glaubt, dass die dramatischen Vorgänge in der Euro-Zone vergangene Woche mit dem Zustand nach dem Zusammenbruch von Lehman Brothers vergleichbar seien ... Im deutschen Wochenmagazin DER SPIEGEL urteilt Trichet, dass wir „seit September 2008 in der schwierigsten Situation seit dem Zweiten Weltkrieg, vielleicht sogar seit dem Ersten“ sind.

*Der britische „Guardian“ dazu:*

Europa braucht einen „Quantensprung“ was die Wirtschaftspolitik der Euro-Zone betrifft, um die Ängste der Märkte, dass die Probleme Griechenlands sich ausbreiten, einzudämmen. Das sagte der Präsident der Europäischen Zentralbank, Jean-Claude Trichet ... Seine Aussagen, in einem Interview mit dem deutschen Nachrichten-Magazin DER SPIEGEL, wurden als ein Versuch gewertet, deutsche Kritiker am Rettungspaket für Griechenland zu beschwichtigen.